

Sexuologie

Herausgegeben von der Akademie für Sexualmedizin

Inhalt

90 Editorial

Themenschwerpunkt

91 Internet-Sexualität: Spektrum und Chancen

Nicola Döring

106 Die kriminogenischen Qualitäten des Internets – Zur Sammlung und Verbreitung von Missbrauchsbildern von Kindern

Max Taylor, Ethel Quayle

114 Porno, Dating, Beziehungswünsche: Sexualität und Partnerschaft im Internet

Christoph J. Ahlers

119 Prostitution bei Studentinnen – Resultate einer Online-Studie

Johann F. Kinzl, Verena Eisenmann, Martina Brancalion

126 Internet 2010 – Informationsgesellschaft 2020

Klaus Rebensburg

139 Internet und neue Medien: Perspektiven für die Sexualmedizin

Klaus M. Beier, Laura F. Kuhle

Originalarbeiten

147 Sexualmedizin in der hausärztlichen Praxis: Gewachsenes Problembewusstsein bei nach wie vor unzureichenden Kenntnissen

Dagmar A. Cedzich, Hartmut A. Bosinski

Humboldt-Dialog

160 Begrüßung und Einführung zum Humboldt-Dialog und der Verleihung des Stiftungspreises

Klaus M. Beier

163 Begrüßungsworte im Namen der Mendelssohn-Gesellschaft

Thomas Lackmann

164 Laudatio auf Jürgen Trabant anlässlich der Verleihung des Stiftungspreises der Wilhelm-von-Humboldt-Stiftung

Peter Bieri

166 Zweiheit in der Sprache

Jürgen Trabant

170 Laudatio auf Heino Meyer-Bahlburg anlässlich der Verleihung des Stiftungspreises der Wilhelm-von-Humboldt-Stiftung

Hartmut A.G. Bosinski

173 Die Zweiheit im Geschlecht?

Heino F. L. Meyer-Bahlburg

Aktuelles

179 Rezensionen, Jahresinhaltsverzeichnis

Anschrift der Redaktion

Redaktion der Sexuologie, Institut für Sexualwissenschaft und Sexualmedizin des Universitätsklinikums Charité, Luisenstrasse 57, D-10117 Berlin, Tel.: 030 / 450 529 301 (Fax: -529 992), e-mail: sexuologie@sexualmedizin-akademie.de

Anzeigen: MediaService Marschall, AnzeigenMarketing, Tel. 030-7719959, 030-81877980, Fax: 030-7713432, www.mediamarschall.de, info@mediamarschall.de

Anzeigenpreise: Gültig ist die Preisliste vom 1. Januar 2010

Lieferkonditionen (2010): Volume 17 (1 Band mit 4 Heften, Auslieferung in zwei Doppelheften)

Abopreise* (2010): Deutschland, Österreich, Schweiz: Institutionelle Abnehmer 212,00 €; persönliche Abonnenten 156,00 €; Mitglieder der Akademie für Sexualmedizin beziehen die Sexuologie zum Sonderpreis, bitte anfragen.

* Die Preisangaben sind unverbindliche Preisempfehlungen. Preisänderungen müssen wir uns vorbehalten. Alle Preise verstehen sich exklusive Versandkosten und exklusive Umsatzsteuer. Bei der Rechnungsstellung wird Umsatzsteuer gemäß der zum Rechnungszeitraum geltenden Richtlinien erhoben. Kunden in den EU-Ländern werden gebeten ihre Umsatzsteuernummer anzugeben.

Abonnements: Redaktion der Sexuologie, Institut für Sexualwissenschaft und Sexualmedizin des Universitätsklinikums Charité, Luisenstrasse 57, D-10117 Berlin, Tel.: 030 / 450 529 301 (Fax: -529 992), e-mail: sexuologie@sexualmedizin-akademie.de

Kündigung von Abonnements: Abonnements laufen jeweils für ein Kalenderjahr und werden unbefristet bis auf Widerruf verlängert, falls nicht bis zum 31. Oktober des Jahres gekündigt wird.

Bankverbindung: Deutsche Ärzte und Apothekerbank, Account No. 070 3829952 (BLZ 30060601); IBAN: DE04300606010703829952; BIC/SWIFT: DAAEDED

Bitte geben Sie bei der Zahlung Ihre vollständigen Daten an.

Copyright: Alle Artikel, die in dieser Zeitschrift veröffentlicht werden, sind urheberrechtlich geschützt, alle Rechte vorbehalten. Ohne schriftliche Erlaubnis der Akademie für Sexualmedizin ist es verboten, Teile der Zeitschrift in irgendeiner Form zu reproduzieren. Dies beinhaltet ebenso die Digitalisierung, als auch jede andere Form der elektronischen Weiterverarbeitung, wie Speichern, Kopieren, Drucken oder elektronische Weiterleitung des digitalisierten Materials aus dieser Zeitschrift (online oder offline). Für den allgemeinen Vertrieb von Kopien für Anzeigen- und Werbezwecke, für die Neuzusammensetzung von Sammelbänden, für den Wiederverkauf und andere Recherchen muss eine schriftliche Erlaubnis von der Akademie eingeholt werden.

Satz: Rainer Alisch, Taunusstraße 8, 12161 Berlin

Druckerei, Bindung: Gutenberg Druckerei GmbH Weimar · Postfach 2008 · 99401 Weimar

(∞) Seit Band III, Heft 1 (1996) erfüllt das Papier, das für diese Zeitschrift genutzt wurde, die Anforderungen von ANSI/NISO Z39.48-1992 (Beständigkeit von Papier).

Hergestellt in Deutschland

Alle Rechte vorbehalten.

Covergestaltung: Lothar Jänichen, Dornburg/Saale
unter Verwendung eines Motives von Getty Images)
(Deutsche Fachpresse)

© Akademie für Sexualmedizin



Abstracted/Indexed in BIOSIS --CAB Abstracts --Chemical Abstracts Service (CAS) --Chemical Abstracts (SEXUEX) --EMBASE/Excerpta --Medica --PSYINDEX --PsycINFO

Liebe Leserinnen und Leser der Sexuologie,

einige von Ihnen werden in der letzten Zeit auf den Feuilletonseiten der großen Tages- und Wochenzeitungen auf den Begriff des „Cyber-Groomings“ und die damit verbundenen Diskussionen über dessen Strafbarkeit gestoßen sein. Der Sachverhalt als solcher bezieht sich auf die Nutzung des Internets, um Kontakt zu Kindern herzustellen, sich mit ihnen zu verabreden, damit es letztlich zu Sexualkontakten kommt. Rein rechtlich gesehen scheint die Frage der Strafbarkeit klar: 2003 wurde mit Paragraph 176 Abs. 4 Nr. 3 StGB ein Tatbestand beschrieben, wonach zu bestrafen ist, wer durch eine „Schrift i.S.v. § 11 Abs. 3 StGB“ auf ein Kind einwirkt, um es zu sexuellen Handlungen zu veranlassen. „Schrift“ meint hier auch die Kommunikation über das Internet.

Die Diskussion zeigt aber, dass diese Formulierungen keinesfalls alle Möglichkeiten, die sich mit den modernen Kommunikationstechnologien bieten, im Sinne einer Strafverfolgung abdecken können, einmal ganz davon abgesehen von der faktischen Realisierbarkeit.

Hinzu kommt noch etwas anderes: Für die Adressaten des „Cyber-Groomings“ – die sog. „Digital Natives“, Kinder und Jugendliche, die mit den neuen Technologien in einer bislang unvorstellbaren Selbstverständlichkeit aufwachsen – bildet die virtuelle Welt des Internets auch so etwas wie ein Paralleluniversum zur realen Welt, in dem sie das Gefühl haben, unter sich zu sein, aber auch ihre elementaren Bedürfnisse nach Nähe realisieren. Lehrer und Eltern bekommen von all dem selten etwas mit,

schon allein deswegen, weil sie kaum über die grundlegenden Informationen über die neusten Entwicklungen verfügen, von der Zeit sich damit intensiver zu beschäftigen, ganz abgesehen.

Wenn wir mit diesem Heft einen Schwerpunkt zum Thema „Sexualität und Internet“ anbieten, sind wir uns dessen bewusst, dass wir nur einen winzigen Teil der Entwicklung vorstellen können. Die Beiträge gehen vor allem auf die 34. Tagung der Akademie für Sexualmedizin vom Mai diesen Jahres zurück. Neben den Beiträgen, die sich mit den Gefahren beschäftigen, werden auch Möglichkeiten angedacht, mittels der neuen Medien – zumindest perspektivisch – präventive, diagnostische und therapeutische Aufgaben der Sexualmedizin in einem breiteren Umfang bewältigen zu können.

Hinweisen möchten wir auch auf die Beiträge unter dem Themenfeld „Humboldt-Dialog“, die auf die diesjährige Verleihung des Stiftungspreises der *Wilhelm von Humboldt-Stiftung* zurückgehen und dem Motto „Zweiheit und Freiheit“ stehen.

Auch wenn mit Wilhelm von Humboldt ein Name aufgerufen wird, der in die Vergangenheit verweist, schlagen die an sein Denken anschließenden Beiträge eine Brücke in die unmittelbare Gegenwart (auch) der modernen Technologien: „Zweiheit“ rekurriert auf ein Wesensmerkmal des Menschen, das der Sozialität, die sich in den unterschiedlichsten Varianten realisieren kann und für die eben auch das Internet in all seiner Ambivalenz ein ideales Medium ist.

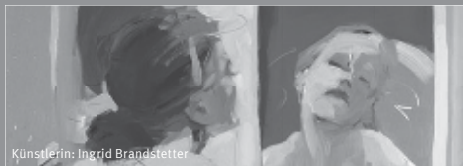
Rainer Alisch, für die Redaktion



40. Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Psychosomatische Frauenheilkunde und Geburtshilfe

Die Psyche im Spiegel der Hormone

23.–26.02.2011



Künstlerin: Ingrid Brandstetter

International School Hamburg
Hemmingstedter Weg 130 • 22609 Hamburg

Anmeldung und Informationen: www.conventus.de/dgpf2011

Workshops

- I Hormonelle und psychische Aspekte von Geschlechtsidentität und -entwicklung
- II Körpergefühl und Verhütung im Jugendalter – aktuelle Daten aus der Studie Jugendsexualität und Konsequenzen für die gynäkologische Praxis
- III Psychoneuroendokrinologie der Elternschaft
- IV Schilddrüse und Psyche
- V Psychosoziale Beratung bei Wunsch nach Gametenspende

Gruppenarbeiten

- 1 Unerfüllter Kinderwunsch
- 2 Übungen zur Kommunikation bei schwierigen Themen
- 3 Was das Herz begehrt – Weiblichkeit und Menopause im Spielfilm

- 4 Luna Yoga oder Hormon Yoga zur Regulierung und Vorbeugung von hormonellen Störungen
- 5 Gynäkologische Grundkenntnisse für Psychotherapeuten und andere Interessierte
- 6 Non-verbale Kommunikation in der beruflichen und persönlichen Kontaktaufnahme
- 7 Beziehungsbühne Kreißsaal – die Bedeutung der Beziehung und Kommunikation für die Sicherheit der Geburtsgestaltung
- 8 Sind es nur die Hormone? – Einzel- und Paarinterventionen bei psychosomatischen Störungen während Schwangerschaft und Wochenbett
- 9 Sexualmedizin in der gynäkologischen Praxis
- 10 Tango –Tanz der Hormone

Internet-Sexualität: Spektrum und Chancen

Nicola Döring

Internet sexuality: Scope and opportunities

Abstract

The scope of online sexual activities (OSA) is broad. It covers sexuality-related information, entertainment, contacts, communities, products and services. Both in the mass media and scientific literature internet sexuality is often portrayed as predominantly dangerous and related to severe clinical and forensic problems. The majority of internet users report neutral or positive outcomes of their self-directed sexual online activities, though. Sexual health promotion in an Internet era needs to target problematic sexual online behavior with appropriate diagnostic and therapeutic tools. At the same time, it is necessary to both investigate and foster non-problematic, sexually constructive online sexual activities. This article first explains the concept of sexuality-related online literacy and then describes the opportunities that different types of online sexual activities offer. This perspective – informed by media studies and communication science as well as media education – helps to overcome media-deterministic threat scenarios. Instead, it stresses the exertion of positive sexual human rights on the Internet and beyond, with an emphasis on both individual and collective agency.

Keywords: Sexual activities, internet, sex education, erotica, masturbation

Zusammenfassung:

Das Spektrum sexueller Online-Aktivitäten ist groß. Es umfasst sexualbezogene Information, Unterhaltung, Kontakte, Gemeinschaften, Produkte und Dienstleistungen. In der breiten Öffentlichkeit sowie in der Fachliteratur erscheinen sexuelle Internet-Aktivitäten oft als gefährlich und mit gravierenden klinischen und forensischen Problemen verknüpft. Doch die Mehrheit der Internet-Nutzer_innen erlebt ihre selbst gestalteten sexuellen Online-Aktivitäten als harmlos oder bereichernd. Im Sinne einer Förderung sexueller Gesundheit ist es notwendig, sexuelles Problemverhalten im Internet zu erkennen und zu behandeln. Gleichzeitig ist es erforderlich, nicht-problematisches, sexuell konstruktives Online-Verhalten wissenschaftlich zu untersuchen und zu fördern. Der Beitrag erläutert zunächst das Konzept der sexualbezogenen Internet-Kompetenz und beschreibt dann anhand konkreter Internet-Beispiele die Chancen,

die mit unterschiedlichen sexuellen Online-Aktivitäten verbunden sind. Eine solche medien- und kommunikationswissenschaftlich sowie medienpädagogisch fundierte Betrachtungsweise der Internet-Sexualität trägt dazu bei, mediendeterministische Bedrohungsszenarien zu überwinden. Stattdessen rücken individuelle und kollektive sexuelle Handlungsmöglichkeiten im Internet stärker in den Fokus, die als Beitrag zur Wahrnehmung positiver sexueller Menschenrechte verstanden werden können.

Schlüsselwörter: Sexuelle Aktivitäten, Internet, Sexuallaufklärung, Erotika, Masturbation

Einleitung

Neben ihrer Fortpflanzungsfunktion hat Sexualität für die allermeisten Menschen vor allem eine Lust-, Beziehungs- und Identitätsfunktion. Alle vier Sexualfunktionen werden durch das Internet und seine vielfältigen Angebote unterstützt (vgl. Sielert, 2005, für eine weitere Auffächerung der Funktionen siehe Starke, 2008):

- ◆ *Fortpflanzungsfunktion:* Wir können uns online beispielsweise über Möglichkeiten der Schwangerschaftsverhütung oder der Reproduktionsmedizin informieren.
- ◆ *Lustfunktion:* Wir können im Internet sexuell explizite Geschichten, Bilder und Filme passend zum eigenen Begehren lustvoll rezipieren – oder auch selbst produzieren und mit anderen teilen.
- ◆ *Beziehungsfunktion:* Wir können mittels computervermittelter Kommunikation bestehende sexuelle Beziehungen pflegen und neue erotische Kontakte knüpfen.
- ◆ *Identitätsfunktion:* Wir können im Online-Austausch mit Gleichgesinnten unsere sexuellen Identitäten erkunden und bestätigen.

Sexualbezogene Internet-Nutzung ist heute keine exotische Randerscheinung, sondern alltäglich: Die meisten Deutschen – insbesondere nahezu alle Jugendlichen und jungen Erwachsenen – sind inzwischen online. Und die Mehrzahl der Onliner_innen dürfte laut Forschungsstand

zur Internet-Sexualität das Netz auch schon in der einen oder anderen Weise sexualbezogen genutzt haben (vgl. Döring, 2008, 2009b). Die regelmäßigen bevölkerungsrepräsentativen Erhebungen zur Internet-Nutzung in Deutschland (z.B. ARD/ZDF-Onlinestudie, JIM-Studie) sparen das Thema Sexualität bislang leider aus. Genaue Daten zur Verbreitung und Häufigkeit unterschiedlicher Formen der sexuellen Internet-Nutzung in Deutschland sind deswegen aktuell nicht verfügbar.

Der vorliegende Beitrag widmet sich den Chancen der Internet-Sexualität, von denen insbesondere diejenigen profitieren, die über sexualbezogene Internet-Kompetenz verfügen. Dabei wird ein breites Spektrum sexualbezogener Internet-Aktivitäten in Blick genommen und anhand zahlreicher konkreter Internet-Angebote veranschaulicht. Denn kritische Distanz und Gegenstandsferne sind weder geeignet, um konstruktive Aneignungsweisen wissenschaftlich zu untersuchen, noch um sie praktisch zu fördern.

Die Chancen der Internet-Sexualität

Unter allen Medien nimmt das Internet eine besondere Stellung ein, wenn es um die Gestaltung sexueller Kulturen und individueller sexueller Lebensweisen geht. Die notwendige Betonung der Chancen der Internet-Sexualität ist jedoch nicht mit einer Negierung von Risiken gleichzusetzen, vielmehr gehen beide in der Regel Hand in Hand.

Diskretion und Vielfalt im Internet

Es ist kein Wunder, dass Sexualität im Internet eine so wichtige – wenn auch keinesfalls eine zentrale – Rolle spielt: Jedes neue Medium wird auch sexuell angeeignet, das war bei Buchdruck, Fotografie oder Video nicht anders. Zudem ist das Internet aufgrund seiner medialen Besonderheiten gut geeignet für die von Neugier wie Unsicherheit, Faszination wie Abscheu, Stolz wie Scham geprägte Auseinandersetzung mit dem Sexuellen. Denn das Internet bietet relativ kostengünstig (*Affordability*) jederzeit und überall (*Accessibility*) diskreten Zugang (*Anonymity*) zu sexualbezogenen Inhalten (so genannte Triple-A-Engine der Internet-Sexualität, Cooper, 1998). Dabei ist der online verfügbare Pool an sexuellen Ressourcen und Kontakten von historisch *einmaliger Größe und Vielfalt*. Internet-Inhalte lassen sich durch das digitale Format komfortabler und vielfältiger verwalten und bearbeiten und sind Menschen mit Handicaps eher zugänglich (z.B. können sich Blinde erotische Online-Ge-

schichten per Screen-Reader vorlesen lassen, ein entsprechendes Medienangebot in Braille-Schrift liegt nicht vor; vgl. Noonan, 2007).

Das seit 2005 sich entwickelnde Web 2.0 („Mitmach-Web“) erleichtert es den Internet-Nutzer_innen, nicht nur vorhandene Inhalte zu rezipieren, sondern auf entsprechenden Online-Plattformen auch eigene Beiträge (z.B. selbst produzierte erotische Geschichten, Fotos, Filme, authentische Erfahrungsberichte, so genannter User-generated Content) zu veröffentlichen und mit anderen zu diskutieren. Man spricht von *Partizipationskultur* (participatory culture), um die Tendenz zu beschreiben, dass immer mehr Mediennutzer_innen – entsprechende Motivation und Kompetenz vorausgesetzt – sich auf unterschiedlichen Online-Plattformen auch als Medienproduzent_innen betätigen (Jenkins, 2009). Vergleichbare öffentliche und halböffentliche soziale Räume für einen offenen Austausch über sexuelle Inhalte existieren außerhalb des Internet kaum.

Keine Chancen ohne Risiken

Den konstruktiven, gesundheitsförderlichen Potenzialen sexualbezogener Internet-Nutzung stehen selbstverständlich auch Risiken gegenüber. Diese ergeben sich aus problematischen Internet-Inhalten (z.B. Fehlinformationen) und/oder problematischen Nutzungsmustern (z.B. exzessive Vielnutzung). Das Extrem bilden illegale Angebote und Aktivitäten (z.B. Verbreitung oder Abruf von Kinderpornografie), die strafrechtlich verfolgt werden. Von ernsthaften Gefahren ist jedoch – offline wie online – meist nur eine sehr kleine Minderheit betroffen. Entsprechende Präventions-, Diagnose- und Interventions-Ansätze für deviante und pathologische sexualbezogene Internet-Nutzung liegen vor und sollen an dieser Stelle nicht vertieft werden (z.B. Cooper, 2000, 2002).

Vielmehr sollen jenseits des forensischen und klinischen Bereiches im Folgenden die zahlreichen konstruktiven Potenziale der Online-Sexualität beschrieben werden. Diejenigen Internet-Nutzer_innen, die sich aus der Bandbreite sexueller Online-Angebote das sie Interessierende aussuchen und mehr oder minder reflektiert damit umgehen, berichten oft von überwiegend positiven Effekten (z.B. Ray, 2007; Jacobs, 2007, Hald & Malamuth, 2008; Weinberg et al., 2010).

Diese positiven Wirkungen der Internet-Sexualität zu beschreiben und zu betonen, bedeutet nicht, Negativwirkungen zu verleugnen. Die Frage: Ist Internet-Sexualität schädlich *oder* nützlich, ist falsch gestellt. Sinnvoller ist es zu fragen, wie einerseits Negativwirkungen erkannt und verhindert und andererseits Positivwirkungen identifiziert und gefördert werden können. Während den

Risiken und Gefahren der Online-Sexualität in diversen Fachdisziplinen sowie in den Massenmedien viel Aufmerksamkeit geschenkt wird – teilweise bis hin zur Moralpanik etwa angesichts angeblicher „sexueller Verwahrlosung“ einer Internet-geprägten „Generation Porno“ (vgl. Siggelkow & Büscher, 2008, kritisch dazu Schetsche & Schmidt, 2010) – werden diesbezügliche Chancen bislang deutlich seltener umfassend gewürdigt. Es mehren sich jedoch die Beiträge, die diese Forschungslücke monieren und daran arbeiten, sie zu schließen.

Die Feststellung, dass Online-Sexualität (ebenso wie Offline-Sexualität) sowohl mit Risiken als auch mit Chancen einhergeht, gilt nicht nur auf individueller Ebene (wo z.B. bei der Online-Suche nach Liebes- und Sexualpartnern Lust und Frust oft eng nebeneinander liegen), sondern auch auf gesellschaftlicher Ebene. Aktuelle Diskurse rund um die – maßgeblich auch durch das Internet vorangetriebene – „Sexualisierung“ und „Pornografisierung“ der westlichen Welt werden hochgradig kontrovers geführt: Die einen warnen vor Werteverfall und Verrohung, die anderen loben Liberalisierung und Emanzipation. Doch auch hier gilt kein Entweder-Oder, sondern ein *Sowohl-als-Auch*: Das Internet kann – je nach Nutzungsform – sexuelle Menschenrechte fördern *und* bedrohen (vgl. Döring, 2009b). Für eine entsprechende ethische Bewertung ist deswegen von Pauschalaussagen Abstand zu nehmen und differenziert zu betrachten, wer in welchem Kontext das Internet wie sexualbezogen nutzt.

So kann das Internet im Zuge der Verbreitung illegaler Pornografie oder Homosexuellen-feindlicher Hetze zur Verletzung sexueller Menschenrechte beitragen. Gleichzeitig kann es zur Wahrung sexueller Menschenrechte beitragen, weil es die Verbreitung ethisch reflektierter alternativer Pornografien sowie die Vernetzung von Homosexuellen-Initiativen weltweit erleichtert. Sexueller Selbstausdruck, selbstgewählte sexuelle Kontakte, die Suche nach sexuellem Vergnügen und Befriedigung, all diese – durch das Internet oftmals erleichterten Aktivitäten – werden in der aktuellen internationalen Diskussion um sexuelle Gesundheit und sexuelle Menschenrechte ausdrücklich stärker hervorgehoben (so genannte *positive sexuelle Menschenrechte*) und als wichtige ethische Zielen den Schutzrechten an die Seite gestellt (WAS, 2008: 7f.).

Voraussetzungen für positive Effekte der Internet-Sexualität

Negative Wirkungen der Internet-Sexualität sind kein Automatismus – positive aber auch nicht. Nach einer Diskussion gängiger Medienwirkungsmodelle werden

Medienregulierung und Nutzerbildung als zwei zentrale Strategien vorgestellt, um positive Medienwirkungen zu begünstigen. Anschließend wird genauer erläutert, was Nutzerbildung in Form einer Förderung sexualbezogener Internet-Kompetenz bedeutet.

Interaktionale versus deterministische Medienwirkungsmodelle

Ob sexualbezogene Internet-Nutzung negative, neutrale oder positive Effekte nach sich zieht, ist nicht durch das Medium und seine Inhalte vorbestimmt. Entsprechende mediendeterministische Aussagen werden heute in der Medien- und Kommunikationswissenschaft sowie in der Medienpsychologie zurückgewiesen zugunsten interaktionistischer Wirkmodelle. Dementsprechend entscheidet erst das Zusammenspiel diverser Faktoren in der Person, der Situation und der Umwelt darüber, wie welche Internetangebote von wem wahrgenommen und verarbeitet werden und welche Effekte dies nach sich zieht (vgl. Döring, 2003).

Ein und dasselbe Medienangebot bzw. dieselbe Angebotsgattung (z.B. kostenlose Online-Plattform mit Pornofilmclips) kann dementsprechend ganz unterschiedliche Auswirkungen auf Individuen haben, je nach Art und Umständen der Nutzung: Während beispielsweise heimliche und exzessive Online-Porno-Nutzung bei dem einen Paar zu Beziehungskonflikten und sexuellen Problemen beiträgt, kann ein anderes Paar im Zuge einvernehmlicher gemeinsamer Nutzung neue Anregungen finden und sexuelle Intimität steigern. Während die Konfrontation mit idealisierten Körperinszenierungen im Porno bei der einen Frau soziale Vergleichsprozesse anstößt und körperbezogene Selbstwertprobleme aktualisiert, betrachtet eine andere Frau entsprechende Darstellungen nicht vergleichend, sondern identifikatorisch und stärkt im Zuge der selbstbestimmten, orgiastischen Rezeption ihr positives Körpergefühl. Während sich der eine Mann in einer Singlephase sehr intensiv der Online-Pornografie zuwendet und einerseits Lust, andererseits aber auch Frust empfindet, weil ihm seine aktuelle Partnerlosigkeit immer wieder vor Augen geführt wird, nutzt ein anderer Mann entsprechende Angebote nur sporadisch und kann überhaupt keine besonderen Auswirkungen von Online-Pornografie auf seine Sexualität feststellen.

Nimmt man diese interaktionale (statt mediendeterministische) Perspektive ein und betrachtet die breite Internet-Population, so lässt sich einerseits fragen, welche konkreten personalen, situationalen und Umweltfaktoren mit welcher Art der sexualbezogenen Internet-Nutzung und welchen Negativeffekten zusammenhängen. Mit Blick auf die Förderung sexuellen Wohlbefindens in

der Bevölkerung ist es jedoch ebenso wichtig, diejenigen Faktoren zu kennen und erforschen, die solche Formen der sexualbezogenen Online-Nutzung begünstigen, die positive Effekte für die Beteiligten nach sich ziehen.

Sexualbezogene Medienregulierung und Nutzerbildung

Generell werden zum Schutz vor potenziellen negativen Medienwirkungen zwei einander ergänzende Ansätze verfolgt, die auch auf Internet-Sexualität anzuwenden sind: Medienregulierung und Nutzerbildung.

Medienregulierung: Der Umgang mit sexuell expliziten Internet-Inhalten unterliegt diversen rechtlichen Regelungen und technischen Restriktionen. Die Online-Verbreitung von Gewalt- und Tier-Pornografie ist in Deutschland und den meisten anderen Ländern strafrechtlich verboten. Bei Kinder- und Jugendpornografie ist nicht nur die Verbreitung, sondern auch der Online-Abruf strafbar. Das Anbieten und Nutzen von Raubkopien legaler Pornografie im Internet werden verstärkt verfolgt. Die Nutzung sexueller Internet-Angebote am Ausbildungs- oder Arbeitsplatz ist untersagt und wird in der Regel automatisch protokolliert. Zusätzlich beschränkt der Kinder- und Jugendmedienschutz den Zugang Minderjähriger zu sexuellen Hardcore-Darstellungen in Printmedien, auf Trägermedien, in Rundfunk und Internet. Medienregulierung stößt jedoch – insbesondere in Zeiten des Internet – an ihre Grenzen. So ist es beispielsweise für Jugendliche trotz Jugendschutzgesetzen und Filtersoftware z.B. auf dem heimischen Rechner bekanntlich leicht möglich, bei Interesse pornografische Online-Inhalte zu finden.

Nutzerbildung: Auch wenn Medienanbieter nicht aus der Verantwortung entlassen werden können und sollen (z.B. Online-Plattformen, die sich an Kinder und Jugendliche richten, pornografiefrei zu halten), besteht in Wissenschaft, Politik und Pädagogik heute weitgehend Einigkeit, dass eine Stärkung der Mediennutzer_innen hinsichtlich ihrer Medienkompetenz notwendig ist, um mit den vielfältigen medialen Angeboten der Internetgesellschaft selbstbestimmt und verantwortungsvoll umgehen zu können, Gefahren zu vermeiden, aber auch Chancen zu nutzen. Dies gilt auch hinsichtlich sexualbezogener Internet-Nutzung. Wo Medienregulierung an Grenzen stößt (und eine weitere Medienregulierung weder möglich noch sinnvoll ist), ist verstärkt die Selbstregulierung der Nutzer_innen gefragt, etwa indem sie bestimmte Online-Angebote bewusst meiden oder im Falle einer Konfrontation kritisch einordnen. Dementsprechend wird heute

beispielsweise die Förderung von „Pornografie-Kompetenz“ bei Jugendlichen gefordert, etwa indem man ihnen durch Gespräche mit Eltern, Lehrer_innen oder anderen – vielleicht auch geeigneteren – Bezugspersonen vermittelt, dass pornografische Darstellungen „unrealistisch“ und kein Maßstab für das eigene Sexualleben sind (vgl. Gernert, 2010; Grimm et al., 2010).

Doch sexualbezogene Internet-Kompetenz meint mehr – und anderes – als bloße kritische Distanz. Wer über *Medienkompetenz* (media literacy) verfügt, soll in der Lage sein, mit Medien als selbst- wie sozialverantwortlich handelnder Mensch zielgerichtet erfolgreich umzugehen (vgl. Baacke, 1997; Groeben, 2004; Hugger, 2008). (Selbst-)Reflexion und Intentionalität sind somit wesentliche Elemente der handlungstheoretisch begründeten Medienkompetenz. Die normative Forderung nach Medienkompetenz basiert auf dem anthropologischen Grundwert des gesellschaftlich handlungsfähigen Subjekts. Dementsprechend wird ein aktives Menschenbild zugrunde gelegt, das Menschen nicht auf pure Verhaltensreaktionen festlegt, sondern ihnen eine – mehr oder minder große – Deutungs- und Gestaltungsmacht im Verhältnis zu ihrer Umwelt zuschreibt. Im Hinblick auf Medienumwelten bedeutet dies, dass Menschen als *aktive Mediennutzer_innen* und nicht als passives, beliebig beeinflussbares Publikum verstanden werden. An die Stelle der Frage: Was machen die Medien mit den Menschen? Tritt somit im handlungstheoretischen Paradigma die Frage: *Was machen die Menschen mit den Medien?* Während es in den Zuständigkeitsbereich der Kommunikations- und Medienwissenschaft sowie der Medienpsychologie fällt, die vorfindbaren Handlungsweisen der aktiven Mediennutzer_innen sowie deren Effekte zu beschreiben und zu erklären, zielt die Medienpädagogik darauf ab, die Handlungsfähigkeit der Mediennutzer_innen einzuschätzen und gezielt zu verbessern.

Sexualbezogene Internet-Kompetenz

Sexualbezogene Internet-Kompetenz, also die Fähigkeit, selbst- und sozialverantwortlich mit sexuellen Internet-Angeboten umzugehen, setzt einerseits die bereits angesprochene Medienkompetenz voraus, andererseits auch sexuelle Kompetenz sowie Gender-Kompetenz.

Medienkompetenz: Der erfolgreiche Umgang mit sexuellen Internet-Angeboten beinhaltet unterschiedliche Grade des Engagements und reicht von der Bewertung über die Nutzung bis zur eigenen Gestaltung. Unabhängig vom Grad der Beteiligung ist ein Grundstock an *Medienwissen bzw. Medienkunde* notwendig, um handlungsfähig zu sein (z.B. Genre-Kenntnis, Medialitäts-Bewusstsein,

technische Bedienkompetenz etc.). Da der Umgang mit Medien mit Gefahren einhergehen kann, ist *Kritikfähigkeit* ein wichtiger Bestandteil von Medienkompetenz (Baacke, 1997). So können sexuelle Internet-Angebote beispielsweise als geschlechter- oder altersdiskriminierend, als sachlich falsch, überteuert oder unästhetisch kritisiert werden. Doch der Umgang mit Medien ist auch mit Chancen verbunden. Um sie zu erschließen ist neben der Kritik- auch die *Genussfähigkeit* notwendig (Groeben, 2004). So können sexualbezogene Internet-Angebote beispielsweise ästhetisches, humoristisches, intellektuelles oder auch sexuelles Vergnügen bereiten, sofern die Nutzer_innen über entsprechende Lesarten und Nutzungsfähigkeiten verfügen. Da der Umgang mit Medien in private und öffentliche Diskurse eingebunden ist, gehört zur Medienkompetenz auch die *Fähigkeit zur Anschluss- oder Meta-Kommunikation* (z.B. für positive und/oder negative Erfahrungen mit sexualbezogener Internet-Nutzung bei Bedarf die richtigen Ansprechpartner finden und die eigenen Anliegen geeignet artikulieren können). Eine solche Fähigkeit zur medienbezogenen Meta-Kommunikation ist gleichzeitig zentrale Voraussetzung für die Weiterentwicklung der eigenen Medienkompetenz (z.B. durch soziale Unterstützung bei Problemen, Feedback, Orientierung an Vorbildern etc.).

Sexuelle Kompetenz: Wer die eigenen sexuellen Bedürfnisse besser kennt und artikulieren kann, wird auch gezielter und bewusster mit sexuellen Internet-Angeboten umgehen können (zur sexuellen Kompetenz bzw. sexuellen Bildung, siehe z.B. Valtl, 2008).

Gender-Kompetenz: Wer die eigene Geschlechtsidentität sowie gesellschaftliche Geschlechterrollen im Zusammenhang mit Sexualität stärker reflektiert, entsprechende Standpunkte sowie individuelle und kollektive Handlungsstrategien entwickelt hat, kann wiederum mit Geschlechterfragen im Zusammenhang mit sexueller Internet-Nutzung effektiver umgehen: Er oder sie ist z.B. mit Reaktionsmöglichkeiten auf Geschlechterdiskriminierung in Online-Communities vertraut, kann sich bei Bedarf geschlechtsrollenkonträres Online-Verhalten zugestehen oder kennt Internet-Angebote, die den herkömmlichen heterosexuellen und geschlechterhierarchischen Verhältnissen Alternativen entgegensetzen (zu dem verhältnismäßig neuen, bislang nicht systematisch auf sexuelle Handlungsfelder, sondern eher auf Berufs- und Bildungskontexte angewendeten Konzept der Gender-Kompetenz, siehe z.B. Metz-Göckel & Roloff, 2005).

Das Spektrum der Internet-Sexualität

Mit Internet-Sexualität (Internet Sexuality; OSA: Online Sexual Activities) sind grundsätzlich alle sexualbezogenen Inhalte und Aktivitäten gemeint, die im Internet zu beobachten sind. Es handelt sich also in zweifacher Hinsicht um einen sehr *weiten Sammelbegriff*: Zum einen werden ganz *unterschiedliche sexualbezogene Phänomene* adressiert (z.B. Sexualaufklärung, Sexpartnersuche, Pornografie), zum anderen sind ganz *unterschiedliche Internet-Dienste und -Anwendungen* beteiligt (Websites, Online-Chatrooms, Online-Foren, Peer-to-Peer-Tauschbörsen, Webcams, Online-Shops, Online-Spiele etc.). Pauschale Aussagen über „die“ Internet-Sexualität sind deswegen nicht sinnvoll.

Es bietet sich an, sexuelle Internet-Aktivitäten inhaltlich nach sechs Handlungsfeldern zu klassifizieren, die auch außerhalb des Internet differenziert werden (Döring, 2008, 2009b):

- ◆ Sexuelle Information und Beratung
- ◆ Sexuelle Unterhaltung und Stimulation
- ◆ Sexuelle Kontakte und Beziehungen
- ◆ Sexuelle Dienstleistungen
- ◆ Sexuelle Produkte
- ◆ Sexuelle Szenen und Minderheiten

Selbst begrenzte Teilbereiche – wie z.B. sexualbezogener Erfahrungsaustausch in Online-Foren (innerhalb der Kategorie „Information und Beratung“) – sind nicht pauschal zu bewerten, weil hier große Unterschiede zwischen den Foren bestehen hinsichtlich Teilnehmerkreis, Themen, Kommunikationskultur usw.: Während ein Mann, der zwar seine gute Ehe lobt, aber über die jahrelange Lustlosigkeit seiner Frau klagt, in einem Forum Dutzende mitfühlender und lösungsorientierter Antworten von Frauen und Männern erhält, die ähnliche Schwierigkeiten überwunden haben, bildet sich in einem anderen Forum bei ähnlicher Fragestellung schnell der Konsens, er solle sich doch einfach trennen. In wieder einem anderen Forum bekommt ein Fragesteller mit vergleichbarem Anliegen zu hören, allein aus der Formulierung seiner Anfrage wäre schon abzuleiten, dass er sexuell rücksichtslos sei und seine Frau ohnehin nicht wirklich liebe. Soll man nun empfehlen, bei sexuellen Problemen auf Online-Foren zurückzugreifen? Ja, denn soziale Unterstützung ist auf diese Weise erreichbar, allerdings wiederum nur bei entsprechender sexualbezogener Internet-Kompetenz. Die beginnt beispielsweise mit der Kenntnis geeigneter Foren und deren jeweils forumsspezifischen Teilnehmerkreisen und Verhaltensregeln.

Im Folgenden werden sexuelle Internet-Aktivitäten entsprechend der genannten sechs Handlungsfelder kurz vorgestellt, anhand konkreter Internet-Beispiele illustriert und hinsichtlich ihrer Chancen diskutiert. Dabei wird auch darauf verwiesen, welche sexualbezogenen Internet-Kompetenzen notwendig sind, um positive Erfahrungen zu machen. Die in jedem Handlungsfeld ebenfalls vorhandenen Risiken werden – wie bereits betont – keinesfalls negiert, sind aber nicht Thema dieses Beitrags.

Sexuelle Information und Beratung im Internet

Nahezu alle Onliner_innen suchen gelegentlich nach sexuellen Informationen im Internet, denn das geht schnell, ist diskret und angesichts der Materialfülle häufig zielführend (Döring, 2009b): Sie informieren sich beispielsweise über Verhütungsmethoden, sexuell übertragbare Krankheiten oder sexuelle Techniken. Meist startet eine entsprechende Recherche mit der *Suchmaschine Google*. Sie ist umso erfolgreicher, je gezielter mit Suchbegriffskombinationen operiert wird. Eine viel genutzte Quelle sexueller Informationen ist die *Online-Enzyklopädie Wikipedia*. Auch *Sexualaufklärungs-Websites* von Behörden, gemeinnützigen Verbänden und Vereinen werden angesteuert (z.B. BzGA: www.loveline.de; Aids-hilfe: www.aidshilfe.de, www.pflege-deinen-schwanz.de; ProFamilia: www.profamilia.de).

Neben reinen Informations-Websites existiert auch *interaktive Online-Beratung*. Bei Sextra.de kann man anonym eine Frage stellen und erhält binnen 24 Stunden eine individuelle Antwort von ausgebildeten ProFamilia-Berater_innen. Kids-Hotline.de bietet Jugendlichen Sexualberatung über Online-Foren, die von supervidierten Peer-Berater_innen betreut werden. Andere sexualbezogene Online-Foren wie z.B. auf der Website der Jugendzeitschrift Bravo (www.bravo.de: Community: Forum „Sex“) oder der Frauenzeitschrift Brigitte (www.brigitte.de: Bfriends: Forum „Sex und Verhütung“) werden nicht von Profis, sondern von Laien moderiert. Sie bieten durch das zum Teil mehrjährige Engagement von Stamm-User_innen unmittelbare emotionale Anteilnahme, soziale Unterstützung und teilweise sehr hochwertige Informationen. So hat das Sex-Forum der Brigitte nach zahlreichen kontroversen Online-Diskussionen zum Umgang mit Pornografie in der Paarbeziehung alltagsnahe und beziehungsförderliche Tipps unter dem Titel „Männer und Pornos (Versionen für Frau und Mann)“ zusammengestellt, die mittlerweile mehr als 350.000 Mal abgerufen wurden (Stand: August 2010).

Im Sex-Forum der Bravo fallen die Beiträge oft deutlich knapper aus als im Brigitte-Forum und oft wird gewitzelt und provoziert. Aber die Werte, die weibliche und

männliche Jugendliche sich dort im Zuge der sexuellen Selbst-Sozialisation vermitteln, entsprechen völlig der heutigen Konsensethik, wie die folgenden Auszüge aus einem Diskussionsstrang illustrieren:

Fragestellerin:

Hallo, ich habe mal eine Frage. findet ihr zu einer guten Beziehung gehört Analverkehr? ich bin mit meinem Freund schon lang zusammen, haben schon viel ausprobiert und auch das. ich mag es nicht besonders, er meint, das macht fast jeder.

Antwort 1:

Dein Freund labert Scheiße, das sagt er nur, um Dich zu überreden

Antwort 2:

Sehe ich genauso. Es gibt beim Sex kein „muss“, entweder man hat Spaß an gewissen Praktiken oder man lässt es eben weg. Mache nichts, wonach du keine Lust hast.

Fragestellerin:

ich denke das ja auch. Vom Prinzip her finde ich es nicht schlimm, aber „Lustvoll“ ist es auch nicht. hab ihm das aber auch gesagt und es stört ihn nicht. ich wollte nur mal wissen, ob das wirklich schon eher etwas „Besonderes“ ist.

Antwort 4:

Ich habe eine arschgeile Beziehung und sicherlich keinen Analverkehr. Also, nein, er gehört nicht zu einer guten Beziehung.

Antwort 11:

Zu einer guten Beziehung gehört Sex den beide wollen.

Der Wunsch nach *bildlichem Aufklärungsmaterial* – insbesondere zu Sextechniken – wird u.a. in den Forumsdiskussionen immer wieder laut. Hier bietet die kommerzielle Erotikbranche, die neben Männern zunehmend Paare und Frauen als Zielgruppen adressiert, mittlerweile eine wachsende Zahl an expliziten Aufklärungsvideos, nicht selten von Regisseurinnen (z.B. Carol Queen; Tristan Taormino für Vivid Entertainment). Der feministische Sex-Shop Good Vibrations listet in seinem Online-Shop beispielsweise 59 solcher Filme auf, bietet kurze Beschreibungen und Kundenrezensionen sowie kostenpflichtigen Download (www.goodvibes.com: Sex Education Videos). Häufiger greifen interessierte User_innen jedoch auf kostenlose Mainstream-Pornoclips oder auf Amateurpornografie zurück, um sich anzuschauen, wie bestimmte Techniken oder Stellungen funktionieren. Online-Foren können dann dazu genutzt werden, einschlägige Internetquellen auszutauschen und Seherfahrungen kritisch einzuordnen, etwa wenn es darum geht, welche Darstellungen weiblicher Ejakulation (Porno-Subgenre „Squir-

ting“) im Film nun realistisch oder mit anderen Flüssigkeiten simuliert sind.

Kompetente Nutzung sexualbezogener Online-Informationsangebote umfasst hinsichtlich *Medienkunde* z.B. Kenntnisse über qualitativ hochwertige Internet-Adressen für das jeweilige Anliegen oder über differenzierte Suchstrategien. Hinsichtlich *Medienkritik* ist z.B. die Überprüfung der Quellen wichtig. So ist ein Blick ins Web-Impressum notwendig, um festzustellen, dass Aufklärungs-Websites wie Laralove.de oder FemaleAffairs.de von Pharmaunternehmen betrieben werden. Das Mitlesen und ggf. auch Mitschreiben in sexualbezogenen Online-Foren kann inspirierend und unterhaltsam sein, zur *Genussfähigkeit* gehört hier das Akzeptieren forumstypischer Kommunikationsstrukturen (z.B. die Fähigkeit, gezielte Provokationen zu erkennen und zu ignorieren). Informationen aus dem Internet gilt es im Zuge der *Anschluss-Kommunikation* in den Alltag zu integrieren und mit anderen Informationsquellen abzugleichen (z.B. im Gespräch mit Ärzt_innen, Freund_innen etc.).

Sexuelle Unterhaltung und Stimulation im Internet

Sich im Internet sexuell stimulierende Darstellungen anzuschauen, gehört für einen großen Teil der männlichen Onliner zum Alltag. Die Gruppe der Nutzerinnen ist hier (noch) deutlich kleiner. Online-Erotika und -pornografie werden überwiegend zur Selbstbefriedigung, manchmal auch im Rahmen der Paarsexualität und von Jugendlichen oft unter Freunden genutzt. Dass Pornografie durch das Internet öffentlich sichtbar geworden ist, hat einerseits Klagen über Negativfolgen einer „Pornografisierung“ von Jugend und Gesellschaft heraufbeschworen. Andererseits ermöglichen erst Ent-Tabuisierung und Online-Publikationsmöglichkeiten, dass wir uns mit sexuell expliziten und potenziell stimulierenden Darstellungen privat und öffentlich differenzierter und ehrlicher befassen und vermehrt Alternativen zur herkömmlichen Mainstream-Pornografie verfügbar werden.

Die erregungssuchende Rezeption sexuell expliziter Online-Inhalte dient der Lustfunktion der Sexualität. Mit der Popularisierung erotischer und pornografischer Internet-Inhalte geht eine Normalisierung der historisch als krankhaft und defizitär verurteilten Masturbation bzw. Solosexualität einher. Anhand einer Gelegenheitsstichprobe us-amerikanischer Studierender zwischen 18 und 26 Jahren zeigte sich beispielsweise, dass 87% der jungen Männer und 31% der Frauen mindestens einmal pro Woche (Online-)Pornografie nutzten, wobei 67% der Männer und 49% der Frauen – trotz des religiös-konservativen kulturellen Umfeldes – Pornografienutzung ausdrücklich als akzeptablen Bestandteil der Sexualität

werteten (Carroll et al., 2008). Gemeinsame Rezeption kann im Sinne der Beziehungsfunktion der Sexualität die Kommunikation über sexuelle Wünsche und deren Umsetzung erleichtern und somit sexuelle Intimität steigern (Weinberg et al., 2010).

Die Vielfalt und gezielte Durchsuchbarkeit sexuell expliziter Internet-Angebote erlaubt es, Inhalte passend zum eigenen Begehren auszuwählen. Auch für seltenere oder ungewöhnlichere Fantasien lassen sich passende Darstellungen finden. Dies wiederum kann im Zusammenhang mit der Identitätsfunktion von Sexualität eine Chance sein, etwa wenn den Beteiligten die Muster ihres Begehrens bewusster werden, sie wissen, dass sie mit ihren Fantasien nicht allein sind, Scham- und Schuldgefühle reduziert und sexuelle Selbstakzeptanz gesteigert wird. Das Pornoschauen in der (in der Regel geschlechtshomogenen) Gleichaltrigengruppe trägt bei Jugendlichen auch dazu bei, sich erwachsener zu fühlen sowie die eigene Geschlechts- und sexuelle Identität zu stärken, indem man Normabweichendes (z.B. schwule, genderqueere oder transsexuelle Pornografie) kollektiv lächerlich oder „eklig“ findet.

Sowohl im Alltag als auch in der Fachliteratur sind wertende Pornografie-Definitionen verbreitet, denen gemäß ästhetisch („geschmacklos“, „niveaulos“ etc.) und vor allem ethisch abgelehnte („menschenverachtende“, „frauenfeindliche“ etc.) sexuell explizite Darstellungen als „pornografisch“, alle anderen als „erotisch“ etikettiert werden (vgl. Selg, 2003; Zillmann, 2004; Rückert, 2000). Objektive Kriterien für eine entsprechende Abgrenzung liegen jedoch nicht vor. Oft basiert die Unterscheidung eher auf persönlichen Geschmacksurteilen oder auch auf ideologischen Vorurteilen gegenüber bestimmten Ausdrucksformen sexuellen Begehrens (z.B. wenn sexuell explizite Darstellungen aus der BDSM-Kultur, die ausdrücklich der Konsensethik verpflichtet ist, pauschal als gewalthaltige, menschenverachtende oder frauenfeindliche Pornografie eingeordnet werden). Auf die Abgrenzung zwischen „guter“ Erotik und „schlechter“ Pornografie wird deswegen in der empirischen Forschung zunehmend verzichtet zugunsten der neutralen Bezeichnung „sexuell explizites (Internet-)Material“ SE(I)M (z.B. Peter & Valkenburg, 2010).

Gleichzeitig mehren sich so genannte pornografie-positive Stimmen und Initiativen, die den Pornografie-Begriff positiv besetzen und für sexuell explizite Geschichten, Bilder und Filme in Anspruch nehmen, deren Produktionsbedingungen und Inhalte ausdrücklich ethischen Kriterien folgen. Aus der Kritik an herkömmlicher, vorwiegend auf ein heterosexuelles männliches Publikum zugeschnittener, industriell produzierter Mainstream-Pornografie (die allzu oft hegemoniale Männlichkeit, Sexismus, Rassismus, Heteronormativität

usw. inszeniere) wird die Notwendigkeit der verstärkten Produktion und Erforschung von Non-Mainstream-Pornografien bzw. Post-Pornografien abgeleitet (vgl. Hardy, 2008; Stüttgen, 2009). Dies betrifft vor allem die (in sich wiederum stark ausdifferenzierten) Bereiche wie:

- ◆ feministische / Frauen-Pornografie (z.B. www.candidaroyalle.com, www.erikalust.com, www.petrajoy.de),
- ◆ schwule / lesbische / transgender / queere Pornografie (z.B. www.pinkwhite.biz, www.nofauxxx.com) sowie
- ◆ authentische/Amateur-Pornografie (z.B. Laien-Produktionen: www.redtube.de; www.ishotmyself.com, professionelle Dokumentarfilme: www.comstockfilms.com).

Die feministische Pro-Porno-Position wurde bereits in den 1980er Jahren im Zuge der so genannten „feministischen Pornokriege“ (z.B. PorNO-Kampagne der feministischen Zeitschrift „Emma“ im Jahr 1987) in Theorie und Praxis vertreten (z.B. Gründung des lesbischen Porno-Labels „Fatale Media“ im Jahr 1985, www.fatalemedia.com). Sie ist somit keineswegs eine Neuerfindung des oft als unpolitisch gescholtenen aktuellen „Third Wave Feminism“, sondern vereint Feministinnen beider Generationen (vgl. Duggan & Hunter, 2006). Im Jahr 2006 wurde zum ersten Mal der internationale Feminist Porn Award (www.goodforher.com/feminist_porn_awards) und 2009 zum ersten Mal der feministische Pornofilmpreis Europas „PorYES“ verliehen (www.poryes.de).

Die Distributions- und Diskussionsmöglichkeiten im Internet haben wesentlich zur Sichtbarkeit von ethisch und politisch reflektierten Non-Mainstream-Pornografien beigetragen. Keinerlei systematische Daten, sondern nur anekdotische Evidenzen liegen zu den Nutzer_innengruppen der verschiedenen Subgenres vor: So wird so genannter feministischer oder Frauen-Porno wegen seiner Qualität auch gerne von heterosexuellen Männern geschaut, während Schwulenpornografie unter pornointeressierten homo- wie heterosexuellen Frauen nicht unbeliebt ist.

Internetspezifisch ist neben der großen Vielfalt des Angebots auch die Möglichkeit der eigenen aktiven Partizipation an sexueller Kultur: Internet-Nutzer_innen können nicht nur vorhandene explizite Inhalte rezipieren, sondern Eigenproduktionen publizieren und mit anderen diskutieren. Sexuell explizite Fotos und Filme von Amateuren werden im Internet beispielsweise neben Mainstream-Pornoclips auf den einschlägigen Plattformen (z.B. www.youporn.com, www.xhamster.com) oder auch über persönliche Homepages verbreitet (vgl. Eichenberg & Döring, 2006; Jacobs, 2007; Hardy, 2008,

2009). Motive der Kontaktsuche (z.B. Einstellen expliziter Selbstportraits auf Online-Dating- und Swinger-Plattformen), der medialen Exploration (z.B. Interesse an Aktfotografie), der sexuellen Exploration (z.B. Erkundung exhibitionistischen und voyeuristischen Vergnügens) sowie kommerzielle Interessen (z.B. Vermarktung von pornografischen Eigenproduktionen, oft zusammen mit Telefon- und Cam-Sex; z.B. www.mydirtyhobby.com; www.redtube.de) kommen zum Tragen. Nicht zuletzt können explizite Selbstpublikationen auch zur Selbstwertstärkung beitragen, etwa wenn Personen diesseits wie jenseits gängiger Schönheitsnormen in entsprechenden Online-Communities positive Rückmeldungen für ihre Fotos und Videos bekommen. Bei heterosexuellen Paaren scheint entsprechend traditionellen Geschlechtersrollen häufiger der Mann die Frau zu fotografieren oder zu filmen (Schetsche, 2010: 328). Es entwickelt sich aber auch eine Kultur sexueller Selbstdarstellung von heterosexuellen Jungen und Männern, die sich als Sexobjekte in provozierenden Posen und erotischer Bekleidung für den begehrlichen weiblichen Blick in Szene setzen (z.B. als „Macho-Man“ oder „Indie-Boy“; Richard, 2010: 191).

Neben Foto- und Video-Produktionen sind Amateur_innen unter anderem auch im Bereich von Zeichnungen und computergenerierter Pornografie (CG-Porn, z.B. www.renderotica.com) sowie sexuell expliziten Geschichten aktiv. Es existieren diverse Plattformen, auf denen selbstgeschriebene sexuell explizite Texte ausgetauscht und hinsichtlich ihrer Qualität diskutiert werden, wobei sich offenbar Frauen und Männer beteiligen (z.B. www.asstr.org, www.literotica.com; Paasonen, 2010). Im Bereich der Fankulturen existiert „Slash“ als Fanfiction-Subgenre, das der Beschreibung (homo-) sexueller Interaktionen zwischen Serien-Charakteren gewidmet ist (z.B. Raumschiff Enterprise: Kirk/Spock) und maßgeblich von jungen Frauen produziert wird (z.B. http://de.groups.yahoo.com/group/Adult_Fanfictions/; www.slashfiction.de). Eine Slash-Autorin beschreibt auf ihrer Homepage den Reiz des Genres so:

„Zwei gutaussehende, gutgebaute Kerle im Bett ohne gutaussehende weibliche Konkurrenz sind besser als nur ein Kerl.“ Zudem seien die Serienhelden keine „fremden“ Männer, sondern bereits vertraut: „Vielleicht wollen wir die Jungs, die's da treiben, einfach kennen und mögen, mitsamt Fehlern, Schwächen und Macken ... und noch zusätzlich ein Universum, Geschichten erzählt bekommen und genießen ...“ Slash gelte jedoch als Porno und Schmuddelthema, weshalb sie als Slash-Autorin lieber unerkannt bleibe: „Wenn man das offen zugeben würde, wäre man gezwungen, ewig zu erklären, zu argumentieren und müsste Blicke oder Naserümpfen aushalten, und

dazu bin ich irgendwie nicht bereit, weshalb eben in meinem realen Leben niemand weiß, was ich im Internet so mache.“

Die Vorstellung, im Internet gäbe es nur die altbekannte Mainstream-Pornografie und die sei ohnehin Männersache, ist in Öffentlichkeit und Fachliteratur nach wie vor verbreitet, zeugt indessen von mangelnder sexualbezogener Internet-Kompetenz, insbesondere von fehlender Medienkunde, wie die hier aufgeführten Praxis-Beispiele und wissenschaftlichen Studien belegen (Innala, 2007). Informationen über (Non-)Mainstream-Internet-Pornografien findet man mittlerweile in Ratgeber-Büchern (z.B. Blue, 2006; Lust, 2009) und natürlich im Internet selbst (z.B. kommentierter Pornofilm-Katalog mit kostenpflichtigem Download-Angebot bei www.goodvibes.com: Movies; Empfehlungsliste auf der Website von Violet Blue: www.tinytipples.com/smartporn).

Zusammengefasst liegen die Chancen der Internet-Pornografie darin, lustvolle (statt schambesetzte) Solosexualität zu normalisieren, Anregungen für die Partnersexualität zu finden, vielfältige sexuelle Darstellungen auch jenseits der Mainstream-Pornografie verfügbarer und bekannter zu machen, sowie nicht-kommerzielle sexuell explizite mediale Ausdrucksformen und Eigenkreationen von Frauen und Männern zu fördern. Obwohl die Beteiligten mehrheitlich subjektiv positive Effekte der Online-Pornografie erleben (Hald & Malamuth, 2009), ist auch zu beachten, dass diese oft nur ein geringes Ausmaß haben und Medieneinflüsse im Kontext der zahlreichen anderen Faktoren, die sexuelles Erleben und Verhalten beeinflussen, stets zu relativieren sind.

Sexuelle Kontakte und Beziehungen im Internet

Via Internet können sexuelle Kontakte angebahnt werden, die entweder auf Treffen außerhalb des Netzes hinauslaufen (Offline-Sex) oder als computervermittelte sexuelle Interaktionen gestaltet werden (Online-Sex, virtueller Sex, Cybersex: CS). Im Unterschied zu sexuellen Dienstleistungen finden diese Kontakte ohne finanzielle Interessen statt. Bei den im Internet angebahnten Sexkontakten kann es sich um flüchtige Begegnungen handeln, es können aber auch langfristige persönliche Beziehungen entstehen bzw. bestehende Bindungen online gepflegt werden (z.B. wenn Menschen in Fernbeziehungen das Internet nutzen, um einander in sexuellen Chats oder Videokonferenzen nahe zu sein).

Bei der Anbahnung von neuen sexuellen Kontakten und Beziehungen im Internet ist die gezielte Partnersuche über entsprechende Such-Plattformen abzugrenzen vom beiläufigen Kennenlernen, das sich z.B. im Rahmen der

Beteiligung an einem Online-Forum für Fernsehserienfans, einer Online-Community für Pferdefreunde oder einem Online-Spiel ungeplant ergibt (Döring, 2010b). Nicht ganz so trennscharf ist indessen die Abgrenzung zwischen der Anbahnung von Liebes- und Sexbeziehungen im Internet, auch wenn die mehr als 2.500 verschiedenen deutschen Such-Plattformen diesbezüglich grob in verschiedene Gruppen einzuteilen sind (Pflitsch & Wiechers, 2009; www.singleboersen-vergleich.de):

- ◆ *Online-Partnervermittlungen* (z.B. www.parship.de, www.elitepartner.de): Hier beantworten die Kontaktsuchenden einen umfassenden Persönlichkeitsfragebogen und erhalten dann Zugang ausschließlich zu den Online-Profilen (Foto, Steckbrief) jener Teilnehmer_innen der gewünschten Geschlechts- und Altersgruppe, die laut Testergebnis gut zu ihnen passen (so genanntes Matching). Online-Partnervermittlungen zielen primär auf die Suche nach festen Lebenspartnern ab und haben etwas mehr weibliche als männliche Teilnehmer.
- ◆ *Online-Kontaktbörsen* (z.B. www.friendscout24.de, www.neu.de): Hier können und müssen die Teilnehmer_innen nach verschiedenen Suchkriterien (z.B. Geschlecht, Alter, Wohnort, Körpergröße, Hobbies) eigenständig aus dem Pool aller verfügbaren Online-Profile sie interessierende Kontaktpartner auswählen. Die Premium-Mitgliedschaft für Online-Kontaktbörsen ist etwas preisgünstiger als für Online-Partnervermittlungen und es werden neben Lebenspartnern auch häufiger unverbindlichere Flirts und Affären gesucht.
- ◆ *Plattformen für sexuelle Kontakte* (Adult Dating, z.B. www.poppen.de, adultfriendfinder.com): Hier stehen sexuelle Motive des Kennenlernens im Vordergrund. Auf den Online-Profilen präsentieren sich die Teilnehmer_innen unter anderem mit erotischen Fotos und Angaben zu ihren sexuellen Präferenzen. Geschlechtsrollenkonform sind auf den Sexkontakt-Plattformen mehr männliche als weibliche Teilnehmer registriert.
- ◆ *Plattformen für spezielle Zielgruppen* (Nischen-Anbieter): Hier werden bestimmte Zielgruppen adressiert, und zwar zum einen sexuelle Minderheiten (z.B. www.gayromeo.com; www.lesarion.de; www.sklavenzentrale.de), zum anderen aber auch diverse weitere Bevölkerungsgruppen, z.B. Übergewichtige, Alleinerziehende; gläubige Christen oder Singles aus der Gothic-Szene.

Laut einer bevölkerungsrepräsentativen Studie der Online-Partneragentur Parship.de haben unter den heute 38 Millionen partnerschaftlich gebundenen Personen in Deutschland 6 Millionen (16%) ihren Partner online kennengelernt. 84% von ihnen sind „zufrieden oder sehr zufrieden“ mit ihrer Beziehung gegenüber 77% der herkömmlichen Paare (Parship, 2010). Derartige Daten, die auf eine größere Beziehungszufriedenheit der Online-Paare hindeuten (siehe auch Baker, 2005) sind jedoch mit Vorsicht zu interpretieren, da Kontrollvariablen (Beziehungsdauer, Bildungsstand etc.) nicht berücksichtigt wurden. In einer Befragung von 1.276 Online-Dating-Nutzer_innen durch Singlebörsen-Vergleich.de zeigte sich, dass die große Mehrheit (68%) sich schon real mit Online-Kontakten getroffen hatte. Diese berichteten wiederum mehrheitlich (74%) von Sex mit einer (26%) oder mehreren (48%) Internet-Bekanntschäften. Lediglich bei 26% mündete noch kein Internet-Date in eine sexuelle Begegnung (Singlebörsen-Vergleich, 2010). Komfort und Effizienz des *sexuellen „Online-Cruisings“* haben dazu geführt, dass mittlerweile nicht nur homo-, sondern auch heterosexuelle Internet-User_innen häufiger auf spontane Sexpartner-Suche gehen (Couch & Liamputtong, 2008). Die Verfügbarkeit des Internets auf mobilen Endgeräten (z.B. Smartphones) unterstützt diesen Trend, weil im Zuge des *Mobile Dating* gezielt sexsuchende Personen mit passendem Online-Profil identifiziert werden können, die sich aktuell in räumlicher Nähe aufhalten.

Der Erfolg der Online-(Sex-)Partnersuche ist ebenso wenig kontrollierbar wie der Erfolg der Offline-Partnersuche. Zufall und Glück spielen in beiden Fällen eine Rolle. Zudem unterscheiden sich die Chancen der Partnersuchenden sehr stark in Abhängigkeit vom eigenen „Marktwert“. Schließlich spielt die *Online-Dating-Kompetenz* eine zentrale Rolle. Das beginnt mit der Gestaltung des eigenen Online-Profiles: Online-Profile, die den konventionellen Schönheitsidealen entsprechende Fotos und originelle, positive Selbstbeschreibungen enthalten, kommen am besten an. Fotolose und wortkarge oder floskelhaft formulierte Profile haben dagegen weniger Chancen. Eine übertriebene Anspruchs- und Erwartungshaltung (z.B. die Vorstellung, die bezahlte Mitgliedschaft auf einem Dating-Portal würde sozusagen automatisch schnelle und erfolgreiche Kontakte garantieren) sorgt für Enttäuschungen. Letztlich sind herkömmliche soziale Fertigkeiten auch bei der gezielten Online-Kontaktanbahnung gefragt (z.B. Höflichkeit, Humor, Perspektivenwechsel, Geduld etc.).

Ebenso sind Kenntnis und Reflexion der Besonderheiten des Online-Dating notwendig (Döring, 2010b): Da in der unverbindlichen Suchphase meist mehrere Plattformen gleichzeitig genutzt und viele Kontakte parallel aufgenommen werden, muss bei der Kontaktvertiefung

gefiltert werden. Somit ist es normal, dass Kontakte auch schnell – und nicht selten kommentarlos – wieder abbrechen. Wer diesen Mechanismus nicht akzeptiert und jedes Mal persönlich beleidigt und gekränkt ist, den Kontaktpartner belagert und inquisitorisch nach „Gründen“ fragt, wird emotional bald zermürbt. Ebenso sind im Sinne von Gender-Kompetenz die geschlechtsrollenspezifischen Mechanismen zu beachten, die auf heterosexuellen Kontakt-Plattformen wirken: Männern wird auch online traditionell eher die Aufgabe zugeschrieben, den ersten Schritt zu tun. Dementsprechend klagen viele Männer über die „Arroganz“ oder „Unhöflichkeit“ der Frauen, wenn diese ihre Kontaktanfragen unbeantwortet lassen. Gleichzeitig monieren wiederum viele Frauen, dass sie massenhaft und wahllos von Männern angeschrieben werden. So wird sich die sportliche 30-Jährige, die sich in einer Online-Singlebörse umschaute, kaum bemüht fühlen, einem übergewichtigen 50-jährigen Familienvater zu antworten, der anfragt, ob sie nicht Nacktfotos tauschen möchte. Umgekehrt werden viele männliche Kontaktsucher nicht mehr bereit sein, individuell zugeschnittene Anfragen zu verfassen, wenn sie ohnehin meist unbeantwortet bleiben, und stattdessen ihr Anliegen lieber gleich möglichst breit streuen. Wer diese Mechanismen einbezieht, kann sich bewusster dazu verhalten und beispielsweise auch mit geschlechtsrollenkonträrem Verhalten erfolgreich sein. Wem es gelingt, sich eine spielerische Haltung zu bewahren und immer wieder Abstand zum Geschehen zu gewinnen, kann Online-Dating eher als bereichernde Ergänzung herkömmlicher Kontaktmöglichkeiten erleben.

Die emotionalen Risiken der Enttäuschung und Verletzung durch ausbleibende Antworten, Absagen, geplatze Dates, mangelnde Verbindlichkeit oder das Gefühl, von zu vielen oder unangemessenen Botschaften überfordert zu werden usw. sind im Alltag deutlich präsenter als die in den Medien stark übertriebene Gefahr, beim Internet-Date an Kriminelle zu geraten. Dennoch sollten Sicherheitsvorkehrungen getroffen werden: Online-Profile sollten kritisch gelesen und die Angaben im Zweifelsfall aktiv verifiziert werden. Der Mail- und Telefonkontakt sollte über separate und im Notfall (z.B. Stalking) abschaltbare Adressen und Telefonnummern (Prepaid-Handy) erfolgen. Private oder berufliche Anschriften sollten nicht zu früh preisgegeben werden, Verabredungen zunächst an öffentlichen Orten stattfinden und Safer-Sex-Prinzipien beherzigt werden. Entsprechende Hinweise zur Förderung der Online-Dating-Kompetenz sind mittlerweile in zahlreichen Ratgeber-Büchern und auch im Internet zu finden (z.B. www.singleboersen-vergleich.de/tipps.htm; Tipps für die Generation 50+: Fischbach & Hegmann, 2008). Die Wahrscheinlichkeit positiver Online-Dating-Erfahrungen wächst mit der Erfahrung der Beteiligten:

Eine Mindestzahl an Verabredungen ist ebenso notwendig wie die Fähigkeit und Bereitschaft dazuzulernen und das eigene Dating-Verhalten zu modifizieren (Gibbs et al., 2006).

Im Zuge der Online-Suche nach Offline-Sex kann es bei den anbahnenden Mail-, Chat- oder Telefon-Kontakten bereits zu mehr oder minder offen sexuellen Interaktionen kommen (Cybersex, Telefonsex). Ein Teil der Online_innen strebt jedoch gar keine Sex-Treffen außerhalb des Internet an, sondern beschränkt sich bewusst auf *virtuelle Sexuallkontakte*. Beim Cybersex suchen die Beteiligten sexuelle Erregung und Befriedigung, indem sie mehr oder minder explizite digitale Text-, manchmal auch Bild- und/oder Video-Botschaften füreinander produzieren und in schnellem Wechsel miteinander austauschen, nicht selten wird dabei masturbiert. Eine Reihe sexueller Risiken sind beim Cybersex – ebenso wie beim Solosex – eliminiert (z.B. ungeplante Schwangerschaften, sexuell übertragbare Krankheiten, körperliche Übergriffe, soziale Stigmatisierung).

Im Unterschied zum Solosex bietet Cybersex jedoch Gratifikationen von Partnersex wie sexuelle und emotionale Intimität. Die Besonderheit des Cybersex besteht darin, dass sexuelles Erleben und sexuelle Fantasien in einem für Face-to-Face-Situationen untypischen Ausmaß in Worte gefasst werden, wodurch ein hohes Maß an Intimität und Erregung entstehen kann. Mediale Distanz, Anonymisierbarkeit und Schriftlichkeit tragen dazu bei, Hemmschwellen abzubauen und besonders offen zu kommunizieren. Sexuelle Neigungen und Vorlieben, die außerhalb des Netzes aus Angst vor Ablehnung verheimlicht werden, können im Netz eher ausgelebt werden, was oft als befreiend erlebt wird und die Selbstakzeptanz steigern kann (McKenna et al., 2001). Online-Sex bietet die Möglichkeit, in einem eher spielerischen und sicheren Rahmen neue sexuelle Erfahrungen zu sammeln oder häufiger mit unterschiedlichen Partner_innen sexuell aktiv zu werden. Cybersex ist nicht körperlos, denn zum einen werden körperliche Merkmale und Reaktionen in der Cybersex-Interaktion symbolisch inszeniert und zum anderen werden sexuelle Erregung und Befriedigung körperlich erlebt.

Cybersex ist nicht als defizitärer Ersatz für „echten Sex“ einzuordnen, sondern als eine spezifische sexuelle Ausdrucksform zu verstehen, die sich mit unterschiedlichen Funktionen und Bedeutungen in das Sex- und Beziehungsleben der Beteiligten einfügt und die herkömmliche Paarsexualität eher ergänzt als ersetzt. Insgesamt ist es eine deutlich kleinere Gruppe von Internet-Nutzer_innen, die für sexuelle Stimulation aktiv soziale Cybersex-Kontakte herstellt im Vergleich zu den eher passiven Konsument_innen von Online-Pornografie. In einer studentischen Stichprobe aus Kanada (Durchschnittsal-

ter 20 Jahre) berichteten 13% der männlichen und 7% der weiblichen Jugendlichen, dass sie in den letzten 12 Monaten Sex-Chat-Rooms besucht hatten, Online-Pornografie hatten dagegen 72% der männlichen und 24% der weiblichen Befragten heruntergeladen (Boies, 2002: 82). Frauen haben offenbar eine stärkere Vorliebe für Cybersex als Männer (Cooper et al., 1999; Döring, 2000). In einer schwedischen Stichprobe von Onliner_innen, die das Internet sexualbezogen nutzten, gaben rund ein Drittel der Frauen und Männer Cybersex-Erfahrungen an (Daneback et al., 2005). Mit Ausnahme der jüngsten Altersgruppe der 18- bis 24-Jährigen waren in allen anderen Altersgruppen die Frauen Cybersex-aktiver als die Männer (25–34 Jahre: Frauen: 35%, Männer: 30%; 35–49 Jahre: Frauen: 37%, Männer: 25%; 50–65 Jahre: Frauen: 22%, Männer: 13%).

Zusammenfassend lässt sich festhalten: Interessierte Internet-Nutzer_innen können mit Hilfe entsprechender Online-Dating-Plattformen sehr viel leichter und gezielter Offline-Sexuallkontakte anbahnen als außerhalb des Netzes (z.B. in Bars, Diskotheken). Zwar haben gemäß dem „Matthäus-Effekt“ (wer hat, dem wird gegeben) insbesondere Personen mit ohnehin hoher sexueller Attraktivität gute Chancen, auch im Internet viele Partner_innen zu finden. Darüber hinaus ergeben sich aber auch für bislang benachteiligte Gruppen neue Kontaktchancen, etwa für Personen mit besonderen Vorlieben, die im Internet gezielt Gleichgesinnte treffen können, während sie offline öfter isoliert bleiben, oder für Personen, die im unmittelbaren Umfeld starker sozialer Kontrolle unterliegen. Zudem hat sich mit dem Cybersex eine neue Form der sexuellen Begegnung etabliert, die es erlaubt, sexuelle Intimität in einem körperlich risikolosen und spielerischen Rahmen zu gestalten und dabei eigene Handlungsspielräume zu erweitern.

Sexuelle Dienstleistungen im Internet

Das Internet dient einerseits der Vermarktung herkömmlicher Offline-Sexarbeit (z.B. Werbung für Bordelle und Escorts, Organisation von Sextourismus) und ermöglicht andererseits neue Formen der Online-Sexarbeit (v.a. Live-Sexshows via Webcam, z.B. www.livejasmin.com, wo Frauen, Männer und Paare kostenpflichtige Live-Shows offerieren). Internet-Nutzer_innen haben dadurch erweiterte Möglichkeiten, sexuelle Dienstleistungen in Anspruch zu nehmen oder selbst anzubieten. Im Unterschied zur Pornografie, die aus vorproduzierten sexuellen Texten, Bildern oder Filmen besteht, beinhaltet die Sexarbeit einen interpersonalen Kontakt in Echtzeit zwischen Kunden und Sexarbeiter_innen (z.B. können bei einer Live-Sexshow im Internet die Gäste den Dar-

steller_innen vorgeben, was diese vor der Web-Kamera tun sollen).

Chancen dieser Entwicklung bestehen beispielsweise darin, dass über Online-Foren für Prostitutionskunden diese Zielgruppe direkt erreichbar ist – beispielsweise für Safer-Sex-Informationen. So hat die Initiative Sexsicher.de Safer-Sex-Informationen speziell für Prostitutionskunden erstellt, dabei deren Informationsbedarf einbezogen, zielgruppenspezifisches Vokabular gewählt und durch Kooperation mit den Webmastern dafür gesorgt, dass auf einschlägigen deutschsprachigen Freier-Communities (z.B. bordellcommunity.com) mit Werbeanern auf www.sexsicher.de verlinkt wird (Langanke & Ross, 2009). Professionelle Sexarbeiter_innen berichten, dass sich ihre Arbeitsbedingungen verbessert haben, seit sie nicht mehr auf der Straße oder im Bordell tätig sind, sondern per Webcam arbeiten (Podlas, 2000).

Das Internet trägt durch die Sichtbarkeit und leichte Erreichbarkeit von kommerziellen Sex-Cams zur Normalisierung von Sexarbeit bei. Weil die Einstiegshürde z.B. beim Betreiben einer Sex-Cam relativ niedrig ist und die mediale Distanz ein Arbeiten ohne jegliche mit Körperkontakt verbundene Risiken ermöglicht, beteiligen sich auch viele Amateur_innen, die wiederum den Profis Konkurrenz machen. Eine stärkere Ent-Stigmatisierung von Sexarbeit könnte die sozialen Lebensbedingungen von Profis und ihren Angehörigen verbessern und gesellschaftlicher Ausgrenzung entgegen wirken. Die Rolle der Amateur_innen, die durch Online-Verkauf von Amateurpornografie, durch eigene Sex-Cams oder Telefonsex-Angebote neuerdings verstärkt am Markt teilnehmen (Ray, 2006) sowie im Rahmen von Fan-Treffen teilweise die Grenze zur Prostitution verwischen, ist heute weitgehend unklar.

Die Abwägung der Internet-bedingten Chancen und Risiken ist im Bereich sexueller Dienstleistungen aufgrund der hohen Komplexität des Gegenstandes besonders schwierig. Zudem sind Fragen rund um die Kommerzialisierung von Sexualität aus ideologischen Gründen hochgradig kontrovers und werden oft mit pauschalen Pro- und Kontra-Positionierungen anstelle differenzierter Analysen beantwortet. Gleichzeitig handelt es sich hier um den bislang von der empirischen Forschung am meisten vernachlässigten Bereich der Internet-Sexualität.

Sexuelle Produkte im Internet

Internet-Nutzer_innen können sich über sexuelle Hilfsmittel und Spielzeuge informieren und diese Produkte diskret online kaufen. Während es sich bei kommerzieller Online-Pornografie um digitale Güter handelt, konzentrieren sich Online-Sex-Shops in der Regel auf die Ver-

marktung nicht-digitaler Produkte (z.B. Vibratoren, Kondome, Aphrodisiaka, Reizwäsche, Erotik-Zeitschriften und DVDs, letztere werden neuerdings auch verstärkt als Internet-Download angeboten). Online-Sex-Shops existieren teilweise als Webpräsenzen bestehender Offline-Sex-Shops (z.B. die bereits zitierte Online-Präsenz www.goodvibes.de des feministischen Sexshops „Good Vibrations“ in San Francisco), teilweise aber auch als eigenständige Internet-Shops (z.B. www.eis.de).

Die Vorteile für die Kundschaft bestehen darin, dass im Internet eine größere Auswahl, mehr Hintergrundinformationen, günstigere Preise und ein angenehmeres, diskretes Einkaufserlebnis geboten wird als im herkömmlichen Offline-Sexshop.

Online-Sexshops von und für Frauen boomen (z.B. www.annsummers.com, www.marg.at, www.femmetale.de). Sie bieten ein breites und qualitativ hochwertiges Angebot, lassen Dildos und Vibratoren als modische Lifestyle-Produkte erscheinen und vermitteln neue, teilweise auch selbstbestimmtere Bilder weiblicher Sexualität (Attwood, 2005). Möglicherweise ist es unter anderem dieser auch Internet-getriebenen Normalisierung von Sexspielzeug zu verdanken, dass sich erstmals im November 2009 der Verbraucherschutz (Ökotest) den Vibratoren zuwandte, was angesichts der tatsächlichen Schadstoffbelastung bei bestimmten Herstellern offenbar überfällig war.

Sexuelle Szenen und Minderheiten im Internet

Menschen mit seltenen sexuellen Orientierungen oder Vorlieben – ob bi, lesbisch oder schwul, Swinger oder Fetisch, BDSM oder Trans* –, die in ihrem sozialen Umfeld außerhalb des Netzes manchmal kaum Gleichgesinnte vorfinden, können sich im Internet vergleichsweise einfach und kostengünstig organisieren. Dies gilt insbesondere auch für sehr kleine Spezialkulturen (z.B. rund um spezielle Fetische), deren Mitglieder geografisch weit verstreut und meist nicht öffentlich sichtbar sind. Sexuelle Szenen und Minderheiten nutzen das Internet sowohl für die interne Vernetzung als auch für die öffentliche Selbstdarstellung. Dies beinhaltet beispielsweise Informationsaustausch, soziale Unterstützung, politische Interessenvertretung usw. (Hillier & Harrison, 2006; Döring, 2009a).

Internet-Nutzer_innen haben die Möglichkeit, sich diskret über entsprechende sexuelle Spezialkulturen zu informieren und sich ihnen bei entsprechendem Interesse zunächst anonym und unverbindlich online anzuschließen. Die Internet-Plattformen sexueller Minderheiten ergänzen teilweise bestehende Offline-Gemeinschaften (z.B. Internet-Präsenzen von gemeinnützigen Vereinen,

z.B. transmann.de), teilweise handelt es sich aber auch um genuine Online-Angebote (z.B. www.lesarion.de: 114.000 Mitglieder, www.gayromeo.com: 1 Million Mitglieder, www.sklavenzentrale.com: 153.000 Mitglieder, Angaben laut Plattform-Anbieter, Stand: August 2010). Online-Plattformen sexueller Szenen können Angebote zu allen bislang genannten Aktivitätstypen integrieren (z.B. auf die jeweilige sexuelle Präferenz zugeschnittene Sexuaufklärung und Beratung, Erotika und Pornografie, sexuelle Kontakte und Beziehungen, sexuelle Dienstleistungen, Sexprodukte).

Die Teilnahme an entsprechenden Online-Gemeinschaften kann zur Selbstakzeptanz beitragen und ein Coming-Out außerhalb des Netzes vorbereiten (McKenna & Bargh 1998). Auch Angebote für Angehörige gehören zum Spektrum. Meist sind die Online-Plattformen die erste Anlaufstelle, bevor dann (z.B. über Stammtische, Gesprächskreise, Partys) reale Kontakte in der Szene folgen. Insbesondere für Menschen, die durch soziale Kontrolle oder Wohnort keinen Zugang zu den jeweiligen urbanen Szenen haben, bieten die entsprechenden Communities im Internet eine wichtige Quelle sozialer Unterstützung (z.B. homosexuelle Jugendliche in ländlichen Regionen oder mit Migrationshintergrund).

Fazit für Forschung und Praxis

Es ist eine wichtige Aufgabe für Forschung und Praxis, dazu beizutragen, dass Mädchen wie Jungen, Männer wie Frauen noch besser darin unterstützt werden, die Potenziale des Internet zur Förderung sexuellen Wohlbefindens auszuschöpfen. Dies darf sich nicht auf Gefahrenwarnungen beschränken. Gefragt sind auch Bekanntmachung qualitativ hochwertiger sexualbezogener Online-Angebote sowie eine Förderung der sexualbezogenen Internet-Kompetenz. Denn auch im Internet gibt es weder gute Sexuaufklärung noch aufregende Sex-Dates einfach so „per Mausclick“. Notwendig ist Medienkunde, zudem Kritik- und Genussfähigkeit sowie die Fähigkeit zur Anschluss-Kommunikation mit jeweils relevanten Bezugspersonen. Neben diesen Bestandteilen der Medienkompetenz tragen auch sexuelle Kompetenz und Gender-Kompetenz dazu bei, sexualbezogene Online-Aktivitäten individuell fruchtbar zu machen. Methoden der Online-Forschung (z.B. Feldbeobachtung in Online-Communities, Online-Inhaltsanalysen, Online-Interviews, Online-Fragebögen) sind besonders einschlägig, um sexualbezogene Formen der Internet-Nutzung und deren konstruktive Potenziale wissenschaftlich genauer zu untersuchen.

Mit dem Spektrum und den Chancen sexueller Online-Aktivitäten vertraut zu sein, ist in der sexualmedizinischen und sexualtherapeutischen Praxis zumindest aus drei Gründen vorteilhaft, die abschließend noch einmal zusammengefasst seien:

- ◆ *Begleitung der sexualbezogenen Internet-Nutzung von Patient_innen:* Sexualbezogene Online-Erfahrungen, die zunehmend mehr Patient_innen bereits mitbringen, lassen sich umso besser einordnen und verstehen, je genauer man über die verschiedenen Formen sexueller Internet-Nutzung informiert ist. Günstig ist es, wenn Patient_innen sich mit ihren sexualbezogenen Online-Erfahrungen bei Bedarf anvertrauen können, ohne befürchten zu müssen, auf Unverständnis zu stoßen. Ebenso ist es wünschenswert, wenn Patient_innen, die im Zuge ihrer sexuellen Internet-Aktivitäten wiederholt auf ähnliche Schwierigkeiten stoßen (z.B. im Zusammenhang mit ständigen Zurückweisungen oder Resonanzlosigkeit bei der Online-Partnersuche) professionell darin unterstützt werden, ihr sexuelles Online-Verhalten zu reflektieren. Anstatt – wie unter Betroffenen nicht unüblich – das Problem auf „das Internet“ oder „die Fakes“ zu schieben, können sich stets nach dem selben Muster wiederholende negative Online-Erfahrungen als Katalysator oder Brennglas bestehender psychosozialer Probleme begriffen und bearbeitet werden. Vielleicht handelt es sich aber auch nur um mangelnde sexualbezogene Internet-Kompetenz. Hierbei kann es sinnvoll sein, die betreffenden Online-Aktivitäten sehr genau zu betrachten und zu besprechen (z.B. Gestaltung des Online-Profiles, Interpretation versendeter oder erhaltener E-Mail-Botschaften, Umgang mit zu wenigen oder zu vielen eingehenden Nachrichten).
- ◆ *Sexualbezogene Internet-Empfehlungen für Patient_innen:* Patient_innen und Klient_innen können im Zuge der Arbeit an Problemlösungen gezielt auf passende sexualbezogene Internet-Angebote aufmerksam gemacht werden, sofern sie diese nicht ohnehin bereits nutzen. Je weniger Internet-Kompetenz die jeweiligen Zielgruppen – beispielsweise vereinsamte ältere Menschen mit Technikangst, homosexuelle Jugendliche aus bildungsfernen Milieus etc. – mitbringen, desto genauere Empfehlungen (z.B. auch für konkrete Plattformen und Suchstrategien) sind notwendig.
- ◆ *Mitwirkung als Experte an sexualbezogenen Internet-Angeboten:* Insbesondere auf Online-Plattformen zur Sexuaufklärung, in Peer-Beratungs-Foren oder in Communities sexueller Spezialkulturen artikulieren

sich immer wieder medizinische und/oder psychotherapeutische Fachfragen. Hier können – in Absprache mit den entsprechenden Betreibern der Dienste – Expert_innen wertvolle Beiträge liefern (z.B. Chat-Sprechstunden abhalten, Foren moderieren, Fachinformationen zuliefern oder vorliegende Online-Informationen überprüfen).

Literatur

- Attwood, F., 2005. Fashion and Passion: Marketing Sex to Women. *Sexualities* 8(4): 392–406.
- Baacke, D., 1997. *Medienpädagogik*. Tübingen: Niemeyer.
- Baker, A., 2005. *Double Click. Romance and Commitment among Online Couples*. Cresskill: NJ (Hampton Press).
- Blue, V., 2006. *The Smart Girl's Guide to Porn*. San Francisco: Cleis.
- Boies, S., 2002. University students' uses of and reactions to online sexual information and entertainment. *Links to online and offline sexual behaviour*. *Canadian Journal of Human Sexuality* 11(2): 77–89.
- Carroll, J.S., Padilla-Walker, L.M., Nelson, L.J., Olson, C.D., Barry, C.M., Madsen, St.D., 2008. Generation XXX: Pornography acceptance and use among emerging adults. *Journal of Adolescent Research* 26: 6–30.
- Cooper A., 1998. Sexuality and the Internet: Surfing into the new millennium. *CyberPsychology & Behavior* 1(2): 187–193.
- Cooper, A., (Ed.), 2000. *Cybersex. The Dark Side of the Force*. Philadelphia: Brunner-Routledge.
- Cooper, A., (Ed.), 2002. *Sex and the Internet: A Guidebook for Clinicians*. Philadelphia, PA: Brunner-Routledge.
- Couch, D., Liamputtong, P., 2008. Online Dating and Mating. The Use of the Internet to Meet Sexual Partners. *Qualitative Health Research* 18: 268–279.
- Daneback, K., Cooper A., Månsson S.-A., 2005. An Internet Study of Cybersex Participants. *Archives of Sexual Behavior* 34(3): 321–328.
- Daneback, K., Månsson, S.-A., Ross, M.W., 2007. Using the Internet to find offline sex partners. *CyberPsychology & Behavior* 10(1): 100–107.
- Döring, N., 2000. Cybersex aus feministischen Perspektiven. Viktimisierung, Liberalisierung und Empowerment. *Zeitschrift für Frauenforschung & Geschlechterstudien* 18(1+2): 22–48.
- Döring, N., 2003. *Sozialpsychologie des Internet. Die Bedeutung des Internet für Kommunikationsprozesse, Identitäten, soziale Beziehungen und Gruppen* (2. Aufl.). Göttingen: Hogrefe.
- Döring, N., 2008. Sexualität im Internet. Ein aktueller Forschungsüberblick. *Zeitschrift für Sexualforschung* 21(4): 291–318.
- Döring, N., 2009a. Internetangebote von und für Transsexuelle. *Psychotherapie im Dialog* 1/2009: 70–75.
- Döring, N., 2009b. The Internet's Impact on Sexuality. A Critical Review of 15 Years of Research. *Computers in Human Behavior* 25 (5): 1089–1101.
- Döring, N., 2010a. Internet-Pornografie. Aktueller Diskussions- und Forschungsstand. In: Jörg Metelmann (Hrsg.), *Porno-Pop II. Im Erregungsdispositiv*. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Döring, N., 2010b. Wie wir Liebes- und Sexpartner im Internet finden. *Der aktuelle Forschungsstand*. *psychosozial* 9/2010
- Duggan, L., & Hunter, N., 2006. *Sex Wars. Sexual Dissent and Political Culture*. New York: Routledge.
- Eichenberg, Ch., Döring, N., 2006. Sexuelle Selbstdarstellung im Internet. Ergebnisse einer Inhaltsanalyse und einer explorativen Befragung zu privaten Websites. *Zeitschrift für Sexualforschung* 19(2): 133–153.
- Fischbach, L., Hegmann, E., 2008. *Liebe aus dem Netz. Onlinedating mit 50+*. München: Moderne Verlagsgesellschaft MVG.
- Gernert, J., 2010. *Generation Porno. Jugend, Sex, Internet*. Köln: Fackelträger.
- Gibbs, J.L., Ellison, N., Heino, R.D., 2006. Self-Presentation in Online Personals. The Role of Anticipated Future Interaction, Self-Disclosure, and Perceived Success in Internet Dating. *Communication Research* 33(2): 152–177.
- Grimm, P., Rhein, St., Müller, M., 2010. *Porno im Web 2.0. Die Bedeutung sexualisierter Web-Inhalte in der Lebenswelt von Jugendlichen*. Berlin: Vistas Verlag.
- Groeben, N., 2004. Medienkompetenz. In: Mangold, R., Vorderer, P., Bente, G. (Eds.). *Lehrbuch der Medienpsychologie*. Göttingen: Hogrefe, 27–49.
- Hald, G.M., Malamuth, N.M., 2008. Self-perceived effects of pornography consumption. *Archives of Sexual Behavior* 37: 614–625.
- Hardy, S., 2008. The Pornography of Reality. *Sexualities* 11: 60ff.
- Hardy, S., 2009. The New Pornographies. Representation or Reality. In: Attwood, Feona (Ed.). *Mainstreaming Sex. The Sexualization of Culture*. London: Tauris, 3–18.
- Hillier, L., Harrison, L., 2007. Building Realities Less Limited Than Their Own. *Young People Practising Same-Sex Attraction on the Internet*. *Sexualities* 10(1): 82–100.
- Hugger, K.-U., 2008. Medienkompetenz. In: Sander, U., von Gross, F., Hugger, K.-U. (Eds.). *Handbuch Medienpädagogik*. Wiesbaden: VS, 93–99.
- Innala, S.M., 2007. Pornography on the net. same attraction, but new options. *Sexologies* 16(2): 112–120.
- Jacobs, K., 2007. *Netporn. DIY Web Culture and Sexual Politics*. Lanham: Rowman & Littlefield.
- Langanke, H., Ross, M.W., 2009. Web-based forums for clients of female sex workers. Development of a German internet approach to HIV/STD-related sexual safety. *International Journal of STD & AIDS* 20: 4–8.
- Jenkins, H., 2009. *Confronting the Challenges of Participatory Culture. Media Education for the 21st Century*. Massachusetts: MIT Press.
- Lust, E., 2009. *Porno für Frauen*. München: Wilhelm Heyne Verlag.
- McKenna, K.Y.A., Bargh, J.A., 1998. Coming out in the age of the Internet. Identity “demarginalization” through virtual group participation. *Journal of Personality and Social Psychology* 75(3): 681–694.
- Metz-Göckel, S., Roloff, Ch., 2005. Genderkompetenz als Schlüsselqualifikation. In: Internationales Netzwerk Weiterbildung e.V. (Hrsg.). *Genderkompetenz. Ein Reader für die*

- Praxis. Leipzig-Mölkau: Pöge-Druck, 12–18.
- Noonan, T., 2007. Netporn, Sexuality and The Politics of Disability. A Catalyst for Access, Inclusion and Acceptance? In: Jacobs, K., Janssen, M., Pasquinelli, M. (Eds.). *C'lickme. A Netporn Studies Reader*. Amsterdam: Institute of Network Cultures, 89–102.
- Paasonen, S., 2010. Erotica Writing and Notions of Quality. In: Attwood, Feone (Ed.). *Porn.com – Making Sense of Online Pornography*. New York: Peter Lang, 138–154.
- Parship, 2010. Paare, die sich im Internet kennengelernt haben sind glücklicher. Pressemitteilung 14. Januar 2010. URL: http://www.singleboersen-vergleich.de/news_einzel_2009/2010-01-14-parship-internet-paare-gluecklicher.htm (Stand: 18.05.2010).
- Peter, J., Valkenburg, P.M., 2010. The Use of Sexually Explicit Internet Material and Its Antecedents. A Longitudinal Comparison of Adolescents and Adults. *Archives of Sexual Behavior*, online first <http://www.springerlink.de/content/1468417311314541/fulltext.pdf>.
- Pflitsch, D., Wiechers, H., 2009. Der Online-Dating-Markt 2008–2009. Deutschland – Österreich – Schweiz. URL: <http://www.singleboersen-vergleich.de/presse/online-dating-markt-2008-2009.pdf> (Stand: 18.05.2010).
- Podlas, K., 2000. Mistresses of their domain: How female entrepreneurs in cyberporn are initiating a gender power shift. *CyberPsychology & Behavior* 3(5): 847–854.
- Ray, A., 2007. *Naked on the Internet: Hookups, Downloads, and Cashing in on Internet Sexploration*. Emeryville, CA: Seal Press.
- Richard, B., 2010. Sexualisierte jugendliche Netzkulturen? Ego-shots und zarte Körperbilder bei flickr. In: Schetsche, M., Schmidt, R.-B. (Hrsg.). *Sexuelle Verwahrlosung. Empirische Befunde – Gesellschaftliche Diskurse – Sozialethische Reflexionen*. Wiesbaden: VS, 185–206.
- Rückert, C., 2000. Gute Frauenerotik und schlechte Männerpornographie? tv diskurs – Verantwortung in audiovisuellen Medien 12: 18–27.
- Schetsche, M., Schmidt, R.-B. (Hrsg.), 2010. *Sexuelle Verwahrlosung. Empirische Befunde – Gesellschaftliche Diskurse – Sozialethische Reflexionen*. Wiesbaden: VS.
- Schetsche, M., 2010. Das Internet, das sexuelle Geheimnis und das Ende der Pornografie. In: Benkel, T., Akalin, F. (Eds.). *Soziale Dimensionen der Sexualität*. Gießen: Psychosozial, 319–338.
- Selg, H., 2003. Pornographie. Begriffliche Unbestimmtheit ohne Ende? tv diskurs – Verantwortung in audiovisuellen Medien 24: 58–61.
- Sielert, U., 2005. *Einführung in die Sexualpädagogik*. Weinheim und Basel: Beltz.
- Siggelkow, B., Büscher, W., 2008. *Deutschlands sexuelle Tragödie. Wenn Kinder nicht mehr lernen, was Liebe ist*. Asslar, DE: GerthMedien.
- Singlebörsen-Vergleich, 2010. Deutsche Online-Dater lieben erotische Abenteuer. URL: http://www.singleboersen-vergleich.de/presse/presse_mitteilungen.htm (Stand: 18.05.2010).
- Starke, K., 2008. Sexualität im Erwachsenenalter. In: Schmidt, R.-B., Sielert, U. (Hrsg.). *Handbuch Sexualpädagogik und sexuelle Bildung*. München: Juventa, 399–414.
- Stüttgen, T. (Ed.), 2009. *PostPornPolitics – Queer_Feminist Perspective on the Politics of Porn Performances and Sex_Work as Cultural Produktion*. Berlin: b_books.
- Valtl, K., 2008. *Sexuelle Bildung: Neues Paradigma einer Sexual-pädagogik für alle Lebensalter*. Weinheim: Juventa, 125–140.
- WAS (World Association of Sexual Health), 2008. *Sexual Health for the Millenium. A Declaration and Technical Document*. Minneapolis, MN, USA: World Association for Sexual Health. <http://www.worldsexology.org>
- Weinberg, M.S., Williams, C.J., Kleiner, S., Irizarry, Y., 2010. Pornography, Normalization, and Empowerment. *Archives of Sexual Behavior*, Online First. <http://www.springerlink.de/content/5012422731287823/fulltext.pdf>.
- Zillmann, D., 2004. Pornographie. In: Mangold, R., Vorderer, P., Bente, G. (Eds.). *Lehrbuch der Medienpsychologie*. Göttingen: Hogrefe, 565–585.

Autorin

Prof. Dr. phil. habil. Nicola Döring, Institut für Medien und Kommunikationswissenschaft, Technische Universität Ilmenau, Ehrenbergstraße 29, D-98693 Ilmenau,
Email: nicola.doering@tu-ilmenau.de, Web: www.nicola-doering.de

Die kriminogenischen Qualitäten des Internets – Zur Sammlung und Verbreitung von Missbrauchsbildern von Kindern*

Max Taylor, Ethel Quayle

Criminogenic qualities of the internet in the collection and distribution of abuse images of children

Abstract

The text focuses on a series of general suggestions for preventing Internet crime in regard to the distribution of child abuse images. Instead of the usual approach of addressing the perpetrators' deviant personality structure, it queries the particular criminogenic qualities which the Internet with its technological structure readies.

The authors point out that the speed of the Internet makes it into something like a wish-fulfilling machine; they work out the affordance character of Internet links, i.e. the invariability of their command structure. Rather than dealing with social-based initiatives, the authors investigate the technological means with which this misuse of the Internet can be combated.

Keywords: Abuse images of children, criminogenic qualities, internet, affordance, prevention initiatives

Zusammenfassung

Der Text zielt auf eine Reihe von generellen Vorschlägen zur Verhinderung von Internetkriminalität im Zusammenhang mit der Verbreitung von Missbrauchsbildern von Kindern ab. Orientiert wird nicht wie bislang primär auf die deviante Persönlichkeitsstruktur der Täter, sondern auf die besonderen „kriminogenischen“ Eigenschaften, die das Internet aufgrund seiner technologischen Struktur bereithält. Neben der Tatsache, dass das Internet mittels seiner Geschwindigkeit so etwas wie eine „Wunscherfüllungsmaschine“ ist, wird auch der „Affordanz“-Charakter der Internet-Links – ihre invariante Aufforderungsstruktur – herausgearbeitet. Die Vorschläge zur Prävention setzen somit auch nicht an sozialtechnischen Initiativen an, sondern bei der Frage, mit welchen „harten“ technologischen Mitteln eingegriffen werden kann.

Keywords: Missbrauchsbilder von Kindern, kriminogenische Qualitäten, Internet, Affordanz, Präventionsinitiativen

Die kontinuierliche Beteiligung einer großen Zahl von Menschen am Handel und am Austausch von Bildern, auf denen der Missbrauch von Kindern dargestellt wird, scheint angesichts der verhängten hohen Strafen überraschend. Der relativ hohe Level der Aktivitäten scheint auch merkwürdigerweise vom Risiko der Entdeckung unbeeinflusst zu sein, was vielleicht als Beweis für die Unzulänglichkeit von Abschreckung als Mittel, um diese Art von Straftaten zu verhindern, verstanden werden kann (vor allem auch mangels geeigneter präventiver Maßnahmen auf dieser Ebene). Vielleicht ist es aber auch eine Reaktion auf so etwas wie die extrem gleichbleibende Nachfrage. Aber vielleicht widerspiegelt diese andauernde große Teilnahme auch manche Eigenschaften des Internets im Zusammenhang mit der Art wie Individuen und das Internet zusammen agieren.

Die Ursachen für die Beschäftigung mit Internet-Bildern, die den Missbrauch von Kindern darstellen, sind vielfältig (Taylor & Quayle, 2003). Mit einigem Recht lässt sich annehmen, dass ihre sexuellen Eigenschaften von primärer Bedeutung sind, aber das an sich erklärt nicht die Gesamtheit des Verhaltens. Zum Beispiel sind Sammlungen von vielen Tausenden von Bildern relativ häufig, und es ist schwierig zu verstehen, welche Form von sexueller Aktivität solche Riesensammlungen bewirken, zumal manche Täter berichten, dass sie innerhalb ihrer großen Sammlungen eine viel kleinere Zahl von Bildern favorisieren. Wenn der Hauptzweck der Bilder in einer sexuellen Aktivität wie der Masturbation liegt, dann lässt sich fragen, warum die Täter unter hohem persönlichen Risiko große Sammlungen anlegen, die offensichtlich über die bloße sexuelle Stimulation hinausgehen. Was liegt diesem Verhalten zugrunde, und wie können wir es erklären?

Es gibt ohne Zweifel ein großes Spektrum von Antworten auf diese Frage. Für einige „Sammler“ haben ohne Zweifel die nicht-sexuellen Faktoren, wie beispielsweise der soziale Kontakt eine große Bedeutung. Für andere ist der Prozess des Sammelns an sich zentral (Taylor & Quayle, 2003). Wie dies auch immer sein mag, dieser Text beruht auf der Annahme, dass es die speziellen Eigenschaften des Internets selbst sind, die diese abartigen Verhaltensweisen hervorrufen.

* Aus dem Englischen übersetzt und redaktionell bearbeitet von Margy Gerber und Rainer Alisch

Ohne die Fragen des Kinderschutzes in Bezug auf Herstellung, Handel und Sammeln von Missbrauchsbildern vernachlässigen zu wollen, erscheint es zweckmäßig, dieses Verhalten nicht nur in der Perspektive des sexuellen Missbrauchs per se zu betrachten, sondern es in einen allgemeineren Rahmen des Internet-Missbrauchs an sich zu stellen. Quayle und Taylor haben ein Modell entwickelt, mit dem sich das Verhaltens-Management von Tätern beeinflussen lässt. Dieses basiert auf Prinzipien des *Cognitive Behaviour*, die Interventionen ausdrücklich im Kontext des Internet-Missbrauchs positionieren. Taylor & Quayle (2006) haben diese Analyse ausgeweitet, um den kriminellen Kontext hervorzuheben, wie er sich aus der Perspektive der *Rational Choice Theory* ergibt (Cornish & Clarke, 1986). Diese Theorie hebt an Hand von Faktoren, die den Entscheidungsprozess beeinflussen, auf die Bedeutung des situativen Kontextes ab, in dem sich der Täter in der Periode unmittelbar vor und während der Tatzeit befindet. Diese Faktoren werden oft beschrieben als stimulierende Eigenschaften („cue qualities“) der Umweltereignisse und als Effekt dieser *cues* („Reize“) auf den Entscheidungsablauf. Dies kann von besonderer Bedeutung für das Verständnis von Verbrechen verbunden mit Missbrauchsbildern von Kindern und Pornographie im allgemeinen im Internet sein (zur generellen Diskussion der *Rational Choice Theory* bezogen auf Internet-Verbrechen vgl. Newman & Clarke, 2003).

Die Faktoren, die das individuelle Verhalten während der Internet-Nutzung beeinflussen, sind vor allem perzeptiver Art, da die dominante Internet-Erfahrung in den visuellen Darstellungen auf dem Bildschirm besteht. Aber Bilder unterscheiden sich von anderen durch das Internet zugänglichen „Produkten“ dadurch, dass ihr „Besitz“, wenn die entsprechende Software vorhanden ist, nicht nur in einer elektronischen Datei besteht, sondern auch als physikalisches, ausgedrucktes Bild möglich ist. Audiodateien teilen diese Eigenschaft ebenso wie Software. Außerdem kann der User sofort und ohne Umstände in den Besitz dieser Bilder gelangen, gegenüber Gegenständen, die er im Internet zwar bestellen kann, die aber erst angeliefert werden müssen.

Der schnelle Zugang ist ohne Zweifel ein bedeutender Faktor, um zu verstehen, warum der Handel mit Pornographie innerhalb des e-commerce eine führende Position einnimmt, nämlich weil diese Form des Verkaufs effektiv und ohne Nachteil andere Formen der Warenlieferung verdrängt. Die Tatsache, dass pornographisches Material visueller Art ist, kann auch als relevant dafür angesehen werden, dass es visuell im Internet realisiert werden kann. Die Prozesse, die dem Zugang und dem „downloading“ von Pornographie zugrunde liegen, können als ein Beispiel für den Zusammenhang zwischen perzeptiven Reizen und Computer-Anwendungen gesehen werden, ein

Verhältnis, das bereits auf vielen Gebieten Aufmerksamkeit gefunden hat. Dies ist aber bislang nicht dazu benutzt worden, um die potentiellen kriminologischen Eigenschaften des Internets zu verstehen.

Kriminologische Eigenschaften des Internet

Das Internet bringt enorme Nutzen und ist an sich natürlich nicht kriminalitätsverursachend. Es beinhaltet allerdings einige spezifische Eigenschaften, die zwar nicht notwendigerweise zur Kriminalität führen, aber unter den entsprechenden Gegebenheiten kriminelle Handlungen begünstigen können. Aber was sind diese Eigenschaften? Quayle und andere Mitarbeiter (2006) präsentieren eine Zusammenstellung von Effekten, die das Internet auf Menschen haben kann, die bereits eine kriminelle Aktivität aufweisen, nämlich problematisches Sexualverhalten. Das Internet vermag:

- ◆ die Laune zu ändern
- ◆ das soziale Risikoverhalten zu reduzieren und Hemmungen abzubauen
- ◆ multiple Selbstdarstellungen zu ermöglichen
- ◆ gruppenspezifische Prozesse sichtbar zu machen
- ◆ ein Austauschmedium zu bestätigen, zu rechtfertigen und anzubieten
- ◆ alte Vorstellungen der Regulierung zu hinterfragen
- ◆ konventionelle Hierarchien zu stören und zu hinterfragen.

Diese Liste, obwohl sie auf Individuen mit problematischem sexuellen Verhalten fokussiert, kann auch auf andere kriminelle Sachverhalte übertragen werden und offeriert einige generelle Einsichten darüber, was kriminelles Verhalten erleichtert, falls die Absicht vorhanden ist, ein Verbrechen zu begehen. Darüber hinaus erlaubt das Internet als „triple A engine“ (accessibility, affordability, assumed anonymity) (Cooper, 1998) Menschen unter Bedingungen der Anonymität und Straflosigkeit zu agieren – was zu Risikoverhalten ermutigt und Stimmungswechsel begünstigt – ein weiterer genereller kontextueller Faktor.

Aber wahrscheinlich ist es nicht sinnvoll, die oben beschriebenen Qualitäten des Internets als kriminologisch zu beschreiben. Verbrechen ereignen sich nicht in einem Vakuum, und aus einer „crime control“ Perspektive sind wichtige Voraussetzungen für ein Verbrechen die Absicht, dieses zu begehen und der situative Kontext, in dem die Absicht realisiert werden kann. Von Taylor & Quayle (2006) liegt eine Beschreibung vor, wie wir Internet-Kriminalität mit Begriffen des Suchens, der vor-

kriminellen Situation und der Gelegenheit innerhalb des Modells der *Rational Choice Theory* verstehen können (Cusson, 1993). In diesem Sinne bezieht sich das Konzept des „Suchens“ auf die individuelle Ausschau nach einer geeigneten vorkriminellen Situation, die mit dem richtigen Anstoß zum Begehen einer Straftat führt. „Vorkriminelle Situationen“ sind ein Komplex von äußeren Umständen, die dem kriminellen Ereignis unmittelbar vorausgehen und die Straftat mehr oder weniger schwierig, risikohaft oder profitabel machen (Cusson, 1993).

Taylor und Quayle (2006) haben die Bedeutung von „Suchen“ (im Sinne der *Rational Choice Theory*) als ein die Rate limitierender Faktor in der Internet-Kriminalität hervorgehoben. Das Suchen kann als Tätigkeit aufgefaßt werden, die zwischen der Absicht, eine Straftat zu begehen einerseits und der Wahrnehmung einer kriminellen Gelegenheit durch das Erkennen von vorkriminellen Situationen andererseits vermittelt. Obwohl das Internet ein komplexes System ist, dem es an einer klaren, formalen Struktur mangelt, hält es dennoch viele Möglichkeiten bereit, effektive Suchen durchzuführen. Die verschiedenen Suchmaschinen ermöglichen dies beispielsweise ebenso wie die Suchkapazität der p2p-Netzwerke. Angesichts der Bedeutung der vermeintlichen „Abwesenheit eines kompetenten Wächters“ (Cohen & Felson, 1979), die die „end2end“ Architektur des Internets charakterisiert (Saltzer et al., 1984), ist es dem User möglich, in scheinbar ungehemmte und unbehelligte Suchaktivitäten zu gelangen, um vorkriminelle Situationen zu identifizieren.

Der Suchprozess, wie er hier aufgefasst wird, wird durch die „scale free“ Qualitäten des Internets unterstützt (Barabasi & Jeong, 2000) und durch die Rolle der „hubs“ als zentrale Elemente in der Internet-Navigation. Suchmaschinen sind offensichtlich essentielle „hubs“, die dazu da sind, zu filtern und den User zu weniger wichtigen „nodes“ zu lenken, die auf die für Suchwörter relevante Inhalte fokussieren. Obwohl Suchmaschinen die Suche einschränken, können erfahrene User diese Begrenzung leicht umgehen. Die durch die kontinuierliche Verfeinerung des Suchens implizierte Suchhierarchie führt natürlicherweise zu vorkriminellen Situationen und Gelegenheiten. Die vorkriminelle Situation ist demzufolge eine Situation, in der das Potenzial eine Straftat zu begehen, präsent ist. Ob diese dann begangen wird oder nicht, hängt von der Aktivität und der Reaktionsfähigkeit des potentiellen Straftäters ab. Die kriminogenische Qualität des Internets, wenigstens was Missbrauchsbilder von Kindern anbelangt, liegt somit in der besonderen Leichtigkeit, mit der ein potentieller Straftäter in einer vorkriminellen Situation zu einem wirklichen Straftäter werden kann, einzig und allein durch „pointing and clicking on a link“.

Dies wird verständlich, wenn wir uns dem Begriff der „affordance“ (eingedeutscht „Affordanz“, meint so viel

wie „Angebotscharakter“, RA) (Gibson, 1979) zuwenden. Dieser Begriff ist von Joinson (2003) benutzt worden, um einen Prozess zu beschreiben, in dem die Eigenschaften von Objekten und Umgebungen mit verschiedenen Verhaltensweisen verbunden werden, und um darauf aufmerksam zu machen, dass manche Umgebungen eher als andere zu bestimmten Verhaltensweisen führen. Norman (1988) erweitert diese These, indem er annimmt, dass die Umwelt „natürliche Signale“ aufweist, die eine selbstverständliche Interpretation von Reizen als natürlichen Bedürfnissen erlauben. Norman zufolge sind „affordances“ die „offensichtlich vorhandenen oder tatsächlich gegebenen Eigenschaften von Dingen, insbesondere also jene Grundeigenschaften, die die potentiellen Gebrauchsmöglichkeiten des Dinges genau vorgeben“ (9) (Einfügung RA: Ein Stuhl hat z.B. den Angebotscharakter zum Sitzen). So hat nach Norman ein Hyperlink eine hochgradig wahrnehmbare Affordanz-Eigenschaft, die auf den hohen Grad der Leichtigkeit zurückzuführen ist, mit der sich das „pointing and clicking“ ausführen lässt. Das einfachste Beispiel dafür ist die Leichtigkeit, mit der Kinder sehr effektiv und mit wenig formaler Unterweisung das Navigieren durch und zwischen den Webseiten lernen. Es lässt sich behaupten, dass im Sinne von Norman (Norman 1988) das „clicking“ auf einen Hyperlink „natürliche Signale“ bereithält, die eine Deutung als Reiz und somit die entsprechende Nutzung ermöglichen. Hinzu kommt, dass das „clicking“ auf einen Link das erwünschte Bild sofort zugänglich macht, was unter Umständen sehr zufriedenstellend sein kann.

Wie oben angedeutet, muss der Kontext dieses Verhaltens nicht nur erotisch oder sexuell sein. Menschen, die sich große Sammlungen von Bildern zulegen, heben das Sammeln selbst, nicht die sexuellen Eigenschaften der Bilder, als Erklärung für ihre Ausdauer hervor (Taylor & Quayle, 2003). Für manche Sammler kann das Vervollständigen einer Serie oder eines Satzes von Bildern von primärer Bedeutung sein. Außerdem kann die Anschaffung von Bildern, die man dann anderen Sammlern im Austausch anbieten kann, wichtig sein, auch wenn sie für den Sammler selbst keinen Reiz haben.

Die Sequenzen der Auswahl und die Handlungen, die der Straftäter während des kriminellen Ereignisses vollführt und auch die Mittel, die er in einer vorkriminellen Situation einsetzt, nennt man kriminelle Taktiken. Die Taktiken werden durch die vorkriminelle Situation geprägt und widerspiegeln ihren situationsbedingten Kontext, und was hier von primärer Bedeutung ist, die Affordanz-Eigenschaften der umgebenden Stimuli. Natürlich ist das taktisch Mögliche durch die Struktur und die Form der Umwelt, die Morphologie des aktuellen Verhaltens und seine Affordanz-Eigenschaften beschränkt. Im Falle des Internets bestimmen die e2e-Architektur, die hierar-

chiefreien Netzwerkeigenschaften und die allgemeinen Kommunikationsprotokolle des Internets diesen situativen Kontext, genauso wie den sozialen Kontext, in dem das Individuum diesen Strukturen begegnet.

Wir neigen dazu, potentiellen Straftätern Motivationen zuzuschreiben, im Internet wie auch sonstwo. Was den Zugang zu Missbrauchsbildern von Kindern anbelangt, wird das Suchen nach vorkriminellen Situationen anscheinend am besten als eine Situation verstanden, die im Kontext eines motivierten Straftäters stattfindet, obwohl, wie oben erwähnt wurde, die Qualitäten dieser Motivation nicht offensichtlich sein müssen. Auf alle Fälle ist der Zugang zu Missbrauchsbildern von Kindern nicht leicht, er setzt einige Anstrengung und Fähigkeiten auf Seiten des Nutzers voraus, um mögliche Links aufzufinden. Die Art der Motivation, die diesem Verhalten unterliegt, ist, wie schon gesagt, weniger deutlich. Besonders was die sexuelle Motivation angeht, muss dies nicht der einzige Faktor sein (Taylor & Quayle, 2003). Aber da dieses Verhalten wahrscheinlich im Kontext der sexuellen Erregung stattfindet, können wir wohl annehmen, dass das Individuum aller Wahrscheinlichkeit nach aus vielerlei Gründen hoch motiviert ist. Dies ist von einiger Bedeutung, denn eine im Zustand hoher Erregung getroffene Entscheidung, kann auf drei generelle Weisen beeinflusst werden (Lowenstein, 1996), nämlich:

- ◆ durch fokussierte Aufmerksamkeit auf Faktoren, die auf diesen Zustand bezogen sind,
- ◆ durch reduzierte Zeithorizonte, mit Fokus auf kurzfristige Faktoren,
- ◆ durch einen verengten Fokus der Aufmerksamkeit nach innen, wo die Bedürfnisse des Individuums die Oberhand über andere Entscheidungsfaktoren gewinnen.

Es kann davon ausgegangen werden, dass all diese Faktoren den Entscheidungsablauf in Suchsituationen, die das Internet und die Missbrauchsbilder (und auch andere sexuell erregende Bilder) betreffen, beeinflussen können. Was die Faktoren selbst anbelangt, die bei Suchaktivitäten (und wohl auch bei anderen Situationen) Entscheidungen beeinflussen, so kann wiederum einer erhöhten sexuellen Erregung eine bedeutsame Wirkung zukommen (die Unfähigkeit, die sexuelle Erregung zu befriedigen müsste gleichfalls hinzugefügt werden), was dann auch eine Steigerung im Risikoverhalten und einen Wiederholungszwang hinsichtlich der Suchaktivität auslösen kann, auch wenn in einem objektiven Sinne verhindernde oder „escape“-Faktoren nicht überwunden werden können (mit der „escape“-Taste bricht man Programmabläufe ab, RA). Dies ist offensichtlich der Fall, wenn sexuelle Erregung mit im Spiel ist. Lowenstein und Mitarbeiter

(1997) legten nahe, dass erhöhte sexuelle Erregung das Erkennen der Folgen eines sexuell bedrohenden, koerziven (zwanghaften) Verhaltens reduziert (vielleicht deswegen, weil das Erkennen der Folgen mit dem emotionalen Zustand unvereinbar ist [Boufford, 2002]). Dies ist möglicherweise auch ein potentieller Faktor in Internet-Situationen mit dem angenommenen Fehlen von effektiver Überwachung und dem Einfluss der scheinbaren Anonymität. In Übereinstimmung hiermit bringt Boufford Beweise für die Annahme, dass emotionale Zustände – wie ein Zustand sexueller Aggression – das Treffen von vernunftgeleiteten Entscheidungen beeinflussen können (siehe auch Carmichael & Piquere, 2004).

Ähnliche Faktoren können behilflich sein, um uns sowohl die Beschäftigung mit Missbrauchsbildern verstehen zu lassen, wie auch das offenbare Zunehmen von äußerst risikohaftem Verhalten unter Schwulen-Communities, wie es von online dating services dokumentiert wird (Bull et al., 2004). Von einer anderen Perspektive aus machen Wright und Mitarbeiter (2004) auf die sich ändernden Auswirkungen von Impulsivität als Abschreckungsfaktor bei der kriminellen Entscheidung aufmerksam und schlagen ein umgekehrtes U-förmiges Verhältnis zwischen Abschreckungseffekten und Kriminalität vor.

Die bisherige Diskussion der Auswirkungen der Erregung verblieb bislang weitgehend im spekulativen Theoretisieren und es bleibt zu zeigen, ob sich empirisch demonstrieren lässt, dass diese Faktoren das Treffen von Entscheidungen hinsichtlich der Internet-Aktivität und in Bezug auf Missbrauchsbilder beeinflussen. Aber letztlich ist diese Diskussion suggestiv. Denn darüber hinaus kann diese Diskussion auch implizieren, dass hinsichtlich jeglicher Umstände des sich Strafbarmachens im Zustand der sexuellen Erregung jenseits der Internet-Aktivität ein noch komplizierterer Entscheidungsmodus angenommen werden muss. Denn in den zusätzlichen Eigenschaften, die den „affordance qualities“ des „pointing and clicking“ (mit denen man an die Bilder gelangt) zugrunde liegen (verbunden mit dem Effekt, dass die begehrten Bilder sofort verfügbar sind), sehen wir eine potenzielle enorme Macht, die die Beschäftigung mit sexuellen Bildern im allgemeinen, einschließlich mit Missbrauchsbildern von Kindern, unterstützt. Die Bedeutung dieser Analyse besteht somit darin, dass sie auf den spezifischen Kontext hinweist, in dem die Gelegenheit, Bilder zu erlangen, stattfindet. Sie verortet das Verhalten in den Faktoren, die es beeinflussen und die wir wie folgt zusammenfassen:

- ◆ die Natur des situativen Kontextes, in dem sich kriminelle Gelegenheiten ereignen, besonders die umweltkonstituierende Bedeutung des hohen Angebotscharakters von Reizen („high affordance cues“), die den Zugang zu den Bildern ermöglichen,

- ◆ die unmittelbare und äußerst hervorstechende Verstärkung hinsichtlich des Zugangs zu Bildern,
- ◆ die wahrgenommene (wenn nicht notwendigerweise wirkliche) Abwesenheit von kompetenter Behütung und Überwachung (im allgemeinen was das Internet betrifft und im besonderen was die Privatheit betrifft, die mit der Internetnutzung verbunden ist),
- ◆ Unempfindlichkeit gegenüber negativen Eigenschaften, die sowohl von motivierenden Faktoren wie auch von den starken „affordance qualities“ der Bildschirm-Stimuli ausgehen.

Verringerung von Kriminalität

Die Erkenntnis, wie Kriminalität sich entwickelt und sich am Leben erhält, ist selbstverständlich an sich von Interesse. Aber die Erkenntnis des sozialen Mechanismus, den solchen Analysen offenlegen, kann dazu beitragen, effektive Strategien zu entwickeln, mit denen sich Kriminalität kontrollieren lässt. Die bislang präsentierte Analyse bietet eine Erklärung für den Tathergang, vor allem was das Sammeln und Handeln von Missbrauchsbildern von Kindern anbelangt.

Wie lässt sich dies in präventive und kontrollierende Maßnahmen hinsichtlich der Internetkriminalität übersetzen, speziell hinsichtlich der Internetkriminalität, die sich auf Missbrauchsbilder von Kindern bezieht, und inwiefern haben solche Maßnahmen eine weitere Verwendung? Obwohl wir das Internet dahin gehend beschrieben haben, dass es kriminogenische Eigenschaften hat, kann dies als nicht angemessen und überzeugend erscheinen, andererseits besteht dennoch offensichtlich ein Grund für die Annahme, dass Internetverfahren es erleichtern, Verbrechen wie das Sammeln und Verteilen von Missbrauchsbildern zu begehen. Vielleicht ist die Lösung, die kriminogenische Qualität des Internets nicht in den Prozessen selbst zu sehen, sondern vielmehr in der Interaktion der Individuen mit diesen Prozessen.

Dies erlaubt es, unsere Aufmerksamkeit weg von den imponierbaren und letztlich unveränderbaren Merkmalen des Individuums, wie die Persönlichkeit oder solch vagen Konzepten wie die sexuelle Devianz zu verlassen und den Fokus sowohl auf den Kontext zu verlagern, in dem das partikulare Verhalten sich ereignet wie auch darauf, welche Schritte zu vollziehen sind, um diesen Kontext und damit auch das Verhalten zu verändern.

Brantingham und Faust (1976) bestimmen drei Arten der Verbrechensprävention, die sinnvoll erscheinen, um diesen Ansatz zu verdeutlichen:

- ◆ **primäre Prävention**, darauf fokussiert, das Verbre-

chen zu stoppen, bevor es sich ereignet

- ◆ **sekundäre Prävention**, auf Menschen orientiert, die ein hohes Risiko aufweisen, straffällig zu werden
- ◆ **tertiäre Prävention**, auf bekannte Straftäter bezogen.

Wir benutzen diese Kategorien, um die anschließende Diskussion zu strukturieren. Wie wir bereits vermerkt haben, begrenzen strukturelle Erkenntnishindernisse der in Internetverbrechen verwickelten Individuen die Anwendung der sekundären und tertiären Präventionsstrategien. Hinzu kommt, dass das vorhandene, meist auf polizeilichen Ermittlungen beruhende Datenmaterial zeigt, dass die meisten der im Besitz von Missbrauchsbildern überführten Personen keine bekannte kriminelle Vergangenheit haben. In Anbetracht dessen bringt eine herkömmliche Risikoeinschätzung wenig, was die Nützlichkeit der auf die sekundäre Prävention fokussierten Initiativen erheblich reduziert. Die tertiäre Prävention, die auf bekannte Straftäter abhebt, könnte nützlicher sein, wenn wir zuverlässige Angaben zur Wiederholungsrate von Straftaten hätten. Um effektiv zu sein, würde dies ein besseres Verständnis der unterschiedlichen Arten von Straftaten voraussetzen, aber es mangelt bis jetzt an Forschungen zur Rückfallrate von Straftätern. Obgleich es im gegenwärtigen Forschungsklima schwierig ist, gegen jegliche Präventionsstrategie zu argumentieren, weil einzelne Erfolge dazu benutzt werden, Initiativen jeglicher Art zu rechtfertigen, ist es für eine zukünftige Strategieentwicklung hinsichtlich der Kontrolle der Internet-Kriminalität notwendig, dass diese Strategieentwicklung eine bestimmtere und beweisbar nachhaltige Begründung erhält.

Die primäre Prävention, die dadurch gekennzeichnet ist, zukünftige Kriminalität zu verhindern, mag schwer zu evaluieren sein, aber sie scheint in Anbetracht der Sache, die hier verhandelt wird, das größere Potential zu haben. Normalerweise unterscheidet man bei der primären Prävention zwischen sozialen und situationsorientierten Präventionsmaßnahmen. Soziale Präventionsmaßnahmen befassen sich mit der Neigung, eine Straftat zu begehen und verstehen sich generell als Erziehungsstrategien oder als Initiativen, die im Sinne eines „social engineering“ konzipiert sind, und tendieren dazu, undifferenziert zu sein, was die Zielgruppe anbelangt. Sie sind für alle verfügbar, unabhängig vom speziellen Risiko. Das Fördern von „safe surfing“ für Kinder fällt wohl in diese Kategorie. Solche Initiativen haben ihre Berechtigung, aber sie sind von der Sache her langzeitorientiert und es mangelt ihnen notwendigerweise an der Ausrichtung auf den spezifischen Fall oder Kontext. Es muss erwähnt werden, dass Initiativen dieser Art oftmals als ineffizient betrachtet werden und von einem eingeschränkten Wert hinsichtlich der Verbrechensprävention sind. Im Kontext der internationalen Verfügbarkeit des Internets haben

solche Initiativen eine noch begrenztere Leistungsfähigkeit. Ihre Popularität beruht wohl auf dem politischen Imperativ, etwas Praktisches zu unternehmen anstatt das Problem datenbasiert zu analysieren.

Im Kontrast dazu sind situationsorientierte Maßnahmen deliktspezifisch ausgerichtet und eng fokussiert. Sie thematisieren die unmittelbare Umgebung der Straftat und streben danach, die Gelegenheit zur Straftat zu reduzieren und das wahrgenommene Risiko zu erhöhen. Die hier präsentierte Analyse ist selbstverständlich kongruent mit der situationsgebundenen primären Situationsstrategie und unterstützt diese. Nachfolgend versuchen wir eine konkrete, situationsgebundene Präventionsstrategie zu entwerfen.

In ihrer Typologie der situationsbedingten, Delikt reduzierenden Techniken unterscheiden Cornish & Clarke (2003) fünf breite Kategorien, von denen jede strategische Unterkategorien enthält:

- ◆ die Anstrengung erhöhen
- ◆ das Risiko erhöhen
- ◆ die Belohnung reduzieren
- ◆ die Provokation reduzieren
- ◆ alle Ausreden entfernen

Im Folgenden stellen wir eine Reihe von potenziellen situationsbasierten Initiativen vor, womit wir das Problem der Missbrauchsbilder im Kontext der oben vorgestellten fünf Kategorien thematisieren, wie sie aus der bislang geleisteten Analyse dieses Papiers hervorgehen. In Anbetracht der bisherigen Analyse ist es eindeutig, dass bestimmte Techniken effektiver sind als andere, doch alle sind auf den spezifischen Kontext bezogen, in dem der individuelle Straftäter sich befindet. Damit ist es klar, dass eine bestimmte Technik nicht alles abdecken kann. Dies macht es notwendig, dass ein ganzes Set von Initiativen entwickelt werden muss, anstatt spezifische Initiativen, die auf einem besonderen Fokus beruhen – um beispielsweise die Justiz, das Internet, einzelne Interessengruppen – im engen Sinne zu implementieren. Die Bedeutung dieses Gedankens mit Bezug auf das Internet liegt darin, dass einzelne Institutionen weder die Kapazität noch die tatsächliche Verantwortung haben, um ein breites Spektrum von koordinierten Initiativen zu realisieren. Newman und Clarke (2003) vermerken mit Bezug auf den e-commerce: „Wenn wir an Polizeimaßnahmen in ihrem traditionellen Sinne denken – die Kriminellen auffinden, sie fangen, sie verhaften und sie dem Justizsystem überstellen – dann scheint innerhalb der e-commerce Umgebung nur wenig Raum für diese Art von Polizeimaßnahmen, oder wenn es diesen Raum gibt, dann wird diese Art von Aktivitäten von der traditionellen Polizei in Zusammenarbeit mit anderen, oft privaten, Agenturen ausge-

führt.“ Dieser Bemerkung liegt die Erfahrung zugrunde, dass die Festnahme von Internet-Kriminellen schwierig ist, und dass eine weit effektivere und effizientere Maßnahme die Schaffung von präventiven Strukturen ist, was sowohl auf die Missbrauchsbilder wie auch auf den e-commerce zutrifft. Die Emergenz von öffentlich-privaten Partnerschaften, um Kriminalität zu kontrollieren (Gartland, 2001; Newman & Clarke, 2003), reflektiert wahrscheinlich den für die Zukunft effektivsten Weg.

Was die **gesteigerte Anstrengung** als einen die Kriminalität verhindernden Faktor anbelangt, kann eine Zahl von strategischen Initiativen genannt werden. Die effektivsten Maßnahmen fokussieren auf Funktionen, die mit dem „middle code layer“ des Internets verwandt sind, und sich so auf Aktionen beziehen, die von der Internet-Industrie vorgenommen werden müssen, wie z.B. von den Internet-Providern (ISP), den „p2p networks“ und den „Hosting Companies“. Auf einem einfachen Level kann sich das auf Strategien beziehen, um die Schwierigkeit zu erhöhen, an das auf den Webseiten befindliche Material zu gelangen, ohne notwendigerweise den Zugang zu blockieren. Dies ist vielleicht zu erreichen, indem der Zugang zu den Ziel-Webseiten erschwert wird, etwa dadurch dass man den Zugang zu diesen blockiert, oder den Zugang zu verdächtigen Webseiten kontrolliert, und potentielle Straftäter abhält, indem man Informationsseiten vor die pornographischen Seiten schaltet. Die Idee, den Nutzer-Aufwand durch Applikationen zu erhöhen, erscheint wenig erfolgreich angesichts eines unregulierten Software-Marktes und bringt lediglich einen Kompromiss zwischen der Benutzerfreundlichkeit und der erhöhten Benutzer-Schwierigkeit.

Um das **Risiko** zu steigern, besteht wohl die beste Methode darin, die Angst des Nutzers durch verstärkte Kontrolle (vielleicht dadurch, dass die ISP-Daten gesammelt und bekanntgemacht werden) zu erhöhen. Desgleichen wäre möglich, wenn die „natürliche“ Überwachung insofern unterstützt wird, dass z.B. nur überwachte Diskussionsgruppen erlaubt werden (oder ein zufallsgeneriertes Programm zur Überwachung installiert wird). Eine signifikante Initiative, um das gefühlte Risiko zu erhöhen, kann darin bestehen, die gefühlte Anonymität zu reduzieren, was z.B. dadurch erreicht werden kann, indem die IP-Adresse des Nutzers im Web-Browser eingetragen wird (was dazu führt, dass die Nutzer wissen, dass in jeglicher Internet-Kommunikation Details ihrer eigenen Identität preisgegeben sind). Ein besonderes Problem dabei besteht in der Nutzung von Anonymisierern und im Gebrauch von Proxi-Adressen. Anonymisier-Services sind normalerweise kommerzielle Unternehmen, die einen legalen und legitimen Service anbieten, der missbraucht werden kann, aber ihre Nutzung im Kontext des Zugangs zu Missbrauchsbildern bedeutet eine aktive Anstrengung,

um sich eine Anonymität zu sichern, anstatt passiv eine Anonymität in Anspruch zu nehmen. Vielleicht ist es auch eine Möglichkeit, den Zugang dazu zu erschweren (zum Beispiel indem den eigentlichen Inhalten Warnhinweise vorgeschaltet werden).

Die letzte Strategie, das Risiko zu erhöhen, besteht darin, die formale Überwachung zu stärken und dies bekannt zu machen. Die behördliche Kontrolle von Internet-Aktivitäten und „chat rooms“ stellt einen Aspekt davon dar (entweder durch offene oder heimliche Operationen), aber eine substanziellere Initiative wäre die Kapazität des ECHELON zu nutzen (vgl. [http://de.wikipedia.org/wiki/Echelon, RA](http://de.wikipedia.org/wiki/Echelon,_RA)) (Nabbali & Perry, 2003; 2004), um Netzwerk-Aktivitäten zu überwachen, indem man auf Nutzer zielt, die spezielle Seiten besuchen, oder indem man raffiniertere Analysen nutzt, um Nutzer direkt zu identifizieren, die Missbrauchsbilder empfangen oder weitergeben. Angesichts der vermuteten Kapazität von ECHELON kann davon ausgegangen werden, dass dies technisch möglich ist, obwohl dies ohne Zweifel politische wie auch juristische Einwände gegen den Gebrauch und die Bekanntmachung mit sich bringen würde.

Die Art und Weise der Prozesse, durch die der Zugang zu den Missbrauchsbildern bestimmt ist, bedeutet, dass eine **Reduktion der Belohnung** schwierig ist. Wie wir bereits diskutiert haben, sind die vom Nutzer erlebten speziellen Qualitäten der Missbrauchsbilder, wenn er sich in einer vorkriminellen Situation befindet, mächtig, um es in Begriffen der „affordance“ und der unmittelbaren Verstärkung zu sagen. Es ist nicht sehr wahrscheinlich, dass diese Faktoren in einer bedeutsamer Weise modifiziert werden können, ohne die grundlegenden Strukturen zu verändern. Aber vielleicht wäre es eine realistischere Strategie die Belohnung zu reduzieren, indem man die Möglichkeiten, vorkriminelle Situationen zu finden, einschränkt und verhindert. Taylor und Quayle (2006) argumentieren, dass die Suche der Faktor ist, der im Verhaltenszyklus den Zugang zu den Missbrauchsbildern einschränkt. Daher scheint die Intervention in diesen Prozess die effizientere Strategie zu sein. Die unmittelbare Intervention in die Reaktion der Suchmaschinen, wenn unpassende Begriffe wie „Lolita“, „pre-teen“ usw. eingegeben werden, ist eine evidente Strategie. Solche Interventionen könnten zum Beispiel die Weigerung sein, solche Suchresultate auszuweisen, oder eine warnende Meldung, dass das Eingeben solcher Begriffe zu illegalem Material führen kann, und eventuell mit Zusatz, dass die IP-Adresse des Nutzers erfasst worden ist (dies würde das Gefühl der Kontrolle erhöhen). Eine ähnliche Reaktion seitens der p2p-Netzwerken würde das gleiche Resultat erreichen. Derartige Initiativen könnten sich auf Verhaltenskontrolle beziehen, die aus einem öffentlichen „posting“ resultiert. Dies kann als ein effektives Mittel der Kontrolle betrach-

tet werden. Es ist im Schulwesen eingesetzt worden (Van Houten & Nau, 1980), und um Geschwindigkeitsbegrenzungen durchzusetzen (Ragnarsson & Bjorgvinsson, 1991; Rogue & Roberts, 1989), um die Helmpflicht bei Schulkindern durchzusetzen (Van Houten, Van Houten & Malenfant, 2007), und um sportliche Leistungen zu steigern (Anderson et al., 1988; Brobst & Ward, 2002). Es ist anzunehmen, dass die gleichen Prinzipien im Internet Erfolg hätten. Die Reduzierung der Sammelaktivität, die Störung des Handels, der Sammeln ermöglicht, durch die Überwachung und Intervention in den p2p Netzwerkaustausch der Bilder, scheinen angebracht.

Veränderungen innerhalb der Strategien die Kriminalität zu reduzieren, die sich darauf konzentrieren, die **Provokation zu reduzieren** und die **Ausreden zu entfernen**, folgen hauptsächlich den obigen Strategien. Eine Reduktion der Provokation, die mit „peer pressure“ verbunden ist, folgt sowohl aus einem Zugriff auf die Austauschforen wie auch aus der Steigerung der Anstrengung, um an diese Bilder zu gelangen. Dazu kann man noch strengere Vorschriften und Anweisungen festlegen, diese auch bekannt machen (wie z.B. Regeln und Bedingungen für den ISP-Service), und dazu noch permanente Warnungen einsetzen, die auf das Bewusstsein wirken und somit die Ausreden für dieses Verhalten in Frage stellen.

Strategien, die bewirken, dass die Regeln eingehalten werden, tragen ebenso dazu bei, dass die Ausreden für den Zugriff auf Missbrauchsbilder ihre Plausibilität verlieren, obwohl wir erkennen müssen, dass es hinsichtlich dessen besondere Probleme gibt. Es ist nämlich evident, dass einige Individuen, die diese Bilder sammeln, sich der Problematik ihres Verhaltens bewusst sind und auch bereit sind, unter den richtigen Umständen um Hilfe zu bitten, um ihr Verhalten ändern zu können (vgl. Stop It Now, www.stopitnow.com, ein Angebot des Gesundheitsministeriums, um den sexuellen Missbrauch von Kindern zu verhindern). Aber eine Folge der öffentlichen Aufmerksamkeit hinsichtlich der Missbrauchsbilder von Kindern besteht in dem Anwachsen der juristischen und sozialen Sanktionen, die daraus folgen, wenn ein derartiges Verhalten publik wird. Dies hat wiederum für den Teil der Betroffenen, die bereit sind, ihr Verhalten zu ändern zur Folge, dass sie demotiviert werden. Initiativen wie die „croga self-help site“ offerieren eine Strategie, die eine vertrauliche und anonyme Hilfe möglich macht (www.croga.org) und auf einer etablierten klinischen Praxis (vor allem CBT basiert) aufbaut.

Um das Verhalten in der virtuellen Welt des Internets zu verstehen, ist es nicht nötig neue Prinzipien zu entwickeln. Wir müssen nur erkennen, dass die Struktur des Internets wie wir sie erfahren, Qualitäten hat, die unser Verhalten beeinflussen können. In diesem Papier

schlagen wir vor, dass wir unsere Analysen auf einen situationsbezogenen Kontext der Individuen stützen, wenn sie sich in einer kritischen Entscheidungssituation befinden. Indem wir eine kriminalitätsspezifische Analyse adoptieren, können wir Faktoren identifizieren, die das Fehlverhalten hinsichtlich der Missbrauchsbilder von Kindern steuern. Es bleibt offen, ob diese Form der Analyse auch dazu hilfreich ist, andere Formen des Internet-Missbrauchs zu kontrollieren.

Literatur

- Anderson, D.C., Crowell, C.R., Doman, M., Howard, G.S., 1988. Performance posting, goal setting, and activity-contingent praise as applied to a university hockey team. *Journal of Applied Psychology*, 73, 87–95.
- Barabasi AL, Albert R, Jeong H., 2000. Scale-free characteristics of random networks: the topology of the worldwide web. *Physica A*, 281, 69–77.
- Boufford, J.A., 2002. The influence of emotion on rational decision making in sexual aggression. *Journal of Criminal Justice*, 30, 121–124.
- Brantingham, P.J. and Frederic L. F., 1976. A Conceptual Model of Crime. *Prevention. Crime & Delinquency*, 22, 284–298.
- Brobst, B. and Ward, P., 2002. Effects of Public Posting, Goal Setting and Oral Feedback on the skills of female soccer players. *Journal of the Applied Experimental Analysis of Behaviour*, 34, 247–257.
- Bull, S.S., McFarlane, M. Lloyd, L. and Rietmeijer, C., 2004. The process of seeking sex partners online and implications for STD/HIV prevention. *AIDS CARE*, 16, 1012–1020.
- Carmichael, S. and Piquero, A.R., 2004. Sanctions, perceived anger and criminal offending. *Journal of Quantitative Criminology*, 20, 371–393.
- Cornish, D. and Clarke, R.V., 1986. (Eds.) *The Reasoning Criminal: Rational choice Perspectives on Offending*. New York: Springer-Verlag.
- Cornish, D.B. & Clarke, R.V., 2003. Opportunities, precipitators and criminal decisions: A reply to Wortley's critique of situational crime prevention. In: M.J. Smith and D.B. Cornish (Eds.), *Theory for Practice in Situational Crime Prevention*, *Crime Prevention Studies*, Vol. 16. Cullompton: Willan Publishing.
- Cohen, L.E., & Felson, M., 1979. Social change and crime rate trends: A routine activity approach. *American Sociological Review*, 44, 588–608.
- Cooper, A., 1998. (Ed.) *Sex and the Internet. A Guidebook for clinicians*. New York: Brunner Routledge.
- Cusson, M., 1993. A strategic analysis of crime: criminal tactics as responses to precriminal situations. In Clarke, R.V. & Felson, M., (Eds.) *Routine Activity and Rational Choice. Advances in Criminological Theory*, Volume 5. New Brunswick: Transaction Press.
- Gartland, D., 2001. *The Culture of Control: Crime and Social Order in Contemporary Society*. Chicago: University of Chicago Press.
- Gibson, J.J., 1979. *The Ecological approach to Visual Perception*. Boston: Houghton Mifflin.
- Joinson, A.N., 2003. *Understanding the Psychology of Internet Behaviour* Basingstoke: Palgrave Macmillan.
- Loewenstein, G., 1996. Out of control: visceral influences on behavior. *Organizational and Human Decision Processes*, 65, 272–292.
- Loewenstein, G., Nagin, D., & Paternoster, R., 1997. The effect of sexual arousal on expectations of sexual forcefulness. *Journal of Research in Crime and Delinquency*, 34 (4.), 443–473.
- Nabbali, T. and Perry, M., 2003. Going for the throat: Carnivore in an Echelon World – Part 1. *Computer Law and Security Reports*, 19, 456–467.
- Nabbali, T. and Perry, M., 2004. Going for the throat: Carnivore in an Echelon World – Part 2. *Computer Law and Security Reports*, 20, 84–97.
- Newman, G.R. and Clarke, R.V., 2003. *Superhighway Robbery. Preventing e-commerce crime*. Cullompton, Devon: Willan Publishing.
- Norman, D.D., 1988. *The Psychology of Everyday Things*. New York: Basic Books.
- Quayle, E. and Taylor, M., 2003. A Model of Problematic Internet Use in people with a sexual interest in children. *CyberPsychology and Behavior*, 6, 93–106.
- Quayle, E., Erooga, M., Wright, L. Taylor, M. and Harbinson, D., 2006. *Only Pictures? Therapeutic Approaches with Internet offenders*. Lyme Regis: Russell House Publishing.
- Ragnarsson, R.S. & Björgvinsson, T., 1991. Effects of public posting on driving speed in Icelandic traffic. *Journal of Applied Behavior Analysis*, 24, 53–58.
- Rogue, G. M., & Roberts, M. C., 1989. A replication of the use of public posting in traffic speed control. *Journal of Applied Behavior Analysis*, 22, 325–330.
- Saltzer, J.H., Reed, D.P. and Clark, D.D., 1984. End-to-end arguments in system design. *ACM Transactions in Computer Design*, 2, 4 Nov., 277–288.
- Taylor, M. & Quayle, E., 2003. *Child Pornography. An Internet Crime*. London: Bruner Routledge.
- Taylor, M. & Quayle, E., 2006. The Internet and abuse images of children: Search, precriminal situations and opportunity. In R. Wortley and S. Smallbone (Eds.) *Situational prevention of child sexual abuse. Crime Prevention Studies*, Volume 19. Monsey, N.Y: Criminal Justice Press/Willan Publishing.
- Van Houten, R., & Nau, P., 1980. The effects of two types of peer comments on the use of paragraphing in written composition by elementary school children. *Child Behavior Therapy*, 2, 55–63.
- Van Houten, R., Van Houten, J. and Malenfant, J.E.L., 2007. Impact of a Comprehensive Safety Program on Bicycle Helmet Use Among Middle-school Children. *Journal of Applied Behavior Analysis*, 40, 239–247.
- Wright, R.E., Caspi, A., Moffitt, T.E. & Paternoster, R., 2004. Does individual risk deter criminally prone individuals? Rational choice, self-control and crime. *Journal of Research in Crime and Delinquency*, 41, (2.), 180–213.

AutorInnen

Prof. Dr. Max Taylor, Department of International Relations, University of St. Andrews, Scotland, Dr. Ethel Quayle, Department of Applied Psychology, University College Cork, Ireland, Email: ethel.quayle@ed.ac.uk

Porno, Dating, Beziehungswünsche – Sexualität und Partnerschaft im Internet*

Christoph Joseph Ahlers

Porno, dating, relationships: Sexuality and partnership in the internet

Abstract

In 2010, twenty years after the introduction of the civilian Internet, and approximately ten years into its widespread use by the general public, the topic of sexuality plays an important role in the use of this information and communication technology. In addition to an almost inexhaustible amount of information on the topic of sexuality in more or less lexical quality, and markets (platforms) serving every imaginable sexual topic, what impresses most about the use of the Internet is its function for the consumption of erotica (i.e. erotic posing) and pornography, for the arranging of sexual contacts as well as for the initiation of sexual relationships. This article offers a cursory and consequently peripheral overview of the phenomenology of the use of the Internet within the context of sexuality. Special attention is paid to platforms catering to singles' dating and relationships.

Keywords: Sexuality, internet, partnership platforms, communication technologies

Zusammenfassung

2010, zwanzig Jahre nach Einführung des zivilen Internets und ca. zehn Jahre nach Beginn der Verbreitung in der Allgemeinbevölkerung, spielt das Thema Sexualität bei der Nutzung dieser Informations- und Kommunikationstechnologie eine gewichtige Rolle. Neben einer schier unerschöpflichen Fülle an Informationen zum Thema Sexualität in mehr oder minder lexikalischer Qualität, sowie Marktplätzen (Foren) und Informationstauschbörsen zu allen erdenklichen sexuellen Themen, imponiert vor allem die Nutzung des Internets zum Konsum von Erotika (sog. Erotic Posing) und Pornographie, zur Herbeiführung von Sexualkontakten, sowie zur Anbahnung partnerschaftlicher Sexualbeziehungen. Der vorliegende Beitrag gibt einen kursorischen und entsprechend peripheren Überblick, über die Phänomenologie der Internetnutzung im Themenkreis von Sexualität. Besonderes Augenmerk liegt dabei auf dem Bereich der Single- und Partnerbörsen.

Schlüsselwörter: Sexualität, Internet, Partnerschaftsportale, Kommunikationstechnologien

Sexuologie 17 (3–4) 2010 114–118 / Akademie für Sexualmedizin
<http://www.sexualmedizin-akademie.de/sexuologie>

Web 2.0 – Internet im 21. Jahrhundert

20 Jahre nach Einführung zur zivilen Nutzung und spätestens seit dem Millenniumswechsel ist das Internet die zentrale Informations- und Kommunikationstechnologie des 21. Jahrhunderts. Auf der informatorischen Seite ist das Internet mit entsprechenden Computerprogrammen (sog. *Browsers* und Suchmaschinen) zur größten, in der Menschheitsgeschichte jemals verfügbaren, dezentralen und ubiquitären Informationsquelle der Welt geworden. Nie zuvor war für so viele Menschen soviel Information an jedem Ort der Erde zeitgleich und überwiegend kostenlos verfügbar wie heute. *Online-Dictionaries* und Enzyklopädien ersetzen physische Bibliotheken und sind bei gegebenen technischen Voraussetzungen informationsdemokratisch überall für jedermann überwiegend kostenlos verfügbar.¹

Auf der kommunikationstechnischen Seite haben sich die Möglichkeiten zum Informationsaustausch und zur Kontaktaufnahme enorm erweitert und beschleunigt. Mit Internet-Telefonie (*Skype*) stehen global kostenlose Telefonverbindungen zur Verfügung. Mit mobiler Telefonie entwickelte sich als sog. *Utility-Merge* (Geräteverschmelzung) im Übergang vom 20. zum 21. Jh. der *Desktop-Personalcomputer* zum *Palmtop-Smartphone*, einem handflächengroßen und hosentaschentauglichen, mobilen Personalcomputer, mit dem nicht nur überall und jederzeit mobile Telefonate möglich sind, sondern, neben Kurznachrichten (Short-Message-Service / SMS), Twitter und E-Mail, vor allem auch mobile Internetnutzung, mit allen zugehörigen Spezialdiensten (sog. *Applications*, kurz *Apps*), Kommunikationsformen, wie Newsgroups, Foren, Chats und Blogs. Das Entscheidende an dieser Weiterentwicklung besteht nicht allein im technologischen Fortschritt, sondern vor allem in der Erweiterung von einer monodirektionalen Nutzung (Abruf von Informationen) hin zur interaktiven Mitgestaltungs- und Austauschmöglichkeit (Web 2.0).

* Bei dem vorliegenden Text handelt es sich um einen Auszug aus einem gleichnamigen Vortrag vom 14.05. 2010 auf der 34. Jahrestagung für Sexualmedizin in Potsdam.

¹ Der Brockhaus-Verlag hat, mit Ausnahme einer 30-bändigen Luxus-Edition für 3000,- Euro, 2008 nach zweihundert Jahren (1808-2008) seine Brockhaus-Produktion in Buchform eingestellt; das Brockhaus soll künftig nur noch als DVD bzw. Online-Enzyklopädie existieren.

Internet und Sexualität

Im Oktober 2010 ergab die Eingabe des Suchbegriffes „Sex“ in der weltweit größten Suchmaschine *Google* in 0,10 Sekunden 546.000.000 Ergebnisse. Demgegenüber resultieren aus der Eingabe des Suchbegriffes „Sexuality“ in immerhin 0,20 Sekunden „lediglich“ 17.400.000 Ergebnisse, und der Suchbegriff „Sexualität“ schließlich ergibt in 0,22 Sekunden „nur noch“ 1.250.000 Ergebnisse (google.com, 10.2010). An diesen Ergebnissen scheint die Proportion zwischen der sexualwirtschaftlichen, im weitesten Sinne erotisch motivierten Nutzung des Internets („Sex“), im Verhältnis zur sexualwissenschaftlichen, im weitesten Sinne informatorisch motivierten Nutzung („Sexuality“) ablesbar.

Die teuerste Internet-Domain der Welt ist folglich auch nicht *sexology.com*, sondern *sex.com*, die mit US \$ 12,5 Mio. veranschlagt wird, direkt gefolgt von der zweit-teuersten Domain *porn.com*, welche für US \$ 9,5 Mio. verkauft wurde (Quelle: *sedo.de*, *sexdotcom.com*). Die kontextuell zugehörigen, weltweit am meisten eingegebenen Suchbegriffe bei *Google* sind „sex, fuck, porn, big tits, oral sex sowie anal sex“ (Quelle: *google.com/trends*).

Führend beim Sex-Google sind nicht etwa die Nordamerikaner, sondern Asiaten, wobei Pakistan auf dem ersten, die Philippinen auf dem zweiten und Indonesien auf dem dritten Platz landet (Quelle: *google.com/trends*). 43% aller Internetnutzer konsumieren erotische bis pornographische Inhalte, durchschnittlich 15 Minuten pro Internetnutzung; ein Drittel davon sind Frauen. 35% aller Downloads sind pornographischen Inhalts. „sex + porn“ gehören zu den fünf meist eingegebenen Suchbegriffen von Kindern und Jugendlichen unter 18 Jahren. Lediglich 3% aller „Adult-Websites“ verlangen einen verifizierten Altersnachweis (Quelle: *onlineeducation.net*).

Posing und Pornographie

Unter *Erotic Posing* wird das erotische Posieren vor der Kamera in sexuell aufreizenden Körperhaltungen (Posen), ohne Fokussierung auf Genitalien und sexuelle Handlungen, verstanden. Pornographie hingegen ist die Fokussierung auf Genitalien und sexuelle Handlungen. In Deutschland wurde Pornographie 1975 legalisiert. Im Internet haben Porno- und Sexkontakt-Portale heute mehr Mitglieder, als die größte Tageszeitung Käufer, und die Pornographieindustrie hat sich vom Verkauf- und Verleih von Filmen immer weiter auf das Internet verlagert. Mit allein 800 Millionen Euro in der DVD Produktion, ist die Pornofilmbranche ein umsatzstarker Wirtschaftszweig in Deutschland.

Weltweit wird nach Angaben der britischen Wochenzeitschrift „*The Economist*“ in der Pornoindustrie derzeit ein Umsatz von rund 97 Milliarden Dollar pro Jahr erwirtschaftet. In den USA sind es rund 14 Milliarden Dollar pro Jahr. Das entspricht der Summe aller dort erwirtschafteten Beträge der Musik- und Filmbranche. Die Pornoindustrie macht damit schätzungsweise 1,5 Milliarden Euro mehr Umsatz als Hollywood. US-Amerikaner geben damit für Pornographie mehr Geld aus als für Theater, Museen und andere Kultureinrichtungen zusammengenommen (Quelle: *onlineeducation.net*). Wie weit der Einfluss der Pornoindustrie fortgeschritten ist, zeigte sich auch bei der Entscheidung zwischen Bluray-Disc oder HD-DVD: Die Pornoindustrie entschied sich für Ersteres, die Welt folgte der Entscheidung.

Ursache für die stetige Steigerung der Nutzung von Erotik- und Sex-Angeboten ist auch das Internet. Die neue Dimension des Mediums Internet ist im Web 2.0 die Interaktion. Pornographie wird nicht mehr nur passiv konsumiert, sondern auch aktiv produziert. Der Marktführer ist das Internetportal „*Youporn.com*“. Der Anbieter ist mit ca. 60 Mio. Zugriffen pro Tag auf Platz zehn der weltweit meist besuchten Internetseiten. Es gibt keine Alters- und Sicherheitsbeschränkungen, so dass praktisch jeder User, ob Kind oder Erwachsener, uneingeschränkt Videos einstellen und anschauen bzw. hoch- und runterladen kann. Privater Sex ist damit rund um die Uhr für eine Weltöffentlichkeit zugänglich. Auf dem Vormarsch ist die Handypornografie. In Deutschland wurden im Jahr 2009 Umsätze von ca. 2 Milliarden Euro umgesetzt.

Die entscheidenden Qualitäten der Nutzung von Internet-Pornographie sind, dass der Nutzer anonym bleiben kann, dass er heimlich, also in absoluter Privatsphäre bequem konsumieren kann, dass es keine Zugangsbeschränkungen gibt (z.B. Alter), dass die Inhalte rund um die Uhr von überall aus verfügbar sind, dass viele Angebote bereits kostenlos zu haben sind, dass das Spektrum der Inhalte alles übersteigt, was im Rahmen pornographischer Druckerzeugnisse jemals existierte oder denkbar gewesen wäre und dass die Inhalte multimedial (als Tonfilm) konsumiert werden können. All das sind Qualitäten, die noch bis zum Ende des 20. Jh. im Bereich der Druckmedien so gut wie undenkbar und auf dem Videomarkt durch indizierte Inhalte reglementiert sowie durch Altersüberprüfungen beim Verleih nur sehr eingeschränkt verfügbar waren.

Laut einer Untersuchung der Organisation *Young Media Australia* ist in den letzten Jahren die Anzahl der Fälle drastisch gestiegen, in denen Kinder unter 10 Jahren sexuelle Gewalt ausübten. In 90% der Fälle gaben die Kinder an, mit Online-Pornographie in Berührung gekommen zu sein, und ein Viertel der Kinder benutzte das Internet ausschließlich zu diesem Zweck (*youngmedia.org.au*).

Cybersex und Prostitution

Durch internetbasierte Bildtelefonie bzw. *Webcam-Chats* hielt das Web 2.0 auch im Bereich der Sexualwirtschaft Einzug: „Sex on demand“ bedeutet, dass Nutzer in *Live-Stream-Striptease* oder *Peepshows* die Stripperinnen und Pornodarstellerinnen live sehen und Ihnen Fragen stellen und Wünsche äußern, jedoch i.d.R. keine Anweisungen geben können und die Darstellerinnen persönlich antworten und mit den Nutzern sprechen bzw. chatten. Hierbei versuchen die Darstellerinnen gezielt, eine persönliche Beziehung zum Nutzer aufzubauen, indem sie die Nutzer zum Beispiel mit Namen ansprechen, nach deren Befinden fragen und Komplimente machen, um diesen möglichst lange online, d.h., im Bezahlmodus zu halten.

Im Bereich der Prostitution sind durch die selbe Technologie virtuelle Rundgänge durch die Bordelle möglich, wobei sowohl Foto-, Film-, als auch ggf. Live-Portraits der Prostituierten samt Angebotsspektrum abgerufen, als auch Vorabgespräche sowie Leistungs- und Preisverhandlungen geführt werden können. Die für viele Nutzer (hier *Freier*) schwierige Anbahnungsphase und Kontaktetablierung kann somit ohne direkte, physische Begegnung bereits im Vorfeld online hergestellt werden, was den Besuch im Bordell erleichtern kann bzw. soll. Wenn der Kunde ins Bordell kommt, „kennt man sich schon“ aus dem Chat und kommt so auch direkt leichter ins Gespräch. Die Sparte der vermeintlichen Laienangebote sowohl auf dem Pornographie- als auch auf dem Prostitutionsmarkt wächst: „Hausfrauen, Studentinnen, Privatkontakte aus Deiner Umgebung“ verzeichnen eine genau so große Nachfrage wie herkömmliche, professionelle Prostitution. Eine Authentifizierbarkeit der Angebote gibt es nicht. Meist handelt es sich um Profis, die die jeweiligen Rollen spielen. Hinzu kommen Swinger- und Seitensprung-Agenturen für Personen in festen partnerschaftlichen Beziehungen, die entweder gemeinsam mit dem eigenen Partner (Swinger) oder verheimlicht vor dem eigenen Partner (Seitensprung) sexuelle Kontakte mit Anderen suchen. Die letzte Sparte in diesem Marktsegment besetzen sogenannte Nischenanbieter, die unter der Rubrik „Adult-Dating“ Spezialangebote z.B. für besondere sexuelle Neigungen unterbreiten, wie Fetisch-Foren, S/M-Kontakte oder andere Formen von „Non-Normative-Sex“. Proportional zur Häufigkeit dieser Vorlieben in der Gesamtbevölkerung haben diese Nischenanbieter im Verhältnis zu den Mehrheitsangeboten auch nur einen geringeren Marktanteil, mit welchem aber immerhin auch ca. 30 Mio. Euro umgesetzt werden.

Online-Dating-Portale und Singlebörsen

Zahlreiche Internetportale bieten Kontaktmöglichkeiten zum Kennenlernen, Flirten, Verabreden und Verlieben. Sie werden überwiegend von Singles genutzt und ermöglichen einen zwanglosen Austausch, auch auf virtuellen Marktplätzen zu bestimmten Themengebieten. Hier geht es nicht um die explizite Suche nach Beziehungs- und Sexualpartnern bzw. die zielgerichtete Erschließung von Partnern oder Sexkontakten, sondern um ungezwungenes und ausgangsoffenes Kennenlernen und ggf. Flirten. Direkte „Anmache“ gilt eher als unerwünschtes Verhalten. Die verbreitete Bezeichnung der „virtuellen“ Internetwelt spiegelt das Erleben der Nutzer nicht zutreffend wider, denn das Kennenlernen und die nachfolgende Kontaktgestaltung wird von den Nutzern als äußerst reell erlebt und führt ggf., auch ohne direkte physische Begegnung, bis zum Verlieben. Die Bezeichnung Online-Dating meint daher nicht, dass das Internet lediglich zum Kennenlernen genutzt wird, um sich danach real zu verabreden, sondern die Online-Verabredungen werden real im Internet gesucht und erlebt und die Frage einer direkten, physischen Begegnung ist kein zwingender Ausgang eines Kennenlernens.

Bei Online-Dating-Portalen und Singlebörsen handelt es sich mit ca. 55 Mio. registrierten Mitgliedern seit dem Jahr 2000 in Deutschland um das bedeutendste Marktsegment der Non-Sex-Branche. Die bekanntesten Portale heißen *friendscout24.de* (ca. 5 Mio. registrierte Mitglieder), *datingcafe.de* (ca. 1,5 Mio. registrierte Mitglieder), *flirtcafe.de* (ca. 1,8 Mio. registrierte Mitglieder), *flirtfever.de* (ca. 0,4 Mio. registrierte Mitglieder), *ilove.de* (ca. 4 Mio. registrierte Mitglieder), *match.com* (ca. 1,4 Mio. registrierte Mitglieder) sowie *neu.de* (ca. 5 Mio. registrierte Mitglieder). Schätzungen zufolge nutzen ca. 40 % aller Singles Online-Dating-Portale. In Deutschland sind monatlich ca. 7 Mio. Singles auf diesen Portalen aktiv (Quelle: *singleboersen-vergleich.de*).

Beziehungswunsch-Portale und Partnerbörsen

Bei Internetportalen zur Partnersuche handelt es sich nicht nur um eine Übertragung von konventioneller Eheanbahnung und Partnervermittlung mit Kleinanzeigen in Druckmedien ins Internet, sondern um eine erheblich erweiterte Möglichkeit, einen passenden Partner für eine Beziehung kennen zu lernen und zu finden. Die wissenschaftliche Fundierung und die wesentlich größere

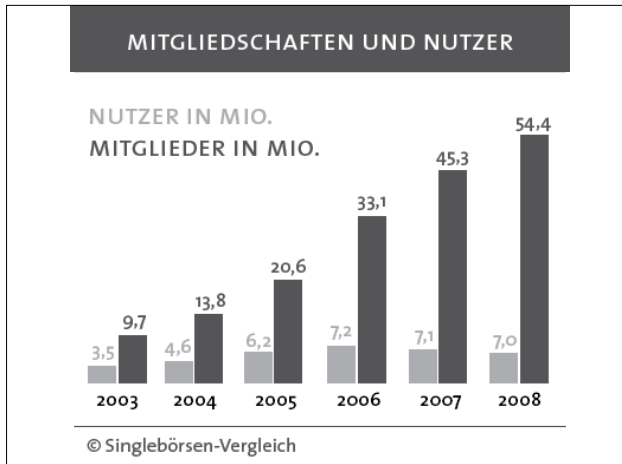


Abb. 1 Entwicklung der gelegentlichen Nutzer und registrierten Mitglieder auf deutschen Online-Dating-Portale und Singlebörsen von 2003 bis 2008

Reichweite mit vielfach mehr Mitgliedern bietet für die Partnersuche über Internetportale eine erheblich reellere Kosten-Nutzen-Relation mit höherer Erfolgsquote und hebt die Internet-Partnerbörsen damit deutlich von konventionellen Ehe-Anbahnungs-Instituten und Partnervermittlungs-Agenturen mit Kleinanzeigen in Druckmedien ab.

Neben der Möglichkeit, sich hier in in authentifizierten Profilen mit Foto zu präsentieren, verfügen die Portale über eine Fülle an Zusatzangeboten, die die Passung potentieller Partner verbessern und die Kontaktaufnahme erleichtern können. So beantworten beispielsweise alle Mitglieder ein Repertoire von Einstellungs- und Präferenz-Fragen, wodurch ein rascher Abgleich mit den eigenen Antworten möglich wird. Die weiterentwickelten Partnerbörsen verfügen darüber hinaus über die Option, ein sog. *Partner-Matching* (Persönlichkeits-Kompatibilität) zweier Partner anhand der Ergebnisse einer paarpsychologischen Testdiagnostik vorzunehmen. Die umfangreichen psychodiagnostischen Inventare umfassen dabei sowohl persönlichkeitspsychologische Fragen, als auch Items zu Einstellungen und Vorlieben, sowie mitunter projektive Verfahren, bei denen durch die Auswahl bestimmter Motive aus einer Bilderserie auf Ähnlichkeiten im Bereich Geschmack und Stil geschlossen wird. Auf der Grundlage dieser Ergebnisse bekommt der Nutzer dann eine Liste potentieller Partner, samt zugehörigem *Matching-Score*, welcher den Grad der Übereinstimmung prozentual anzeigt.

Zur zwanglosen Kontaktaufnahme können sich die Mitglieder beispielsweise zu sog. *Fun-Matches* einladen, bei dem dann beide unabhängig voneinander nochmals ein paar Fragen beantworten und hierbei wieder ihre Übereinstimmung herausfinden können. Über die Ergebnisse ist dann die direkte Kontaktaufnahme gebahnt, wo-



Abb. 2 Branchen-Umsätze nach Marktsegmenten in Mio. Euro von 2003 bis 2008

bei bei einigen Portalen die Portrait-Fotos individuell auf Nachfrage personengebunden freigeschaltet werden können und nicht von vornherein für alle sichtbar sind. Die bekanntesten Portale heißen parship.de (ca. 5,6 Mio. registrierte Mitglieder), partner.de (ca. 0,85 Mio. registrierte Mitglieder), elitepartner.de (ca. 2,8 Mio. registrierte Mitglieder), edarling.de (ca. 1,2 Mio. registrierte Mitglieder) sowie be2.de (ca. 2 Mio. registrierte Mitglieder) (Quelle: singleboersen-vergleich.de).

Der Branchenumsatz hat sich von 2000 bis 2008 siebenfach und lag 2009 bei 163,6 Mio. Euro. Auf Online-Dating-Portale und Singlebörsen entfielen dabei ca. 80 Mio. Euro, auf Beziehungswunsch-Portale und Partnerbörsen ca. 53. Mio. Euro. Spezielle Nischenanbieter (Adult-Dating / Non Normative Sex) kamen 2009 auf einen Gesamtumsatz von ca. 30 Mio. Euro (Quelle: singleboersen-vergleich.de).

online versus offline?

Die Frage, ob das Internet mit seiner zugehörigen Informations- und Kommunikationstechnologie guten oder schlechten Einfluss auf Sexualität und Partnerschaft hat, ist viel diskutiert, aber falsch gestellt. Realistischerweise kann nur gefragt werden, welche guten und welche schlechten Einflüsse erkennbar sind. Und hier finden wir auf beiden Seiten ähnlich viele Aspekte:

Auf der einen Seite potenziert das Internet die Möglichkeiten, mit anderen Menschen, auch bezogen auf Liebe, Sexualität und Partnerschaft, in Kontakt zu kommen, was nicht nur für Jugendliche positiv ist, sondern vor allem für ältere Menschen in einer alternden Gesellschaft zunehmend große Bedeutung erlangen wird (sog.

Silver Surfer). Die Gebundenheit an dezentrale Wohnorte bei gleichzeitiger Erschwernis von Mobilität (Abbau des öffentlichen Nahverkehrs) kann durch Internet-Kontaktmöglichkeiten zumindest gemildert werden. Damit eröffnet das Internet enorme Potentiale gegen die erkennbare Tendenz der Alters-Einsamkeit.

Auf der anderen Seite ist unvorhersagbar, welche Auswirkung die schrankenlose Verfügbarkeit von Pornographie inklusive aller abweichenden Darstellungen auf die sexuelle Entwicklung von Kindern und Jugendlichen hat, auch, wenn die Häufigkeit und Intensität des Pornographiekonsums offenbar nicht so exzessiv zugenommen zu haben scheint, wie dies durch die mediale Berichterstattung den Anschein hat: In der „Dr. Sommer-Studie 2009 – Liebe! Körper! Sexualität!“ wurden 2009 wieder 1228 Jugendlichen aus ganz Deutschland im Alter von 11 bis 17 Jahren befragt. Das Ergebnis scheint nahezulegen, dass es gibt keinen Anlass für das Etikett „Generation Porno“ gibt: Nur acht Prozent der befragten Jungen und lediglich ein Prozent der Mädchen nutzen Pornographie regelmäßig, 35 Prozent der Jungen geben zu, sich das „hin und wieder“ anzuschauen. Insgesamt haben zwei Drittel der Jugendlichen Erfahrungen mit pornographischen Bildern

und Filmen gemacht, hauptsächlich im Fernsehen, auf DVD oder im Internet. Die meisten Jugendlichen schauen sich Pornographie mit Freunden an, wenn sie „Spaß haben wollen“. (Quelle: bravo.de/dr-sommer/sex/).

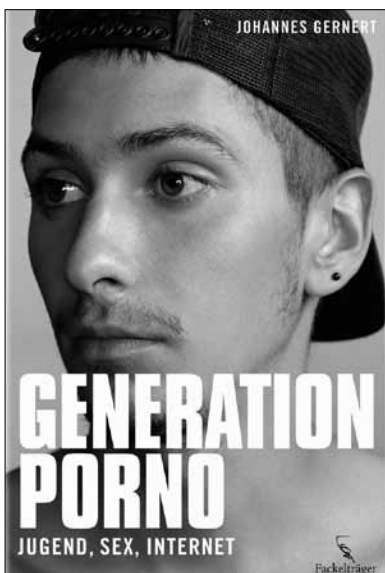
Ein anderer Problembereich ist viel mehr die Herstellung und Verbreitung von Kinderpornographie über das Internet. Hier ist deutlich zu erkennen, dass die Verfügbarkeit der Technologie eine Voraussetzung für die Produktion zu sein scheint und dass diese eine Vermarktung solcher Inhalte in solchem Umfang erst möglich macht.

Zusammenfassend lässt sich damit sagen, dass ein Medium nicht für Inhalte zur Rechenschaft gezogen werden kann: Bücher können nichts dafür, was Autoren in ihnen schreiben. Fernseher können nichts dafür, was Sender über sie ausstrahlen.

Und das Internet kann nichts dafür, was in ihm verbreitet wird. Das Internet ist ein Medium, kein Inhalt. Medien sind wie Beton: Es kommt darauf an, was man damit macht! Medien machen Dumme dümmer und Kluge klüger. Alle Inhalte, ob nun wünschens- oder verachtenswert werden von Menschen eingestellt. Die Inhalte gab's schon immer, nur früher weniger verbreitet; so, wie das Wissen, bevor es den Buchdruck gab.

Autor

Dr. rer. med. Dipl.-Psych. Christoph Joseph Ahlers, Institut für Sexualpsychologie, Calvinstr. 23, 10557 Berlin, www.sexualpsychologie-berlin.de, Email: drahlers@berlin.de



Johannes Gernert, *Generation Porno. Jugend, Sex, Internet*

Fackelträger Verlag 2010, 288 Seiten, geb. mit Schutzumschlag, ISBN-13: 978-3-7716-4439-0, Preis 19,90 €)

Ein Junge ist 14 und sucht im Internet auf der Pornoplattform Youporn fast jeden Tag nach „Blowjobs“. Der andere ist 16 und findet Youporn längst langweilig. Die wirklich krassen Sachen seien woanders.

Das Internet spült eine Flut von pornografischen Bildern in die Kinderzimmer. Oft genügt ein kurzer Klick: „Schon 18?“ – „Ja!“ Eltern und Pädagogen sind beunruhigt und machen sich Sorgen, was die Eindrücke in den Köpfen ihrer Kinder auslösen. Porno beschränkt sich nicht auf einschlägige Seiten im Netz, sondern prägt die Kultur von Teens und Twens viel umfassender. String-Tangas gibt es für 8-Jährige, die Bravo bildet totalrasierte Körper ab, Rapper Sidos „Arschficksong“ ist eine Teenager-Hymne. Die Pornoclips werden dabei immer härter. Im digitalen Freundesnetzwerk kursieren Bilder von Tiersex, Analorgien und kotzenden Darstellerinnen. Auf Handys zirkulieren Clips, für die Teenager sich selbst aufgenommen haben – beim Sex.

Schulen und Elternhäuser müssen sich der Entwicklung stellen. Aber wie? Und was können Politiker für einen besseren Jugendschutz tun? Auf solche und andere Fragen gibt dieses Buch eine Antwort – in Gesprächen mit Jugendlichen, Erziehungsberechtigten und Experten.

Prostitution bei Studentinnen – Resultate einer Online-Studie

Johann F. Kinzl, Verena Eisenmann, Martina Brancalion

Prostitution among female students – Results of an on-line study

Abstract

The aim of this study was to assess the phenomenon of prostitution among Austrian and German female students. The following aspects were surveyed in an on-line study: age, academic success, early experiences in relationships and sexuality, attitude towards one's body and sexuality, motives for offering sex for sale, and personality structure.

A total of 75 women completed the questionnaire. The results show that female students who sell sex are a very heterogeneous group. Financial motives are those most frequently cited; the reasons given, on the one hand, are to finance their studies, and, on the other hand, to improve their material lifestyle. Other motives are sexual pleasure, hatred towards and power over males through sexuality, and the enjoyment of being desired. Nearly all place high value on their appearance. While the majority are satisfied with their bodies, one-third feel disgust about themselves.

Frequently found personality traits are "charming – histrionic", "self-determined – antisocial", and "ambitious – narcissistic", personality traits which undoubtedly increase the motivation for selling sex, because various needs such as the need for self-affirmation, for being a desired and seductive woman, and for the exercise and experience of power, are satisfied.

The results of this study do not confirm our assumption that female students who sell sex have often had negative sexual experiences in their childhood or have lived in dysfunctional family structures, even if these factors may have been important for some individuals

Keywords: Female students, prostitution, motives, personality structure

Zusammenfassung

Ziel dieser Studie war die Erfassung des Phänomens Prostitution bei österreichischen und deutschen Studentinnen. Im Rahmen einer Online-Erhebung wurden folgende Bereiche erhoben: Alter, Studienerfolg, frühe Beziehungs- und Sexualerfahrungen, Einstellung zum eigenen Körper und zur Sexualität, Motive für das Anbieten von Sexualität gegen Geld und Persönlichkeitsstile.

Sexuologie 17 (3–4) 2010 119–125 / Akademie für Sexualmedizin
<http://www.sexualmedizin-akademie.de/sexuologie>

Insgesamt haben 75 Studentinnen die Fragebögen vollständig ausgefüllt. Die Ergebnisse zeigen, dass es sich bei den Studentinnen, die sich prostituieren, um eine sehr heterogene Gruppe auf mehreren Ebenen handelt. Finanzielle Gründe werden am häufigsten als Motiv für „Sex gegen Geld“ angegeben sowohl um sich die Kosten, die mit dem Studium verbunden sind, leisten zu können, aber auch, um sich einen zusätzlichen Luxus ermöglichen zu können. Als weitere Motive für die Prostitution werden Freude an Sexualität, Hass auf und Macht über Männer mittels Sexualität, aber auch das Genießen, begehrt zu werden, genannt. Fast durchgehend kommt dem eigenen Aussehen eine hohe Bedeutung zu. Auch wenn fast alle Probandinnen mit ihrem Körper zufrieden sind, empfindet ein Drittel oft Ekel sich selbst gegenüber.

Bei der Erfassung der Persönlichkeitsstruktur dominieren Persönlichkeitseigenschaften wie „liebenswert – histrionisch“, „selbstbestimmt – antisozial“ und „ehrgeizig – narzisstisch“, Eigenschaften, die sicherlich die Bereitschaft, sich zu prostituieren erhöhen, da die Prostitution auch verschiedene Bedürfnisse wie das Bedürfnis nach Selbstbestätigung, Begehrt-werden, Verführen, Durchsetzen und Erleben von Macht befriedigt.

Nicht bestätigt werden konnte durch diese Studie die Annahme, dass Studentinnen, die der Prostitution nachgehen, besonders häufig negative sexuelle Erfahrungen in der Kindheit gemacht haben oder Familienstrukturen erlebt haben, die als dysfunktional zu bezeichnen wären, auch wenn diese Faktoren bei einzelnen Studentinnen eine Rolle gespielt haben könnten.

Schlüsselworte: Studentinnen, Prostitution, Motivationen, Persönlichkeitsstruktur

Einleitung

Prostitution als Vornahme sexueller Handlungen gegen Entgelt ist seit der Antike in verschiedenen Formen bekannt (Pircali, 1995). Dabei ist der Stellenwert der Prostituierten und die Einstellung gegenüber der Prostitution in verschiedenen Epochen – von weitgehender Ablehnung bis hin zur Befürwortung der freiwilligen Prostitution – sehr unterschiedlich (Feustel, 1993). Die

internationalen Zahlen bezüglich der Inanspruchnahme käuflicher Liebesdienste durch Männer schwanken stark. Eine Erhebung von Mansson (2006) zeigte in verschiedenen europäischen Ländern Häufigkeitsraten zwischen 14% (Dänemark) und 40% (Spanien), während Gunter Schmidt (1996) für Deutschland deutlich niedrigere Zahlen veröffentlichte. Unabhängig von den genauen Zahlen zeigt sich doch eine nicht unerhebliche Inanspruchnahme von gekauftem Sex. Dabei handelt es sich bei der Gruppe der Männer, die entsprechende Sexdienste in Anspruch nehmen, um eine sehr heterogene Gruppe sowohl bezogen auf deren Sozialcharakteristika als auch deren Persönlichkeitsstruktur (Grenz, 2007).

Nicht wenige Studentinnen müssen neben dem Studium arbeiten gehen, einerseits um sich das Studium an sich und die damit verbundenen Kosten leisten zu können, andererseits aber auch, um sich Dinge außerhalb des Studiums leisten zu können, die sonst nicht leistbar wären. Eine von vielen Verdienstmöglichkeiten stellt die Prostitution dar. Trotz der sexuellen Liberalisierung stellt das Thema „Prostitution“ im allgemeinen und bei Studentinnen im besonderen aber noch immer ein komplexes und gesellschaftlich extrem kontroverses Thema dar. Auch wenn sich die meisten Frauen nicht vorstellen können, sich zu prostituieren, wird von einigen Frauen die Prostitution – vor allem wenn sie „freiwillig“, d.h. ohne Unterdrückung durch einen Zuhälter erfolgt – als die Methode angesehen, „schnell und viel Geld in kurzer Zeit“ zu verdienen

Es gibt aber nur wenige Studien, die sich mit dem Thema Prostitution bei Studentinnen beschäftigen. Noch weniger ist über männliche Studenten bekannt, die sich prostituieren, auch wenn eine Studie bei kolumbianischen Studenten gezeigt hat, dass Prostitution bei diesen eine Rolle spielt (Alzate, 1989). Im Oktober 2006 wurde in der französischen Tageszeitung „LeFigaro“ eine Studie der Studentengewerkschaft Sud-Etudiant veröffentlicht, dass etwa 40.000 junge Frauen aus Frankreich (Alter 19–29 Jahre) ihren Körper „verkaufen“ würden, um ihr Studium finanzieren zu können. Eine 2007 an der Kingston-University in London durchgeführte Studie („UK Students and Sexwork“) ergab, dass seit der Einführung der Studiengebühren im Jahre 2000 die Zahl der Studierenden, die in der Sexindustrie tätig sind, um 50% gestiegen sei. Svedin und Priebe (2007) untersuchten schwedische Studentinnen, die Sex gegen Bezahlung anbieten, in Bezug auf ihren sozioökonomischen Hintergrund, ihre psychische Gesundheit und Gesundheitsverhalten, ihr antisoziales Verhalten, ihre sexuellen Erfahrungen, auch hinsichtlich sexueller Missbrauchserfahrungen, und den Konsum von Pornographie. Dabei wiesen Studentinnen, die Sex gegen Geld anboten, ein erhöhtes Risiko für verschiedene psychosoziale Probleme auf, wie z.B. eine schlechtere psy-

chische Gesundheit, eine größere Anzahl sexueller Erfahrungen, erster Sex in einem jüngeren Alter und häufiger Opfer sexuellen Missbrauchs.

Auch in Österreich und Deutschland wird davon ausgegangen, dass Prostitution bei Studentinnen vorkommt, wobei diesem Thema bislang wenig Aufmerksamkeit geschenkt und keine Studien erhoben wurden. In einem Bericht des RTL-Magazins „Extra“ (21.4.2008) wurde darauf hingewiesen, dass immer mehr Studentinnen das öffentliche Online-Netzwerk für Studierende dazu benutzen, nach Freiern zu suchen bzw. auf ein schnelles „erotisches Abenteuer“ aus zu sein.

Ziel dieser Untersuchung, die im Rahmen einer Diplomarbeit erfolgte, war die Erfassung der Prostitution bei österreichischen und deutschen Studentinnen, deren Motive, deren Einstellung zur Sexualität und Erleben von Sexualität, die Erfassung ihrer Persönlichkeitsstruktur und verschiedener Risikofaktoren, die möglicherweise zur Prostitution beigetragen haben.

Material und Methoden

Die Rekrutierung der Studentinnen, die der Prostitution nachgehen, gestaltete sich aufgrund der hohen Tabuisierung dieses Themas als sehr schwer. Dabei war das „Finden“ entsprechender Probandinnen weniger schwierig als deren „Erreichen“. In Unmengen von Erotikseiten kann man Studentinnen – zumindest Frauen, die angeben, solche zu sein – finden, welche sexuelle Dienstleistungen anbieten. Um einigermaßen sicher zu gehen, dass es sich bei den Probandinnen um Studentinnen handelt, wurden sie nach der Studienrichtung und Studienkennzahl befragt. Zu den meisten kann man aber keinen persönlichen Kontakt herstellen; meistens geht es über Agenturen oder Telefonnummern, welche zu bezahlen sind.

Deshalb erfolgte die Erfassung Online über die Erstellung einer Homepage. Die Einleitseite der Homepage lautete: „Studentin, verkaufst du deinen Körper? Dann hilf uns!“ Diese Strategie erwies sich als Vorteil, da dadurch die Anonymität der Betroffenen gewahrt blieb und sozial erwünschte Antworten reduziert werden konnten. Bei der Erstellung des Fragebogens wurde wegen des schwierigen Themas besonders hoher Wert auf eine respektvolle Formulierung der Fragen gelegt.

Es handelt sich bei dieser Studie vorwiegend um eine Erhebung mittels Online-Fragebögen. Über private Kontakte konnte ein direkter Kontakt zu einigen Studentinnen (n=5), die sich prostituieren, hergestellt werden. Diese Probandinnen füllten die gleichen Fragebögen aus. Zusätzlich wurde mit diesen Probandinnen – ausschließlich deutsche Studentinnen – ein persönliches Gespräch

geführt (wegen der geringen Zahl wurden diese zusätzlichen Daten nicht direkt ausgewertet, ihre Aussagen fließen aber indirekt in die Interpretationen ein). Folgende Erhebungsinstrumente wurden verwendet (Eisenmann & Brancalion, 2009):

Selbstkonstruierte Fragebögen zur Erfassung von:

- ◆ Soziodemographischen Daten: Alter, Studienrichtung, Semesteranzahl, Studienerfolg, Beziehung der Eltern.
- ◆ Fragebogen zum eigenen Körperbild: Dabei wurden konkrete Fragen zur Beziehung der Probandinnen zum eigenen Körper gestellt (wie z.B. „Du bist attraktiv“; „Dein Aussehen ist dir wichtig“; „Manchmal verspürst du Ekel dir gegenüber“). Antwortmöglichkeiten waren „stimmt“ bzw. „stimmt nicht“.
- ◆ Fragen zur Sexualität: Die Fragen erfassten das Erleben von Sexualität, den Stellenwert der Sexualität generell, erste sexuelle Erfahrungen und negative sexuelle Erfahrungen.
- ◆ Fragen zur Prostitution: Die Fragen bezogen sich auf die angebotenen sexuellen Praktiken und das Erleben von Sexualität mit den Freiern. Bezüglich der Motive bezüglich des Anbietens von Sex gegen Geld wurden keine Fragen vorgegeben, sondern die Probandinnen sollten selbst ihre Motive beschreiben (dabei wurde auf die Möglichkeit von Mehrfachangaben extra hingewiesen. Die Antworten wurden dann kategorisiert).

Das Persönlichkeits-Stil- und Störungs-Inventar (PSSI) (Kuhl & Kazen 2008):

Dabei handelt es sich um einen Selbstbeurteilungsfragebogen, der die relative Ausprägung von Persönlichkeitsstilen quantifiziert. Die verwendete Kurzversion PSSI-K besteht aus 65 Items, die wiederum 14 Skalen zugeordnet sind. T-Werte zwischen 41–60 gelten als unauffällig, Werte zwischen 61–70 als erhöht und Werte >70 als deutlich erhöht. T-Werte von 30–40 werden als reduziert, Werte <30 als deutlich reduziert interpretiert. Auch wenn mittels des PSSIs aufgrund der Ausprägung eines Kennwertes nicht die Diagnose einer Persönlichkeitsstörung gestellt werden kann, können die Werte des PSSI wichtige Hinweise für das Vorliegen einer Persönlichkeitsstörung geben.

Statistische Auswertung

Die Berechnungen wurden mit dem Statistikprogramm SPSS durchgeführt. Die Normalverteilungsannahme

wurde mit Hilfe des Kolmogorov-Smirnov-Tests durchgeführt. Metrische Daten wurden mit dem Mann-Whitney-U Test auf signifikante Gruppenunterschiede geprüft, Zusammenhänge mit Hilfe der Rangkorrelation nach Spearman Rho überprüft. Die Signifikanzprüfung erfolgte zweiseitig auf dem 5% Niveau.

Ergebnisse

Soziodemographische Daten

Die Anzahl der Respondentinnen, die angaben, zu studieren und ihre sexuellen Dienste gegen Geld anbieten, und die die Fragebögen vollständig ausfüllten, war 75. Bei den Probandinnen handelt es sich ausschließlich um österreichische und deutsche Studentinnen.

Das Durchschnittsalter dieser Probandinnen liegt bei 23 Jahren, wobei die mittleren 50% der Stichprobe zwischen 22 und 25 Jahre alt sind. Die jüngste der Probandinnen ist 19 Jahre, die älteste 32 Jahre. Die Eltern von knapp zwei Drittel der Befragten leben zusammen bzw. sind verheiratet. Der Anteil der Eltern, welche getrennt bzw. geschieden sind, liegt bei einem Viertel. 6,7% der Probandinnen geben an, eine allein erziehende Mutter zu haben, 1,3% haben einen Stiefvater.

Die Anzahl an inskribierten Semestern liegt im Median bei 6 Semestern (1. bis 15. Semester). Ihren Studienerfolg beschreiben 36% der Stichprobe als „erfolgreich“ oder „sehr erfolgreich“, während 16% angeben, „erfolglos“ oder „eher erfolglos“ zu sein. Knapp die Hälfte der Befragten schätzt ihren Studienerfolg als „im mittleren Bereich liegend“ ein.

Einschätzung des Körperbildes

In Tabelle 1 ist die Einschätzung des eigenen Körperbildes dargestellt.

Fast alle der Befragten schätzen sich als attraktiv ein, wobei das Aussehen generell eine hohe Bedeutung für sie hat. Die meisten Probandinnen möchten gerne von anderen betrachtet werden und zwei Drittel fühlen sich unwohl, wenn sie „nicht gut aussehen“ (z.B. nicht geschminkt, nicht gut angezogen).

Die Frage, ob sie manchmal Ekel sich selbst gegenüber empfinden, wurde von mehr als einem Drittel bejaht, eine etwa gleich große Gruppe kennt das Gefühl, dass der Körper manchmal „wie abgestorben“ sei.

Sexuelle Erfahrungen

Auf die Frage nach dem „Zeitpunkt des ersten sexuellen Kontaktes“, d.h. erster Geschlechtsverkehr, wird als Durchschnittsalter 15 Jahre angegeben. Die mittleren 50% der Verteilung hatten ihren ersten Sexualkontakt zwischen 13. und 16. Lebensjahr. Während eine der untersuchten Studentinnen angibt, den ersten sexuellen Kontakt bereits mit 8 Jahren gehabt zu haben, fand dieser bei einer anderen Studentin erst mit dem 20. Lebensjahr statt. Das Erleben des ersten sexuellen Kontaktes und negative sexuelle Erfahrungen sind in Tabelle 2 dargestellt. Dabei zeigt sich, dass knapp über einem Viertel der Befragten den ersten sexuellen Kontakt als „schön“ erlebten, von mehr als einem Drittel als „nicht schön“. Am häufigsten wurde dieser jedoch ambivalent erlebt (37,3%). Die Frage, ob es als Kind unter 14 Jahren negative sexuelle Erfahrungen gab bzw. ob sexuelle Belästigungen stattgefunden haben, wird von 18 Probandinnen (24%) mit „ja“ beantwortet. Von diesen 18 Probandinnen haben wiederum insgesamt 11 (14,7%) mehrmals oder über einen längeren Zeitraum negative sexuelle Erfahrungen bzw. sexuelle Belästigungen erlebt.

Sexuelles Verhalten und Erleben

In Tabelle 3 werden die Antworten zum „generellen sexuellen Erleben und Verhalten“ dargestellt.

Die höchsten Zustimmungen gibt es für die Aussagen „Ich lasse mich gern in den Arm nehmen“ und „Sexualität ist für mich ein wichtiger Lebensbereich“. Zumindest vier Fünftel stimmen den Aussagen „Ich suche körperliche Nähe und Zärtlichkeit“ sowie „Körperkontakt ist mir wichtig, um Nähe auszudrücken“ zu. Auch die weiteren Aussagen sind ein Beleg dafür, dass Sexualität von einem Großteil der Probandinnen positiv besetzt wird. Andererseits wird Sexualität auch von einer nicht geringen Minderheit als negativ bis aversiv erlebt.

Bezüglich der Selbstbefriedigung gibt mehr als die Hälfte der Probandinnen (53,3%) an, sich zumindest mehrmals die Woche selbst zu befriedigen, dagegen spielt bei 40% die Selbstbefriedigung kaum eine oder keine Rolle. Die Frage, ob die „Sexualität mit den Freiern“ befriedigend erlebt wird, wird von mehr als zwei Drittel der untersuchten Personen – zumindest gelegentlich – bejaht, während knapp ein Drittel (30,7%) diese Frage verneinte.

70% haben einen regelmäßigen Kundenstock, die übrigen 30% eher keinen. Bezüglich der Sexualpraktiken, die von den Probandinnen angeboten werden erwähnen fast alle, Vaginalsex und Oralsex anzubieten. Mehr als die Hälfte der Probandinnen hat auch analsex im Angebot, jeweils knapp über 30% bieten auch sadomasochistische Praktiken (32,4%) und Gruppensex (31,1%)

an. Selten werden andere sexuelle Praktiken (wie z.B. Webcam, Telefonsex, Videoproduktion, Hardcore, Erotikmassagen usw.) angeboten bzw. eingefordert, wie sie auch aus einschlägigen Zeitungsannoncen bekannt sind (Sigusch 2007). Übereinstimmend mit dem Angebot werden als häufigste Sexualpraktiken Vaginalsex, Oralsex und analsex (jeweils drei Viertel) verlangt, weiters sadomasochistische Sexualpraktiken von etwa einem Drittel und Gruppensex von knapp einem Fünftel.

Alle Probandinnen gaben an, dass sie bei den sexuellen Kontakten auf einer Kondombenutzung bestehen.

Gründe für Prostitution

Die Hauptgründe, warum die Probandinnen der Prostitution nachgehen, sind in Tabelle 4 dargestellt.

Am häufigsten werden finanzielle Gründe genannt, „um sich damit das Studium selbst finanzieren zu können“. Etwa gleich häufig wird das Bedürfnis geäußert, „sich durch die Prostitution einen Luxus leisten zu können, der sonst nicht möglich wäre“. Sexsüchtiges Verhalten wird zumindest von einem Viertel, Rache an den Männern von einem Siebtel der Probandinnen genannt. Als weitere Gründe werden angeführt: Selbsthass, Langeweile, Selbstbestätigung und Manipulation der Männer.

Auf die Möglichkeit, sich mittels Prostitution ein „schnelles Geld“ zu verdienen, kamen die untersuchten Studentinnen vor allem durch Freundinnen oder Mitstudentinnen (38%), aus Neugierde oder Zufall (13%), aus Geldnot (19%), durch das Internet oder Zeitungsinserte (11%) oder „einfach durch Spaß am Sex“ (8%).

Keine der Probandinnen hat – nach eigenen Angaben – einen Zuhälter, keine fühlt sich dazu gezwungen, dem käuflichen Gewerbe der Prostitution nachzugehen, und keine erlebt die Prostitution als „Gewalt gegen Frauen“.

Persönlichkeitsstruktur

Die Persönlichkeitsstruktur wurde mit Hilfe des PSSI untersucht. Dabei lassen sich folgende Prävalenzraten von Studentinnen finden, die erhöhte oder deutlich erhöhte Werte (T-Werte >60) aufweisen:

◆ „selbstbestimmt – antisozial“:	60%
◆ „liebenswert – histrionisch“:	47%
◆ „ehrgeizig – narzisstisch“:	43%
◆ „eigenwillig – paranoid“:	40%
◆ „kritisch – negativistisch“:	36%
◆ „optimistisch – rhapsodisch“:	32%
◆ „zurückhaltend – schizoid“:	27%
◆ „sorgfältig – zwanghaft“:	27%

Tab. 1 Eigenes Körperbild

Charakteristika	stimmt	Stimmt nicht
Du bist attraktiv	71 (94,7%)	4 (5,3%)
Dein Aussehen ist dir wichtig	70 (93,3%)	5 (6,7%)
Du weißt, dass andere dich gern betrachten	62 (82,7%)	13 (17,3%)
Wenn du nicht gut aussiehst, fühlst du dich unwohl	49 (65,3%)	26 (34,7%)
Manchmal spürst du Ekel dir selber gegenüber	29 (38,7%)	46 (61,3%)
Du kennst es, dass dein Körper wie abgestorben ist	26 (34,7%)	49 (65,3%)

Tab. 2 Erleben erster sexueller Kontakte und negative sexuelle Erfahrungen

Charakteristika	Einschätzung	Häufigkeit
Wie hast du deinen ersten sexuellen Kontakt erlebt?	schön	20 (26,7%)
	sowohl als auch	28 (37,3%)
	nicht schön	27 (36,0%)
Hattest du als Kind negative sexuelle Erfahrungen bzw. wurdest du sexuell belästigt? Wenn ja, wie häufig?	nein	57 (76,0%)
	einmalig	7 (9,3%)
	mehrmalig	7 (9,3%)
	über längeren Zeitraum	4 (5,4%)

Tab. 3 Einstellung zur und Erleben von Sexualität

Charakteristika	stimmt	stimmt nicht
Ich lasse mich gern in den Arm nehmen	69 (92,0%)	6 (8,0%)
Sexualität ist für mich ein wichtiger Lebensbereich	68 (90,7%)	7 (9,3%)
Ich suche körperliche Nähe und Zärtlichkeit	65 (86,7%)	10 (13,3%)
Körperkontakt ist mir wichtig, um Nähe auszudrücken	61 (81,3%)	14 (18,7%)
Ich kann meine Sexualität genießen	59 (78,7%)	16 (21,3%)
Meine sexuellen Erfahrungen sind befriedigend	59 (78,7%)	16 (21,3%)
Ich kann sexuelle Situationen ungehemmt genießen	57 (76,0%)	18 (24,0%)
Wenn du längere Zeit keine Sexualität hast, fehlt dir was?	56 (74,7%)	19 (25,3%)
In der Sexualität spüre ich meinen Körper angenehm und intensiv	53 (70,7%)	22 (29,3%)
Ich bin mit meinem sexuellen Erleben sehr zufrieden	52 (69,3%)	23 (30,7%)
In deiner Fantasie ist Sexualität schöner als in der Realität	31 (41,3%)	44 (58,7%)
Körperliche Berührungen lasse ich nur von wenigen Menschen zu	25 (33,3%)	50 (66,7%)
Du findest selten jemanden sexuell anziehend	18 (24,0%)	57 (76,0%)
Schämst du dich für deine bisherigen sexuellen Erfahrungen?	16 (21,3%)	59 (78,7%)
Ich vermeide es bewusst, andere Menschen zu berühren	15 (20,0%)	60 (80,0%)
Eigentlich interessiert dich Sex gar nicht besonders	14 (18,7%)	61 (81,3%)
Ich mag es nicht, wenn man mich anfasst	12 (16,0%)	63 (84,0%)
Du erlebst Sexualität im allgemeinen als eine lästige Forderung	9 (12,0%)	66 (88,0%)
Du hast Sexualität bisher noch nie erfüllend erlebt	8 (10,7%)	67 (89,3%)

Tab. 4 Motive für die Prostitution (Mehrfachangaben möglich)

Motive	Häufigkeit
Finanzielle Gründe, um sich das Studium leisten zu können	58 (78,4%)
Finanzielle Gründe, um sich mehr Luxus leisten zu können	53 (71,6%)
Sexsüchtiges Verhalten	18 (24,3%)
Rache an den Männern	11 (14,9%)
Selbsthass	7 (9,5%)
Andere Motive	6 (8,1%)

Probanden mit negativen sexuellen Erfahrungen in der Kindheit zeigen auf folgenden Skalen des PSSI signifikant höhere Werte als ihre Kolleginnen ohne sexuelle Missbrauchserfahrungen:

- ◆ „zurückhaltend – schizoid“ ($p=.038$)
- ◆ „kritisch – negativistisch“ ($p=.045$)
- ◆ „spontan – Borderline“ ($p=.001$).

Diskussion

Die Studienergebnisse zeigen, dass es sich bei den Studentinnen, die sich prostituieren, um eine heterogene Gruppe auf mehreren Ebenen handelt. Die ursächlichen Motive, die zu ihrem Verhalten beigetragen haben, sind genauso vielfältig wie die aufrechterhaltenden Motive. Neben finanziellen Motiven („leicht und schnell verdientes Geld, das durch kein anderes Verhalten sonst in dieser Dimension möglich wäre“) spielen Lustmotive (wie z.B. Lust an Sexualität), Machtmotive (wie z.B. Macht über Männer mit Hilfe der Sexualität) und narzisstische Motive (wie z.B. Begehrt-werden, Gefühl der Idealisierung) eine wichtige Rolle für das Anbieten käuflicher Lust. Die Ergebnisse sind ein Hinweis darauf, dass bei den Studentinnen, die sich prostituieren, Geld eine sehr große Rolle spielt, einerseits um genügend Geld zu haben, um sich überhaupt die Studienkosten und vor allem die mit dem Studium verbundenen Kosten leisten zu können, andererseits bei einigen Studentinnen auch um sich Dinge leisten zu können, die einen gewissen Luxus darstellen.

Anzunehmen ist aber, dass in Ländern mit hohen Studiengebühren der Anteil der Studentinnen, die der Prostitution nachgehen, um sich das Studium leisten zu können, höher ist, wie Lanz (2004) bei ausländischen Studentinnen in Australien zeigen konnte.

Das Ergebnis, dass mehr als ein Drittel angaben, durch Mitsstudentinnen auf die Möglichkeit der Prostitution zum Geld verdienen aufmerksam gemacht wurden, zeigt, dass neben den „üblichen“ Möglichkeiten, sich Geld dazu zu verdienen, auch bei den Studentinnen die Prostitution als Option angesehen wird.

Leider wurde bei dieser Studie nicht danach gefragt, wie viel Geld die Probandinnen ohne Prostitution zur Verfügung hätten. Dadurch kann keine Aussage darüber gemacht werden, ob die „Freiwilligkeit, der Prostitution nachzugehen“, sich nur auf die Unabhängigkeit von einem Zuhälter bezieht, oder ob in einzelnen Fällen eine „soziale Unfreiwilligkeit“ aufgrund einer schwierigen finanziellen Situation dazu beigetragen hat.

Bei der Erfassung der Persönlichkeitsstruktur dominieren erwartungsgemäß Persönlichkeitseigenschaften

wie „liebenswert – histrionisch“, „selbstbestimmt – antisozial“ und „ehrgeizig – narzisstisch“, Eigenschaften, die sicherlich die Bereitschaft, sich zu prostituieren erhöhen, da die Prostitution verschiedene Bedürfnisse wie das Bedürfnis nach Selbstbestätigung, Begehrt-werden, Verführen, Durchsetzen und Erleben von Macht befriedigt. Aufgrund einer fehlenden Kontrollgruppe können leider keine Aussagen über die Verteilung der verschiedenen Persönlichkeitsstrukturen bzw. Persönlichkeitsstörungen bei Studentinnen, die nicht der Prostitution nachgehen, bzw. in der Normalpopulation gemacht werden. Die Ergebnisse zeigen, dass einerseits das Aussehen für die untersuchten Studentinnen einen besonders hohen Stellenwert hat, die meisten ihren Körper mögen und auch die Sexualität von einem Großteil als positiv erlebt wird, andererseits aber eine nicht geringe Minderheit eine negative Beziehung zum eigenen Körper und zur Sexualität hat.

Generell scheint bei einem Großteil der Probandinnen die Sexualität eine sehr wichtige Rolle zu spielen, da neben der Prostitution und der Sexualität mit dem Freund auch die Selbstbefriedigung als regelmäßige eigenständige sexuelle Betätigung gelebt wird. Eine nicht unbeträchtliche Minderheit der Probandinnen, nämlich ein Viertel, weist darauf hin, dass sie durch die Prostitution neben dem Geldverdienen gleichzeitig ihre „Sexsucht“ ausleben können.

Unsere Ergebnisse bezüglich der meist gewünschten Sexualpraktiken stimmen mit denen von Grenz (2005) bei „normalen“ Prostituierten überein. Aus den sexuellen Praktiken, die vorwiegend gewünscht werden, kann geschlossen werden, dass diese den Freiern von ihren fixen Partnerinnen eher vorenthalten bzw. abgelehnt oder nicht geschätzt werden oder sie Abwechslung suchen. Die Einschätzung des eigenen Sexualverhaltens als „sexsüchtiges Verhalten“ stellt eine rein subjektive Einschätzung derselben dar; dabei ist diese Verhalten interindividuell sicherlich sehr heterogen und muss nicht unbedingt objektiven Kriterien einer „Sexsucht“ entsprechen.

Nicht bestätigt werden konnte durch diese Studie die Annahme, dass Studentinnen, die der Prostitution nachgehen, besonders häufig negative sexuelle Erfahrungen in der Kindheit gemacht haben. Das Ergebnis, dass etwa ein Viertel Opfer sexueller Belästigung oder sexuellen Missbrauchs in der Kindheit war, stimmt weitgehend mit den Prävalenzraten einer früheren Studie von Kinzl und Mitarbeitern (1992) bei „normalen“ Studentinnen der Universität Innsbruck (21,8%) überein. Dass in der Prostitution auch Aspekte wie „Machtausübung gegenüber Männern“ ausgelebt werden, zeigt sich darin, dass Probandinnen mit sexuellen Missbrauchserfahrungen signifikant häufiger sadomasochistische Praktiken anbieten und ausleben. Die Probandinnen dieser Studie, die sexuellen Missbrauch erlebt haben, zeigen im Vergleich

zu den Probandinnen ohne sexuelle Missbrauchserfahrungen statistisch signifikant höhere Werte auf den PSSI Skalen „spontan – Borderline“, „zurückhaltend – schizoid“ und „kritisch – negativistisch“ auf.

Aufgrund dieser Untersuchung kann keine Aussage über die Prävalenzraten von Prostitution bei Studentinnen gemacht werden, sondern nur, dass es dieses Phänomen gibt. Die geringe Anzahl an Studien über diese Tatsache könnte mit einer Tendenz zur Tabuisierung dieses Themas in unserer Gesellschaft im Allgemeinen und bei Studentinnen im Besonderen zusammen hängen. Auch ist die durch diese Untersuchung erfasste Art der Prostitution nur bedingt mit der üblichen „Strichprostitution“ zu vergleichen, wo zum Teil ganz andere Regeln gelten (z.B. Zuhälter, Zwang, Alkohol- und Drogenprobleme). Auch wenn einige Fragen dazu dienten, einigermaßen sicher zu stellen, dass die Respondentinnen wirkliche Studentinnen (und keine Fakes) waren (z.B. Anzahl der inskribierten Semester, Studienerfolg, Studienrichtung), kann dieser Unsicherheitsfaktor besonders bei Online-Befragungen nicht ausgeschlossen werden. Es ist uns bewusst, dass auch die Qualität und die Zuverlässigkeit von Online-Befragungen im Vergleich zu schriftlichen Befragungen oder persönlichen Interviews besonders bei sexuellen Fragestellungen vermindert ist. Dieses Problem konnte auch bei anderen Fragestellungen gezeigt werden (Meinefeld 2010).

Weitere Studien mit Hilfe anderer Erhebungsinstrumente (z.B. persönliche Interviews) – auch bei männlichen Studenten – sind notwendig, um einerseits das Ausmaß der Prostitution bei Studenten zu erfassen, und andererseits weitere Aspekte (wie z.B. soziodemographische und sozioökonomische Faktoren, Psychodynamik und Psychopathologie) zu erfassen, die zum Verständnis „Prostitution bei Studenten“ beitragen können.

Literatur

- Alzate, H., 1989. Sexual behavior of unmarried Colombian university students: a follow up. *Archives of Sexual Behavior*, 18, 239–250.
- Eisenmann, V., Brancalion, M., 2009. Studentinnenjob: Prostitution. Diplomarbeit, Leopold-Franzens-Universität, Innsbruck
- Feustel, G., 1993. Käufliche Lust. Eine Kultur- und Sozialgeschichte der Prostitution. Edition Leipzig, Leipzig.
- Grenz, S., 2007. (Un)heimliche Lust. Über den Konsum sexueller Dienstleistungen. VS Verlag, Wiesbaden.
- Kinzl, J.F., Traweger, C., Biebl, W., 1995. Sexual dysfunctions: relationship to childhood sexual abuse and early family experiences in a nonclinical sample. *Child Abuse and Neglect*, 19, 785–792.
- Kuhl, J., Kazen, M., 2008. Manual des Persönlichkeits-Stil- und Störungs-Inventar. Hogrefe, Verlag für Psychologie, Göttingen.
- Mansson, S.A., 2006. What exactly is it that men buy? On men's images and fantasies of prostitutes and trafficked women. European Parliament, Brussel.
- Meinefeld, W., 2010. Online-Befragungen im Kontext von Lehrevaluationen – praktisch und unzuverlässig. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 62, 297–315.
- Pedersen, W., Hegna, K., 2003. Children and adolescents who sell sex: a community study. *Social and Scientific Medicine*, 56, 135–147.
- Pircali, R., 2004. Die heilige Prostitution. Multiversum, Meraner Reprostudio.
- Schmidt, G., 1996. Die neuen Sex Surveys. *Zeitschrift für Sexualforschung*, 9, 158–165.
- Sigusch, V., 2007. Kultureller Wandel der Sexualität. In: V. Sigusch (Hrsg), *Sexuelle Störungen und ihre Behandlung*. 4. Aufl., 3–7. Thieme, Stuttgart – New York.
- Svedin, C.G., Priebe, G., 2007. Selling sex in a population-based study of high school seniors in Sweden: demographic and psychosocial correlates. *Archives of Sexual Behavior*, 36, 21–32.

Korrespondenzadresse

Prof. Dr. Johann F. Kinzl, Univ. Klinik für Psychosomatische Medizin, Department für Psychiatrie und Psychotherapie, Medizinische Universität Innsbruck, Anichstraße 35, A-6020 Innsbruck, Email: johann.kinzl@uki.at

Internet 2010 – Informationsgesellschaft 2020

Klaus Rebensburg

Internet 2010 – Informationsociety 2020

Abstract

The internet, in 2010 already all-pervasive, is technically perfect, impressively far-reaching, employed by both the powerful and the powerless, and an opportunity for technically improved information and communication. It demonstrates all the effects of earlier forms of media, whether oral history, writing on stone or papyrus, printing, telephone, radio, TV, film. The power and powerlessness of individuals, groups, even entire societies are transported equally by the Internet. Still "we" have problems determining what is good and what is bad about the Internet. If the "we" are practitioners of sexual medicine and computer scientists, then a good starting point would be to establish what the two sciences know about each other.

How can we maximize the benefits and avoid the problems of this constant and omnipresent data flow? If the quantity and flow of information, and above all its content, are important, then they must be safe from misuse. Just as in earlier, enlightened societies, we want to remain individuals and retain our privacy.

The Internet makes some people astute, effective and socially compatible, others are deceived, manipulated, addicted. The Internet cures people, makes them sick, preserves life and can help kill. We have arrived at historically documented effects of the media. The question is: what can be achieved with these new technical variants of information and communication in the next ten years? In this article a computer scientist endeavors to project the chances and risks of the Internet for sexual medicine in the decade ahead.

Keywords: Internet, flow of information, communication, sexual medicine

Zusammenfassung

Internet 2010 – Informationsgesellschaft 2020! Der Titel dieses Vortrags klingt, als ob uns keine Wahl bliebe: Das Internet von heute ist prägende Kraft der kommenden Informationsgesellschaft 2020! Die Welt könnte ja auch einer anderen Gesellschaft, z.B. einer Dienstegesellschaft, Wohlstandsgesellschaft, einer Gesundheitsgesellschaft, einer Friedensgesellschaft oder gar dem Paradies zustreben,

aber zunächst soll es wohl etwas anderes sein. Das im Jahre 2010 bereits allgegenwärtige Internet ist von technischer Perfektion, beeindruckend weitreichend, dient den Mächtigen und den Schwachen, ist Chance der technisch erweiterten Information und Kommunikation, z.B. sachlich, fachlich, kommerziell, emotional, sozial und politisch. Wir rechnen es inzwischen zu den Medien mit all den Wirkungen, die ihnen auch früher schon zugeschrieben waren, wie Mund-zu-Mund Überlieferung, Schriften auf Stein oder Papyrus, Buchdruck, die Einführung des Telefons, des Rundfunks, des Fernsehens und des Kinos. Ohne Medien gäbe es aus heutiger Sicht keine Religion, keine Gesundheit, keine Wirtschaft, keine Gesellschaft, keine großen Strukturen des Zusammenlebens. Macht und Ohnmacht des Einzelnen, von Gruppen, aber auch ganzer Gesellschaften werden gleichermaßen mit dem Internet transportiert. Mit dem Wort Informationsgesellschaft haben wir einen technischen Verursacher begrifflich herausgehoben und schreiben, wie gewohnt, Erlebtes, Vergangenes in die Zukunft auf diesem Hintergrund weiter. Dabei haben „wir“ so unsere Probleme, herauszufinden, wo das Internet gut ist und wo es böse ist. Wenn damit „wir“, die Sexualmediziner und die Informatiker, gemeint sind, dann wäre ein guter Ausgangspunkt, dass beide Wissenschaften sich darüber austauschen, was sie heute voneinander wissen.

Dem Triumph, was alles heute verdatet werden kann, und was alles dann mit immer mehr Daten allgegenwärtig möglich ist, steht oft die Frage gegenüber, welchen Gewinn „wir“ daraus ziehen können und welche Verluste vermieden werden sollten. Wenn Informationsmengen und -ströme, aber insbesondere Inhalte so wichtig sind, dann sollen sie aber sicher sein vor Missbrauch, ungewollter Machtausübung oder Verletzung. Wenn wir schon in technisch vernetzten Informationsströmen operieren, dann möchten wir, wie bereits in früheren aufgeklärten Gesellschaften angestrebt, Individuum bleiben und nicht gläsern erscheinen. Mit der Chance, dass uns weltweite Informationsverarbeitung personalisiert, also maßgeschneidert helfen soll, wollen wir aber ungern unsere mentalen und physischen Konfektionsgrößen offenlegen. Daten für einen guten Zweck zu verleihen, ist gut, aber wir möchten sie bitte exklusiv danach wieder zurück erhalten.

Die einen macht das Internet schlau, wirksam und gesellschaftlich kompatibel, andere werden durch das Internet

betrogen, süchtig und dumm gespielt oder manipuliert. Internet macht gesund, krank, verführt, erhält Leben und kann sogar helfen, zu töten. Wir sind bei historisch belegten Wirkungen von Medien angekommen und versuchen nun, zu orakeln, was Menschen aus ihren heutigen deutschen oder europäischen Gesellschaftsformen heraus aus diesen neuen technischen Varianten der Information und Kommunikation wohl in den nächsten 10 Jahren machen könnten.

Auf dieser Jahrestagung der Sexualmedizin, die den Untertitel hat „Internet und neue Medien“, versucht ein Informatiker medial, also mit fließender Information, Powerpoint und gesprochenen Worten, Chancen und Risiken des die Informationsgesellschaft tragenden Netzes für die Sexualmedizin in die nächsten 10 Jahre fortzuschreiben.

Schlüsselwörter: Internet, Informationsfluss, Kommunikation, Sexualmedizin

Das Internet 2010 prägt, führt in eine „neue“ Gesellschaft

Das Internet prägt mich in Berlin seit etwa 1985, seit an den Hochschulen Rechnernetze zum Kommunizieren, Rechnen und Steuern die so genannten Zentralrechner ablösen. Mehr denn je begleitet das Internet uns seit Anfang der 90er Jahre, dem Zeitpunkt der Einführung des WorldWideWeb. Sie werden erinnern, Ende des 20. Jahrhunderts ruinierten überzogene ökonomische Erwartungen mit der Dot.Com Krise und mangelhafter gesellschaftlicher Vorbereitung auf das globale Netz für einige Jahre unser Wirtschaftssystem.

Das Internet ist nun, im Jahre 2010, mehr als ein technisches Computernetz mit intensiver Kommunikation geworden. Es ist dank seiner zahlreichen und unterschiedlichen Nutzer als ein neues Medium wirksam geworden. Andere (herkömmliche) Medien wie Bücher und Zeitungen, Rundfunk, Fernsehen und Kino kämpfen um einen geänderten (neuen) Markt, passen sich an, sind im Wandel.

Die Anpassung wird meist vordergründig als eine wirtschaftliche gesehen, der Wandel der kommerziellen Anbieterstrukturen, neue regionale und überregionale Wirksamkeiten und das Zusammenspiel mit den alten und neuen Kunden bestimmen die Diskussion. Aber genauso intensiv reden wir über Wirksamkeit und Folgen umfassend neuer Informationsangebote auf die gesellschaftliche Entwicklung und politisches, soziales und kulturelles Verhalten.

Medien sind seit Tausenden von Jahren Antreiber unserer Entwicklung. Man sagt gern: Ohne Kommuni-

kation nix los und meint, ohne mündliche, schriftliche, gedruckte, gemalte oder gesendete Verbreitung gäbe es keine großen Gesellschaftsstrukturen, kaum globale, wirtschaftliche oder kulturelle Entwicklung. Je verbreiteter Medien sind, desto mehr beeinflussen sie, und desto mehr verbreiten sie sich auch selbst. Einer meiner Kollegen brachte es einmal zum Auftakt eines Kirchentages auf den Punkt: Das Christentum verdankt seine Erfolgsgeschichte spätestens seit den Geschichten des Alten und Neuen Testaments der Entwicklung der Medien.

Wirtschaftlich denkende Techniker drücken das heute etwa so aus: „Wer (die) Medien, z.B. das Internet, als Werkzeug hat, als Anbieter, der entwickelt etwas für jemanden – „push“.

Und der Bürger nutzt die Medien, entwickelt sich dabei (selbst oder von Anbietern gelenkt) zum Nachfrager – „pull“. Das geschieht irgendwie, irgendwohin, und manche sagen, oft mehr nach den Vorstellungen der Besitzer der Medien oder der Anbieter als politisch oder individuell steuerbar. Dann spricht man in unserer Gesellschaftsform auch von der Macht der Medien.

Diese Asymmetrie zu beseitigen, steht auf der Agenda vieler politisch denkender, demokratisch gesinnter Bürger, Parteien und NGOs (Nichtregierungsorganisationen). Und sie sprechen dabei oft vom „Freien Internet“, insbesondere auch gern über Web 2.0, einen partizipativen Ansatz bei der technisch gedachten Nutzung der Medien, nämlich einer Balance von Produzieren und Konsumieren – nicht nur gelenkt vom Produzenten, nicht nur abhängiger Consumer, sondern Lieferant und Verbraucher von Information und Wissen – Prosumer. Wenn Sie in Neuen Medien diese Diskussion über die „alten Medien“ mitlesen wollen, schauen Sie zum Beispiel in www.freiesinternet.com.

Wollen Sie für sich die Bedeutung des Mediums Internet definieren, dann fragen Sie sich selbst zum Vergleich: Wer prägt denn sonst noch? Die Familie, die Autoindustrie, der Staat, kulturelle Angebote – aber sie alle, auch meine Neffen und Nichten, verwenden das Netz zum Kommunizieren, Programmieren, Werben, Geschäftemachen und zur Unterhaltung. Wenn heute sogar manche Eltern und Lehrer ihre Kinder vor den Fernseher oder an den Computer schicken – da muss doch etwas dran sein?

Da wir es im demokratischen Abendland gewohnt sind, dass Gesellschaften sich nur vorwärts (und zum Guten?) entwickeln, wird immer die Frage gestellt, wer wen vom Alten ins Neue entwickelt und treibt. Und wir sind sehr unsicher, ob die Gesellschaft in der Lage ist, Technik zu ihrem Wohl zu gestalten, oder ob die Technik die Gesellschaft treibt und prägt.

Das Internet mit Informatik 2010 – Triumphe!

Das Internet funktioniert, es ist überall

Das Internet entwickelt seine technische Kraft aufgrund zweier Prinzipien, der Kodierung und der Vernetzung:

- ◆ Ein mächtiges, aber technisch einfaches Transformationsprinzip vom Analogen zum Digitalen, das Zustände, Buchstaben, Messwerte, Text, Schriftform, Layout, Sprache, Bild, Bewegtbild, Film und Metadaten (wir meinen mit letzterem Daten, die wiederum Daten beschreiben) digitalisiert und nach Regeln in Bit und Bytes (8 Bit) kodiert.
- ◆ Ein mächtiges technisches Prinzip, bei dem alle Internet-Netzknoten (Router, Gateways) stets transportbereit für jedes Datenpaket (ca. 100-1.000 Bytes) sind, das eine Internet-Zieladresse bei sich trägt, und bei dem jeder Knoten für jedes Paket die ihm opportunistischen Ausgangsrouten wählt.

Hiermit kann alles, was eine Webadresse (URL) hat (Daten, Dateien, Bilder, Filme), von Endgeräten (paketweise, dateiweise und stromweise) von überall über das Netz aus Knoten und Verbindungen abgerufen (oder irgendwohin geschickt) werden.

Die Standardisierung dieser technischen Prinzipien hatte weitreichende Folgen: Über das Internet (Interconnected network) tauscht man heute über viele Rechnernetzwerke (ca. 1 Mrd. Computer) weltweit Daten in digitaler Form aus. Zwischen ein paar Kilobit/sec heute, 2010, über 16 Megabit/sec sehr bald 100 MBit/sec für jedermann, und von Knoten zu Knoten sind es dann Terabit/sec – Tendenz ansteigend.

Es handelt sich um gigantische Datenmengen: Das Internet transportiert für jedermann (Europa 50%, weltweit 20%, Jugend 80%), jederzeit (in Deutschland pro Person ca. 1–2 Std. täglich) weltumspannend, grenzüberschreitend unglaubliche Datenmengen (in Deutschland ständig mehr als 10 Gb/sec über Knoten und zwischen Knoten). Zu Spitzenzeiten kumulieren sich in einigen europäischen Knoten 1.000 Gb/sec.

Hinzu kommt die neue Vielfalt der Zugänge: Dank standardisierter Low-Level Protokolle kann dabei jedes computerbasierte Gerät, und es kommen täglich neue auf den Markt, mit jedem anderen über Drähte, Fasern und Funk verbunden werden.

Die Folgen sind beschleunigende Dienstbarkeiten im Netz: Neben klassischen Internetdiensten wie Dateiüber-

tragung, eMail, WWW und Surfen (http) tragen interaktive Dienste wie Telekonferenzen, aber auch Telefonie, Radio und Fernsehen zur Bedeutung bei.

Folgen sind auch sehr viele Datenverkehr erzeugende neue Dienste und Anwendungen wie Download von Musik, Video und Text; wir haben uns an iTunes, YouTube, Video-, Foto-Portale etc. gewöhnt.

Und nun sind wir auch schon so weit, dass das Internet zum ewigen Geschichtsarchiv werden soll. Es erlaubt die Speicherung und das Wiedergeben und Weitergeben sämtlicher Informationen, die jemals nach diesen Regeln aufgezeichnet wurden (Spiegel unserer wirtschaftlichen und kulturellen Identität).

Zwei Sichten auf Vielfalt und Menge im Virtuellen – unendlich oder endlich?

Erholen wir uns bei einer mehr philosophischen Betrachtung wie sie in den Abb. 1 und 2 geboten werden.

Sicht 1 (Abb. 1) – Die konkrete Welt an sich ist überschaubar; um sie zu verstehen, machen wir ihre Signale zu vielen Daten, wir virtualisieren sie und erhalten einen relativ größeren (virtuellen) Wissensraum.

Sicht 2 (Abb. 2) – Die Welt ist alles, das Wissen, das wir über sie im Virtuellen anlegen können, ist verlustreich aufgrund der Abbildung ihrer Signale in Information. Letztlich ist Wissen nur ein kleines Abbild der relativ großen Welt.

Triumph: Das Internet ist groß, perfekt, es versetzt uns in den digitalen Datenmengenschrausch

Während 1 Megabyte in den 80er Jahren noch als große Informationsmenge galt, rechnen wir heute mit ganz anderen Dimensionen: Alles Gedruckte der Welt wird mit 2 PetaByte (Mrd. Megabyte) angegeben, digitale Rundfunk/Fernseharchive handeln mit zig Petabyte, zu Hause sind wir in 2010 mit 1 Terabyte präsent auf unseren Notebooks. Das gesamte Web enthält geschätzte 9–18 Mrd. indizierte Dokumente, das unsichtbare Web, genannt Deep Web, noch einmal 500-mal so viel. Alles Gesprochene weltweit/Jahr lässt sich auf 2 Exabyte hochrechnen. 2005 hatten 2 Mrd. Menschen weltweit digitale Mobiltelefone, der jährliche Zuwachs betrug in den Folgejahren mehr als 750 Mio. In jedem Jahr kommen zu den oben genannten Datenmengen hunderte von Exabyte allein durch Filmproduktionen hinzu.

Unsere Vorstellungskraft wird ebenfalls durch Zahlen des Büchermarktes strapaziert: So gibt es allein im deutschsprachigen Raum 100.000 Neuerscheinungen/Jahr. Das Land Korea hat allein ca. 20.000 Verlagshäuser.

Würde man alle weltweit jährlich erscheinenden Bücher auf 1 cm Dicke normieren und nebeneinander stellen, so rechnet man mit 14 km Bücherwand. Wenn wir schon zählen und rechnen, so kümmern sich allein im Bereich der Wirtschaft 2.000 Telekommunikationsanbieter um die Versorgung mit Datenströmen. Übrigens, Sie erzeugen mit Ihrer Computermaus mehr als 150 km Daten/Jahr.

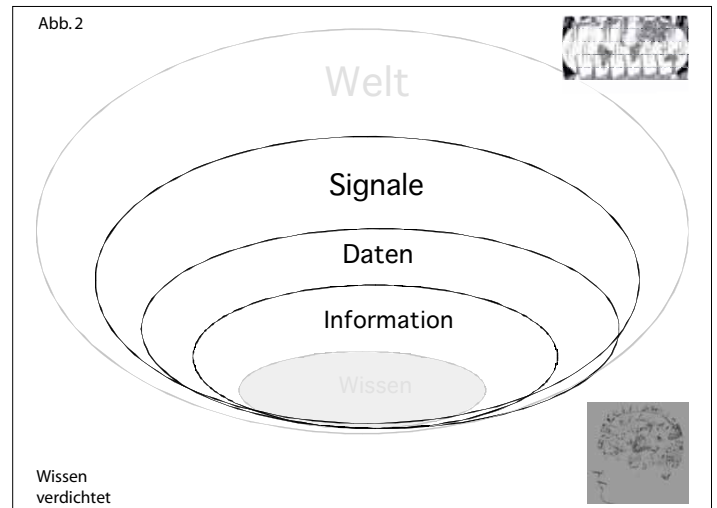
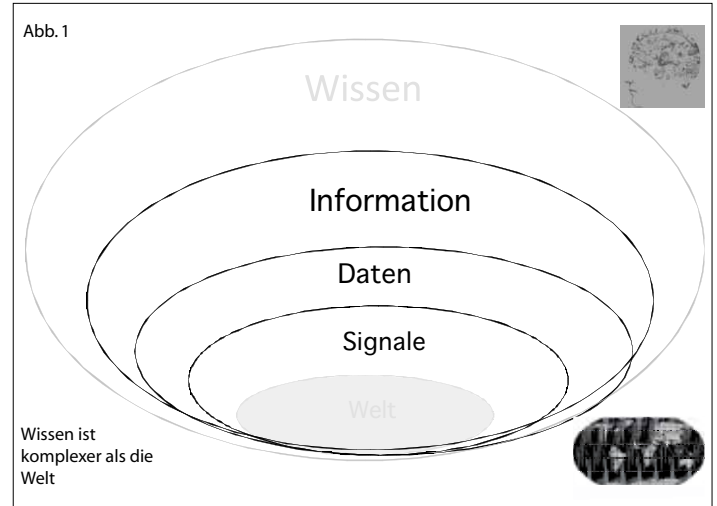
Im Vergleich Computer zu Gehirn versuchen wir, Analoges auszumachen. Unsere Neuronen sind wie Bits und Bytes: ein Neuron/Byte ist nichts, kollektive Verschaltungsmuster bringen es dann. Die neuronalen Cluster beim Menschen sind vergleichbar mit Computer-Maschinensprache. Als Informatiker staunen wir aber (noch) über Neuronengeflechte, die Zugriff auf die Motorik, Kognition, Emotionen, auf Körper, Geist und Gefühl haben. Immerhin gelingt es uns bei Computern, Gedächtnis, Planung und Entscheidungen zu programmieren. Aber so etwas wie visuelles Bewusstsein wird gerade erst ansatzweise modelliert.

Selbstbewusstsein und Selbstwahrnehmung, Subjektivität, die das Hirn durch neurobiologische Korrelate erzeugt, generische Wege von Körpererfahrung zu Selbstwahrnehmung, all das gehört noch zur Suche nach der *Theory of Mind*, die die Computertechnik für 2020 beflügeln soll.

Wenn es stimmt, was mir ein Sportwissenschaftler der Universität Potsdam erzählte, dass die Anzahl der beteiligten komplexen neuronalen Vorgänge beim Golfspieler für einen gelungenen Schlag pro Sekunde bei 25 Mrd. liegt, so übersteigt das bei weitem das, was wir heute mit handelsüblichen Computern zielgerichtet parallel zuwege bringen. Und da sage noch einer, dass Golf ein Sport für Einzeller sei!

Der Mensch beeindruckt mit der Anzahl der Neuronen (100 Mrd.) und ihren verbindenden Synapsen (100 Billionen) im Hirn. Und die besten Kameras als optische Sensoren erreichen nicht annähernd die Leistung und Vielfalt (ca. 130 Mio.) des Auges. Immerhin leiten dort etwa 1,2 Millionen Aonen die aufgenommenen Signale im Sehnerv ins Gehirn weiter, d.h., es findet eine beträchtliche Vorverarbeitung (pre-processing) der Signale schon in der Retina statt.

Zurück zum Internet. Wir fragen verunsichert, was hinter den technischen Begriffen Web 1.0, Web 2.0 oder demnächst Web 3.0 steht, und was daraus für uns folgt. Hier eine Erklärung: Ehemals lebten wir im Hinblick auf Codierung und Transport von Information mit Zuruf und Rauchzeichen, später mit Flaggen, mit Lichtzeichen, dann mit elektromagnetischen Transportdiensten wie Morsen, Telegramm, Telex, Funksprechen und -hören, bis Radio, TV, dann Internet und Web uns verbunden haben. Darauf bauen die genannten Stufen auf. Web 1.0



bedeutete: Die Distanzen zwischen Mensch und gespeichertem Wissen und Mensch zu Mensch werden in jeder Hinsicht kleiner (Abruf, Verteilung, Datenbanken, Suchmaschinen). Web 2.0 macht immer mehr Datenpakete zu Medienströmen, macht über Portale User zu sozialen Gemeinschaften. Web 2.0 erlaubt, Anwendungen portionsweise zu konfigurieren anstatt zu programmieren, erlaubt unsere Mitwirkung auch „upstream“ – das hat technische und gesellschaftliche Folgen. Wir sind bei Web 2.0 immer auch gefragt, beizutragen zum medialen Theater, zum virtuellen Raum, zum sozialen Raum und zum Kommerz. Wir lassen uns gern nötigen zum „I like“ Button bis hin zum Nachfragen, zum Auffordern, Stellungnahmen abzugeben, oder zum Handeln mit dem Single-Click Buy. Im Web 3.0 – demnächst in 2020 – , „weiß“ das Netz, wer wir wo und wann sind und richtet sich darauf ein, ob es nun vertraulich, plump vertraulich ist oder wir gesprächig sind. Man kann uns situationsgerecht ansprechen, kontextsensitiv – wir würden das dann auch erwarten, wenn wir z.B. Lidl ansprechen und automatisch (durch andere Community Teilnehmer oder

aus Kenntnis des Zulieferers) vor Dioxin in den Eiern gewarnt werden. Oder wenn wir Parteien zur Wahl anklicken, wenn man uns vor den obskuren Machenschaften mancher Politiker warnt. Oder wenn mein persönlicher mobiler Agent verhindert, dass das Internet mich durch Glücksspiel, Abbildungen nackter Gewalt oder Kinderpornographie verführt.

Das Internet wirkt, ist Werkzeug, es ist Medium geworden – perfekt und visionär: Die Informationsgesellschaft hat unglaublich viele Möglichkeiten am Netz: So können wir 1.000 Beispiele finden und aufzählen: Aber es ist irgendwie richtungslos: Es hilft den Schwachen, den Starken, den Kreativen, den Einfallslosen, den Geschäftemachern, zur Gesundheit, kann aber auch krank machen. Im Internet der Dienste 2010 sind wir infiziert von der App-Mania 2010. Was, Sie haben noch kein Smart Phone? Kleine Dienstbarkeiten fliegen uns zu: Wetter, wo regnet es, nächste U-Bahn/Bus, wo bin ich, wie komme ich da hin, was ist das für ein Gebäude, was gibt es im Radio, was gibt es Neues im Tagesgeschehen, wie spielt die Bundesliga, was bedeutet Hypophyse, wer ist Bundestagspräsident, Mutter anrufen, nächsten Termin mit Gruppe vereinbaren, den Teilnehmern der Tagung eine eMail senden, Geld überweisen, Kontoauszug, Vorstand GSM wählen, [...], die Medien überschlagen sich im Wettbewerb, herauszufinden, was die wichtigsten, beliebtesten oder unsinnigsten 25 Apps sind. Dabei fängt es immer klein an: Vom Ausführen hilfreicher Software am Bildschirm bewegen wir uns in der Informationsgesellschaft zum allgegenwärtigen, vernetzten Finden, Geben, Nehmen von Daten, Information, Wissen, Gefühlen, Werten, Unwerten. Vom ehemaligen bloßen Eintippen, Rechnen, Ansehen und Drucken der Ergebnisse entschweben wir heute in die virtuellen Welten, zu immersiven, vernetzten Diensten und Organisationsformen des Web 2.0.

Der Medienbegriff lange vor 2010

Der Begriff Medien wird noch nicht lange verwendet. Bis vor 50 Jahren war es in den Wörterbüchern noch eine Landschaft in Persien. Wir gehen in der Geschichte nur wenig zurück und nehmen sehr interessante Sichten zum Begriff Medien zur Kenntnis: So schreibt Walter Benjamin in *Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit* (Frankfurt/Main 1966, 14): „Die Art und Weise, in der die menschliche Sinneswahrnehmung sich organisiert – das Medium, in dem sie erfolgt – ist nicht nur natürlich, sondern auch geschichtlich bedingt.“ Bei Mary Shelley lesen wir in *Frankenstein oder der Moderne Prometheus – Brief 2*: „Zwar werde ich meine Gedanken zu Papier bringen, aber das ist ein unzulängliches Medium für die Mittei-

lung von Gefühlen.“ Marshall McLuhan schreibt in *Die magischen Kanäle – Understanding Media*: „Das Medium ist die Botschaft.“ Und Hans Magnus Enzensberger vermerkt zur Rechtschreibreform, (FAZ, 26. Juli 2004, 29): „Wer sich als Herrscher über die Sprache aufspielt, hat nicht begriffen, dass es sich um das einzige Medium handelt, in dem die Demokratie schon immer geherrscht hat.“ Und die Soziologie kennt Niklas Luhmann zufolge sogar die Funktion des Geldes als Kommunikationsmedium der Wirtschaft.

Wir spüren den Bedeutungswandel des Wortes: Ohne Medien hätten wir heute keine Religion, keine Wirtschaft, keine großen Strukturen des Zusammenlebens, keine Geschichte der Religionen.

Die Zukunft 2020 hat gestern begonnen, und es gruselt uns: 2020 haben wir nach Vorhersagen der Studien das Internet der Dinge und kommunikationsfähige Sensoren überall. Ist es dann schon Smart Dust – der wachsame Staub der superkleinen, prozessorbehafteten Internet-Knötchen? Oder Molekularcomputerphysik oder -chemie? Mini-Aktoren immer mehr, bald überall, wir denken uns bereits hin zum (Alp-) Traum vom Ubiquitous Computing. Würden wir dann immer noch hoffen: „Internet macht frei?“. 2020 könnten wir das Internet auf der häuslichen Tapete haben, auf Plastiktüten, auf der Kleidung, auf der Haut (im wahrsten Sinne des Wortes wird daraus eine uns umfassende Netzhaut). Und wir fragen heute schon: Wie weit gehen wir mit den Sensoren (und ggf. Aktoren) unter die Haut? Fernbeziehungen sind schon heute die Gewinner mit Chat, Skype und eMail zum Segen der Beziehungen (normale Kommunikation zwischen Partnern findet ja eh nur 8 Min/Tag statt). Die gegenseitige Ferne – ist sie das neue soziale Konzept der Lebensgemeinschaften? Heute hören wir: „Meine WG ist meine Familie, das Internet meine Heimat“. Wir haben ja Datingbörsen für Mann und Frau, wir reden von Casual Sex und schon von der Abbildung des Offline Lebens ins Online. Wir werden körperlich Sex online machen. Wie definieren wir dann Partnerschaft? Schwer zu sagen. Wir sollten miteinander reden!

Informatiker lieben es systematisch – am Beispiel

Über all diesen furchterregenden Perspektiven – wir sind noch auf dem Boden der Gegenwart – kann ich es Ihnen nicht ersparen, die Informatik als hochkomplizierte Wissenschaft und Ingenieurskunst herauszuheben. Und sei es nur zur Rechtfertigung, dass wir Professoren brauchen, weil die Dinge sich zwar einfach anhören, aber unberechenbar kompliziert sind und erklärt und gestaltet werden müssen. Um Medien zu gestalten, beeindruckt uns wir durch eine Informatisierung derselben. Die Abbil-

dung 3 zeigt, welche technische Sicht Informatiker auf einen Film haben (müssen, um mit ihren Mitteln an der Gestaltung mitwirken zu können.)

Der Forschungsraum der Informatik ist mindestens ebenso riesig wie der der Wissenschaften, aus denen sie gewachsen ist. Recherchieren (googeln) Sie doch zum Beweis über das Internet bei unseren deutschen Hochschulen und ihrer Forschung und bei den Forschungsinstituten wie Fraunhofer, Max Planck Instituten etc.

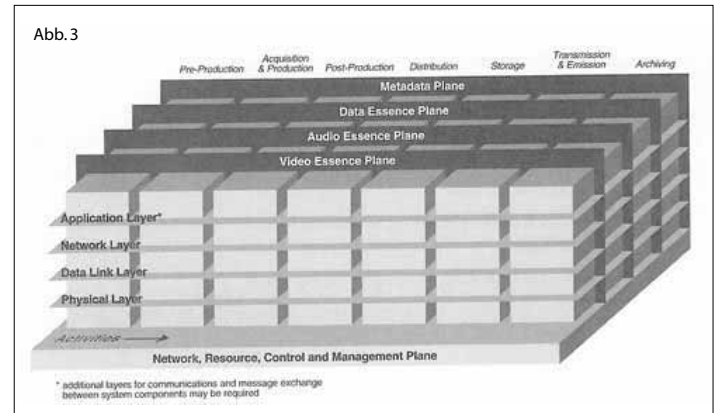
Woher kommen die Wirkungen der IKT auf gesellschaftliche Ordnung?

Kommen wir zu den Wirkungen, die zur IKT heute diskutiert werden: Das Internet kommt aus der Technikwelt und schafft mit relativ einfachen physikalischen und logischen Prinzipien Schlaues und Komplexes. Codierung und Transport von Information erfolgen, wie oben skizziert, nach relativ einfachen physikalischen und technischen Regeln. Physikalische und logische Vernetzungen erlauben Bereitstellung, Leitung und Weiterleitung von Information (codierten Signalen, Text, Bildern, Filmen, Tönen). Wie bei anderen Medien macht der sog. Content des Internets wach, müde, schlau, dumm, reich, arm, fromm, geil, freudig, traurig, ängstlich, mutig, leidend, krank, süchtig, gesund, vertreibt Zeit, fördert Gewalttätigkeit, Gehorsam, Befreiung und Anpassung. IKT macht erfolgreich, erfolglos, mächtig, ohnmächtig, lebendig und auch tot.

Der Wandel: Für den Nutzer schafft IKT viele neue Optionen: z.B. fragen wir uns, ob es bald eine neue Art gibt, zu gestalten und kreativ zu sein. Kann das nur nützlich sein? Folgt gar daraus eine neue Ästhetik? Kann der Staat helfen?

Oder für Ärzte: neue Methoden, neue Kompetenzen erforderlich? Ein neues Arzt-Patientenverhältnis? Eine neue Stellung des Arztes, neue Geldflüsse, neue Machtverhältnisse? Kann der Staat helfen? Für die alte Wirtschaft stellen sich anschließend Fragen: Wird es auf eine neue Ökonomie hinauslaufen? Wird es einen schmerzhaften Wandel der Businessmodelle geben? Für die Politik: Ist dafür eine neue Regulierung oder ist sogar die Änderung der Gesellschaft(sordnung) nötig? Oder bewegt es sich auf eine neue Gesellschaft zu, die wir noch nicht beschreiben wollen?

Wer sind die Macher? Es sind die Bereitsteller von Technik, Leitungen, Funkverbindungen, Endgeräten, Vermittlungsgeräten und Transportregeln/Protokollen. Aus gewachsenen Besitzständen entwickeln sie neuen Besitz. Es sind auch die privaten, staatlichen und kommerziellen Teilnehmer, Content-Produzenten, Händler, Makler und Konsumenten. Umgeben ist das von einem gewissen staatlichen Regulierungsrahmen und industri-



eller Etikette. Ein Beispiel zeigt, wie die Technik der Regulierung voraneilt. Google Streetview (Abbildungen von Personen, Autos und Häuserfassaden und WLAN auf den virtuellen Landkarten) gibt es schon in 20 Ländern, kein einziges hat bisher eine gesetzliche Regelung hierzu entwickelt.

Aber wem gehört das Internet selbst? Die Kontrolle bleibt in den Händen der USA (UN Weltgipfel der Informationsgesellschaft), sie betreiben ordentlich die Adressverwaltung mit 10 Root Servern, zwei sind in Europa, einer in China. Die Vereinigung ICANN darf bei der Verwaltung helfen. Nicht zu verwechseln mit den Internet „Arbeitspferden“, den ca. 60 Europäischen Internet Knoten und 28 US Amerikanischen. Irgendwie gehört es denen, die mindestens im „Besitz“ einer Domain sind. Irgendwie führt uns diese Frage nicht weiter.

Das Internet mit Informatik 2010 – wir haben Probleme!

Technische Macht und Ohnmacht der Informatik

Wir wollen nun einmal gedanklich Möglichkeiten und Grenzen gegenüber stellen und denken dabei auch an Ihren Beruf. Die Macht der Informatiker hat Grenzen, die Mittel sind oft dumm: Informatik gestaltet das Virtuelle nach dem Motto: „Alles ist möglich, jeder erhält Information überall und jederzeit, und wir sind dabei!“. Dass unsere geordnete Welt überwiegend aus künstlichen realen Beschränkungen besteht, die zu unserem Wohl optimiert werden sollen, liegt nicht im Fokus der Informatik. In der Euphorie fallen uns nur sehr einfache Mittel ein, z.B. Filtern, Sperren (der Bote hat Schuld), Löschen (Brief wegwerfen), Bildschirm/TV-Verbote für Kinder, Kinderschutzfilter, Begrenzung der online-Zeit, nicht zuletzt Strafen, wenn ein Erwachsener etwas Falsches abbildet, falsche Bilder oder Filme sammelt oder vertreibt.

Hilft Web 3.0? Der aktuelle Trend ist auch, Informationsquellen und -senken zu personalisieren, in erster Linie, damit kommerzielle oder private Anbieter und Bildungseinrichtungen uns optimal „versorgen“ können. Wenn wir in dem Zusammenhang von IT-Sicherheit und -Vertrauen reden, dann wäre es angemessen, dass wir uns nur zweckbestimmt, jeweils in Teilen, datenmäßig entblößen können. Dummerweise ist Information sowohl im Kopf als auch per Computer speicherbar, in gewisser Weise damit unsterblich. Ist sie einmal da, kann sie nur durch mächtigere Gegeninformation unwirksamer gemacht werden. Leider kann man auch damit handeln. Müssen wir uns damit abfinden?

Wenn es hart auf hart kommt, dann herrscht technische Ohnmacht: Sie drückt sich u.a. darin aus, dass die Informatik ihre eigenen Strukturen so gut kennt, dass sie in der Lage ist, ihre eigenen produktiven Heldentaten im Virtuellen immer auch zu zerstören – auf der einen Seite der angeblich sichere Wahlautomat, auf der anderen Seite der Nachweis von Hackerexperten, dass man, außer Wahlen zu fälschen, auch noch Schach damit spielen kann.

Technik an sich ist nicht per definitionem nur gut. Der Dynamik ihrer Wirkungen kann die Informationsgesellschaft nur mindestens gleiche Dynamik rund um unsere gewollten und koordinierten moralischen und ethischen Vorstellungen entgegensetzen.

Hilferufe kommen aus der Sexualmedizin: „Das unendliche, offene Internet hat viele uns betreffende Quellen von Verletzungen.“ Angenommen, wir Informatiker würden die Kompetenz des Sexualmediziners implementieren, aus der Darstellung nackter Jugendlicher diejenigen exakt oder mit gewisser Wahrscheinlichkeit herauszufiltern, die mit großer Wahrscheinlichkeit unter 14 Jahre alt sind, oder aus Szenen mit nackter Haut die zu finden, in denen ein Kind wahrscheinlich von einem Erwachsenen sexuell gequält wird – nur um den Juristen Handhabe für Verfolgung und Bestrafung zu geben – wären wir dann wirklich weiter? Wir müssten über (eventuell sogar viele kopierende Quellen) die virtuellen Orte, dann die realen Orte (der Einspeisung) finden, jede Datenquelle und den Einspeiser bekämpfen (löschen) und den Autor und den Geschäftemacher (und ggf. den Boten) verklagen, zu unterlassen und ggf. Schaden zu ersetzen. Komplexes Handeln – da fühlen wir uns noch schwach!

Was macht das Internet besonders böse?

Was ist besonders „böse“ am Internet in der Informationsgesellschaft, wen schmerzt es?

Es, das Internet, oder sie, die Informationsgesellschaft, gibt jedem, auch persönlichen Feinden und Gegnern der Gesellschaft, ein zusätzliches Kommunikations-

mittel. Das stört die Freunde und oft auch die Gegner. Die Ersteren weisen darauf hin, dass sie falsch informiert werden, und dass damit unsere Werte wie Leben, Gesundheit, Selbstbestimmung und das Wohl unserer Kinder gefährdet sind.

Eigentlich sollte es Herausforderung sein, wenn in der Informationsgesellschaft Geschäftsmodelle bewegt werden und damit Bestehendes in Frage gestellt wird. Das wird aber von den Betroffenen oft als böse empfunden und bekämpft, anstatt über flexibles Geschäftemachen in modernen Gesellschaften immer wieder nachzudenken.

Die Filter helfen, Böses leichter zu finden als je zuvor. Während früher ein gewisser Schutzfilter das Versteck „unter dem Ladentisch“ des Zeitschriftenkiosks war, ist es schwierig, im Internet jeden Kiosk überhaupt als solchen zu identifizieren, geschweige denn, juristisch einzuordnen, was sich „unter dem Ladentisch“ befindet. Aber die Suche nach allem, was „unter dem Ladentisch“ liegt, bringt reiche Früchte.

Mediale Berührungen zwischen Informatik und Sexualmedizin

Ich nehme als Informatiker in der Diskussion mit Vertretern des Faches Sexuologie und natürlich aus meiner Sicht auf Öffentlichkeit wahr, dass die Informationsgesellschaft dank ihrer neuen sozialen Räume in kritische Zustände geraten ist. Manches kann man aus der Sicht der Technikgestalter verstehen und etwas dagegen tun, bei manchen Folgen ist man erst einmal ratlos und nicht zuständig. Wir argumentieren, mediale Information und die mediale Ausprägung des Internets seien böse, denn sie verhindern den Schutz von Kindern, von Jugendlichen und Frauen (und Männern) vor sexueller Misshandlung, ja, sie können sogar zum Missbrauch anstiften. Sie stiften Menschen an zu Gewaltausübung an Schulen (Amokläufe), auf der Straße (Slapping), im Privatleben (Stalking) oder Terror (Bombenbau, Rassenhass, Aufruhr).

Medien sind aber gut, wenn sie zur Aufklärung, Beratung und sogar Therapie beitragen. Gut sind sie, wenn sie dem Opfer helfen, wenn Kirchen, Internate, Altersheime, Kliniken, Firmen mobben, prügeln, sexuelle Gewalt gegen Schutzbefohlene zulassen (Aufklärung, Beratung, Therapie). Gut sind sie auch, wenn sie dem Verbraucher helfen, Rat und Orientierung zu Medikamenten und hilfreichen Ärzten und Krankenhäusern zu finden und an Gleichgesinnte weiterzugeben. Medien können zur sexuellen Aufklärung beitragen, z.B. zum Gebrauch von Pille, Spirale, Pessar und Kondom, aber auch zur Orientierung in der Partnerschaft oder zur lehrreichen Unterhaltung von Os-

wald Kolle bis zu den „Feuchtgebieten“. Nicht vergessen sollten wir die Weiterbildung in Sexualmedizin in multi-kultureller Gemeinschaft – siehe *Wilhelm von Humboldt Stiftung* (Prof. Dr. Haeberle), unter deren Schirm ein weltweit verbreitetes Fortbildungs-/Trainingsystem betrieben wird. Wir lesen, dass früher Pädophile ignoriert und als Randgruppe abgetan wurden. Heute ist „dank“ der Medien das Problembewusstsein geschärft.

Medien machen uns auch ratlos, wenn wir an die Folgen denken: Bei der Beihilfe des Internets zu strafbaren Handlungen handelt es sich um „Moving Targets“: Wir erinnern aus 1979 die Sondernummer „Ich liebe Jungs“ der TAZ – hätte man die reale Zeitungsausgabe besser sperren, löschen sollen/können?

Viele Jugendliche fühlen sich heute wohler und befreit, dass sie im Internet sich wirksamer als in der Schule oder im Elternhaus äußern können. Was ist freie Meinungsäußerung? Muss/kann jede Äußerung „frei“ sein?

Medien sind irgendwie gut und gleichzeitig böse, wenn sie „befreite Sexualität“ behandeln. Da fragen wir uns, muss/kann jede Sexualität befreit werden?

Kinder sollen Sexualität haben, ausleben, nackt sein, darf das jedem gezeigt werden? Was ist, wenn Kinder keine nackten Gleichaltrigen im Medium finden? Finden die das komisch? Hingezogen zu jungen Männern? Pädophile waren einmal Teil der Homosexuellenbewegung.

Irgendwann, genauer bis 1969 noch, war Homosexualität strafbar, jetzt noch sexuelle Handlungen mit Jugendlichen unter 14 Jahren (2.500 bisher verurteilt). Erinnern wir die Grünen, die in NRW mal für völlige Straffreiheit von gewaltfreier Sexualität zwischen Erwachsenen und Kindern plädierten – es hagelte Proteste, die Grünen verloren die Wahl, aber welche Technik hätte das verhindert?

Manchmal denken wir auch um die Ecke: Weil der Staat Päderasten verfolgt – müssen wir, wenn wir gegen zu viel Staat sind, uns solidarisieren?

1–3% aller Männer sollen Pädophile sein – wie sehen die das Internet, anders als die anderen? Sicher kommt man (auch) mindestens mit Strategien zur Anleitung zum verantwortungsvollen Handeln weiter. Aber kann das wie die Techniken des „barrierefreien Internets“ abgehandelt werden? Also Berücksichtigung kleiner Behinderungen auf Nutzerseite? Kaum vorstellbar.

Wie sollen wir bei der Gestaltung von Belehrungen, Filtern oder Sperren von Seiten, Texten oder Bildern im Internet die feinen Unterschiede zwischen Pädophilen und Pädosexuellen (Strafrecht) herausfinden und berücksichtigen?

Sollten wir resignieren trotz Informationsgesellschaft?

Massenmedien sind sehr mächtig und stark, wenn sie Probleme aufgreifen und benennen. Leider sind sie selten als Problemlöser wirksam oder gar selbst die Lösung. Zum Beispiel wird der mediale Diskurs (über Kindesmisshandlung) auf Gruppen „außerhalb“ gelenkt (Internet). Es ist aber die Familie, die viel stärker betroffen ist! Erreichen wir die Institution Familie mit dem Internet wirklich?

Bedenklich finden wir das mit den smarten elektronischen Begleitern erzeugte Happy Slapping. Dabei werden Gewaltvideos, Prügeleien von Teenagern mit dem Mobiltelefon gefilmt und im Internet von Handy zu Handy weiter verbreitet. Beleidigung, Bedrohung, Nötigung, Körperverletzung oder Freiheitsberaubung – die Veröffentlichung und Weitergabe von Gewaltvideos ist strafbar. Aber technisch verhindern können wir das heute nicht. Der Handel mit elektronischen Medien/Datenträgern mit „bösen Inhalten“ ist gesellschaftlich geächtet oder verboten. Aber wir haben nicht immer Einfluss darauf, welche Daten unsere Rechner erreichen oder wer auf „unseren“ Datenträgern speichert. Man kann es auch der Datei, dem Datenträger und dem Datenstrom schwer ansehen. Und nicht zuletzt hat die juristisch gestützte Abmahnindustrie ganz eigene Vorstellungen von unserem Freiheitsgedanken im Internet.

Der Wettbewerb mit den Versuchungen im Internet bezüglich der Kinder und Jugendlichen geht wahrscheinlich nur über Liebe und Aufmerksamkeit und angepasste oder der Technik vorausseilende Erziehungskonzepte. Ein Erziehungskonzept könnte darin liegen, das Selbstbewusstsein des Kindes zu steigern, das hülfe ihm, sich abzugrenzen, sich zu widersetzen.

Die Internet-Benutzung ist nichts völlig Neues für unseren Umgang mit Information, aber die kriminellen Schranken dabei sind uns zu wenig geläufig.

Vision 2020 – Der neue soziale Raum

Unseren virtuellen Raum im Internet für jedes Alter gerecht zu personalisieren und den Computer und das Netz darauf automatisch Rücksicht nehmen zu lassen, das wäre eigentlich höchste Kunst. Informatik – go! Eventuell hilft bei diesem Ansatz auch als Vorbild das Staatsziel des Königreiches Bhutan, das das „Cross National Happiness“ seiner Bürger, ja, Sie haben richtig gelesen, an die oberste Stelle seiner Gesetze stellt und nicht wie wir das Brutto-Sozialprodukt? Gehen Sie doch in Gedanken einmal durch, wie „schön“ die Welt gedacht und geredet werden kann, wenn man Gesellschaftsordnungen straflos verändern dürfte.

Resümee: Das Internet ist alles andere als perfekt. Aber unsere Hoffnung 2010 ist, dass wir mit Web 2.0 die Brutto-Glücksprodukt-Chance nutzen, aus Meinungen auszuwählen und unsere eigene Meinung in dem neuen Medium sichtbar machen zu können und damit selbst Gesellschaft gestalten können!

Forschungsaufgaben, vor denen Informatiker heute stehen

Wir lesen, dass starke Machtgefälle wie zwischen Kindern und Erwachsenen zum Machtmissbrauch führen, z.B. älterer Mann gibt sozial benachteiligten Jungen Zuneigung und ein warmes Bett – und erwartet etwas dafür. Das Internet schafft trotz Distanz eine scheinbar vertrauliche Nähe zwischen Täter und Opfer. Welcher Mechanismus könnte das maschinell erkennen?

Durch meinen persönlichen Kontakt mit Prof. Dr. Klaus Beier konnte ich als Informatiker insofern zu einer besseren Welt beitragen, als ich in meinem Forschungsschwerpunkt bei den Statistikauswertungen (Betreuung von straffälligen Sexualtätern) behilflich sein konnte. Aber ein Großteil war (noch) nicht automatisierbares Expertenwissen mit sehr viel fachlichem Kontext. Wir müssen die Codierung von Wissen für die virtuelle Bearbeitung vorantreiben. Dann käme aus dem Internet präzisere Erkenntnis.

Über die Rolle der Informatik bei der Dunkelfeld-Studie lassen wir Prof. Dr. Klaus Beier am besten selbst berichten. Wir müssen anonyme Kommunikation und Vertrauen technisch weiterreiben. Apropos Vertrauen, natürlich lässt sich eine wichtige Voraussetzung für Vertrauen, dass alles, was gespeichert wird, verschlüsselt gelagert und sicher transportiert werden kann, technisch machen. Aber die Geschichte der Informatik und des Internets fing leider anders an.

An der Universität Potsdam versuchen wir unter dem Markennamen „Ambient Assisted Living“, körperliche und geistige Lebenssituationen zu verstehen und Informations- und Kommunikationstechnologien im Sinne gesundheitsförderlichen Vorgehens daran anzupassen.

Wir haben das Gefühl, dass trotz der heutigen Teilerfolge der Medizininformatik, u.a. auch mit dem „virtuellen Patienten“, noch ein weiter Weg zum „Verstehen“ vor uns liegt, damit wir das richtige Handeln implementieren können.

In einem gemeinsam mit der Charité-Sexualmedizin gestalteten Forschungsschwerpunkt Cybertherapy verfolgen wir den Ansatz, virtuelle Situationen oder simulierte Lebensabschnitte so zu gestalten, dass sie auf Verhaltensweisen von Kranken spielerisch, aber mit therapeutischer Wirkung reagieren. Informationen sind besondere Ver-

suchungen, wenn wir zu wenig wissen. Sie bestimmen unser Verhalten, das wissen wir. Wenn wir das Wissen nur aus den Informationen direkt lesen könnten – ich gerate ins Träumen und verzweifle. Wir finden, dass bisher wenige Forscher die Brücke zwischen Kognition, Interaktion und Emotion bearbeitet haben.

Was ist, wenn man kinderpornografische Bilder, Dateien hat, sieht, bewegt?

Leicht kann heute jeder, der Computer, X-Box oder ein Smartphone oder eine TV Multimedia Box betreibt, in den Bereich rechtlicher Maßnahmen kommen (§ 184b Absatz 1 StGB). Was macht Sie verdächtig? Sie haben Kinderpornographie gespeichert oder Bilder von Sex mit Minderjährigen oder Bilder, in denen Erwachsene pornographisch wirken und wie Kinder aussehen. Sie sind betroffen, auch wenn Sie meinen, dass niemand Zugriff hat. Ebenso kann Ihnen Folgendes passieren: Sie erhalten eMail oder nehmen eMail mit derartigen Inhalten an, Sie schicken solche Bilder (und Töne) an jemanden oder downloaden sie, Sie kaufen im Internet, kaufen auf Datenträger, sehen lokal an, klicken im Web, lassen sie jemanden ansehen. Sie filmen zufällig real oder Sie produzieren solche real oder virtuell oder animiert, oder Sie schneiden aus Material zusammen.

Gute und schlechte Leitbilder der Informationsgesellschaft – ausgewählte Freiheiten

Ein Problem – die Personalisierung

Kaum eines der neuen technischen Mechanismen geht so nah an unsere Haut wie die Personalisierung. Man möchte Individuum bleiben und nicht gläsern erscheinen. Wie soll das gehen, wenn doch sämtliche persönlichen Daten erfasst und verarbeitbar werden? Mit der Chance, dass uns weltweite Informationsverarbeitung personalisiert, also maßgeschneidert helfen soll, wollen wir aber ungern das Risiko tragen, unsere mentalen und physischen Konfektionsgrößen völlig freigeben zu müssen. Der Druck der Werbewirtschaft, der Produkte und Dienste steht oft gegen unser Schutzbedürfnis, der Druck der Automatisierung des Lebens, von eLearning, Staat (Steuern, Arbeit, Polizei, Politik), Verkehr, Handel, Industrie ist mächtig – zu mächtig?

Leitbilder der Informationstechnik

Die Informationsgesellschaft setzt bei ihren Gestaltern auf Leitbilder – wir nennen sie IT-Leitbilder –, von denen uns einige gute sofort ins Auge fallen: Weltweite breitbandige Erreichbarkeit von Informationen und Personen, mobile Gesellschaft, Ambient Assisted Living und neue, flexible Geschäftsmodelle, um nur einige zu nennen.

Manchmal können wir auch ausdrücken, wenn es sich um schlechte Leitbilder handelt: So finden wir für uns inszenierte Medienlügen in Form von Casting Shows (35.000 Bewerber), die vortäuschen, das Ziel der Casting Show sei der neue Weg zum beruflichen Erfolg. Allerdings: es bewerben sich zu den Shows fast so viele Jugendliche wie insgesamt Azubis auf allen Feldern in Deutschland gebraucht werden.

Ein signifikanter Nutzeranteil wird durch das Internet der Händler betrogen, süchtig und dumm, verführt, verkauft, gespielt, manipuliert oder vom Leben und Lernen abgehalten, während andere schlauer, wirksamer und gesellschaftlich kompatibel werden. Wir lesen sogar, dass Internet töten kann.

Und was die Geschäftsmodelle angeht, so lesen wir täglich über anstößige, betrügerische oder gesellschaftlich schädliche Konzepte oder sind schon Opfer geworden. Auch wenn Computerspiele, nach Aussagen eines früheren US-Präsidenten, durch Training der Reaktionsfähigkeit helfen, Kriege zu gewinnen (wobei andere Fähigkeiten unberücksichtigt bleiben), so lässt sich das nicht für Bildung in gewissem Kindesalter übertragen – alte, gewohnte, erfolgreiche Kernkompetenzen (z.B. die des Lesens) verkümmern. Und dennoch soll das Internet frei bleiben, unzensuriert!

Gute Leitbilder, erhaltenswerte Freiheiten im Allgemeinen

Die Koalitionsvereinbarung zwischen CDU und FDP im Jahre 2009 nennt gute Leitbilder der IKT: „Das Internet ist das freiheitlichste und effizienteste Informations- und Kommunikationsforum der Welt und trägt maßgeblich zur Entwicklung einer globalen Gemeinschaft bei. Die Informationsgesellschaft bietet neue Entfaltungsmöglichkeiten für jeden Einzelnen ebenso wie neue Chancen für die demokratische Weiterentwicklung unseres Gemeinwesens sowie für die wirtschaftliche Betätigung.“ Und wir lesen dort weiter: „Neue Medien gehören längst zum Alltag einer stetig wachsenden Zahl von Menschen. Deutschland ist längst in der Informationsgesellschaft angekommen. Damit die Menschen an den neuen Chancen für Meinungs- und Informationsfreiheit, Kommunikationsfreiheit sowie am wirtschaftlichen Leben im Internet

teilhaben und die Chancen der Informationsgesellschaft nutzen können, müssen wir die Weichen stellen, um eine digitale Spaltung der Gesellschaft zu verhindern. Allen Menschen Zugang zu neuen Medien zu erleichtern, ist uns dabei ein zentrales Anliegen, sowohl im Hinblick auf die Verfügbarkeit als auch auf Barrierefreiheit und Medienkompetenz. [...]“

[...] „Wir werden unsere Politik auch daran ausrichten, die gesellschaftliche Veränderung durch Internet und neue Medien positiv zu begleiten und die Lebenswirklichkeit der Mehrheit der Menschen in Deutschland zu berücksichtigen.“ Und weiter: „Wir bekräftigen, dass Recht und Gesetz im Internet schon heute und in Zukunft ebenso gelten wie überall sonst. Daher werden wir für mehr Datenschutz sowie durch eine Stärkung der IT-Kompetenz und entsprechend ausgebildetes Personal bei den Sicherheitsbehörden für eine Verbesserung der Anwendung des geltenden Rechts zur Verfolgung von Kriminalität im Internet sorgen.“

Das Grundgesetz sagt, „Die Meinungsfreiheit, auch Redefreiheit, ist das gewährleistete subjektive Recht auf freie Rede sowie freie Äußerung und (öffentliche) Verbreitung einer Meinung in Wort, Schrift und Bild sowie allen weiteren verfügbaren Übertragungsmitteln.“

Das Informationsfreiheitsgesetz beschreibt Informationsfreiheit, auch Informationszugangsfreiheit beziehungsweise Informationstransparenz und zielt auf die verfügbaren öffentlichen Quellen.

Das Grundrecht auf Kommunikationsfreiheit beruht auf Art. 5 Abs. 1 des Grundgesetzes. Der Absatz lautet: „Jeder hat das Recht, seine Meinung in Wort, Schrift und Bild frei zu äußern und zu verbreiten und sich aus allgemein zugänglichen Quellen ungehindert zu unterrichten. Die Pressefreiheit und die Freiheit der Berichterstattung durch Rundfunk und Film werden gewährleistet. Eine Zensur findet nicht statt.“

Die Kommunikationsfreiheit ist somit die Grundlage für Meinungsfreiheit (Art. 5 Absatz 1 Satz 1 GG), Informationsfreiheit (Art. 5 Absatz 1 Satz 1 GG) und Medienfreiheit (Art. 5 Absatz 1 Satz 2 GG). Die Informationsfreiheit lässt sich wiederum in die Rezipientenfreiheit und die Informationstransparenz aufteilen. Rezipientenfreiheit ist das Recht, sich aus allgemein zugänglichen Quellen ungehindert zu informieren. Sie wird im Kontext von Gesetzen zur Informationsfreiheit geregelt und zählt üblicherweise zu den Grundrechten.

Die Medienfreiheit gliedert sich in die Bereiche Pressefreiheit, Rundfunkfreiheit, Filmfreiheit. Pressefreiheit bezeichnet das Recht von Rundfunk, Presse und anderen (etwa Online-)Medien auf freie Ausübung ihrer Tätigkeit, vor allem das unzensurierte Veröffentlichen von Informationen und Meinungen. Die Pressefreiheit soll die freie Meinungsbildung gewährleisten.

Die Rundfunkfreiheit umfasst alle Darbietungen in Wort, Ton und Bild, Berichterstattung, Meinungsäußerung, aber auch Sendungen mit unterhaltendem Charakter. Sie beinhaltet ferner die Freiheit, der Öffentlichkeit Information durch physikalische, insbesondere elektromagnetische Wellen zu übermitteln und somit die freie und umfassende Meinungsbildung durch elektronische Medien zu schützen. Schutzgegenstand der Filmfreiheit ist der Film als Abfolge bewegter Bilder. Geschützte Verhaltensweisen sind alle zur Herstellung und Verbreitung des Films gehörenden Aktivitäten. Grundrechtsträger sind die Filmschaffenden, also jene Personen, die mit dem Medium Film von den Vorarbeiten bis zur Ausführung befasst sind.

Neben der politischen Willensbildung durch Wahlen und Abstimmungen gibt das Grundgesetz der Bildung der öffentlichen Meinung und der Vorformung des politischen Willens durch die organisierten Gruppeninteressen, z. B. durch Verbände und Parteien, Raum. Solche organisierten Interessen und Parteien sind notwendige Faktoren demokratischer Willensbildung. Im Speziellen liest man im § 184b StGB zu Verbreitung, Erwerb und Besitz kinderpornographischer Schriften:

- ◆ (1) Wer pornographische Schriften (§ 11 Abs. 3), die sexuelle Handlungen von, an oder vor Kindern (§ 176 Abs. 1) zum Gegenstand haben (kinderpornographische Schriften), verbreitet, öffentlich ausstellt, anschlägt, vorführt oder sonst zugänglich macht oder herstellt, bezieht, liefert, vorrätig hält, anbietet, ankündigt, anpreist, einzuführen oder auszuführen unternimmt, um sie oder aus ihnen gewonnene Stücke im Sinne der Nummer 1 oder Nummer 2 zu verwenden oder einem anderen eine solche Verwendung zu ermöglichen, wird mit Freiheitsstrafe von drei Monaten bis zu fünf Jahren bestraft.
- ◆ (2) Ebenso wird bestraft, wer es unternimmt, einem anderen den Besitz von kinderpornographischen Schriften zu verschaffen, die ein tatsächliches oder wirklichkeitsnahes Geschehen wiedergeben.
- ◆ (3) In den Fällen des Abs. 1 oder des Abs. 2 ist auf Freiheitsstrafe von sechs Monaten bis zu zehn Jahren zu erkennen, wenn der Täter gewerbsmäßig oder als Mitglied einer Bande handelt, die sich zur fortgesetzten Begehung solcher Taten verbunden hat, und die kinderpornographischen Schriften ein tatsächliches oder wirklichkeitsnahes Geschehen wiedergeben.
- ◆ (4) Wer es unternimmt, sich den Besitz von kinderpornographischen Schriften zu verschaffen, die ein tatsächliches oder wirklichkeitsnahes Geschehen wiedergeben, wird mit Freiheitsstrafe bis zu zwei Jahren oder mit Geldstrafe bestraft. Ebenso wird bestraft, wer die in Satz 1 bezeichneten Schriften besitzt.

- ◆ (5) Die Absätze 2 und 4 gelten nicht für Handlungen, die ausschließlich der Erfüllung rechtmäßiger dienstlicher oder beruflicher Pflichten dienen.
- ◆ (6) In den Fällen des Absatzes 3 ist § 73d anzuwenden. Gegenstände, auf die sich eine Straftat nach Absatz 2 oder Absatz 4 bezieht, werden eingezogen. § 74a ist anzuwenden.

Visionen der Informatik für 2020 – Handlungsbedarf Sexualmedizin

Was Informatiker u.a. für 2020 orakeln

Internet 2010 – Informationsgesellschaft 2020 ist der Titel dieses Beitrags. Informatiker beschreiben die Zukunft, indem sie Fragmente ihrer innovativen Techniken weiterdenken. Beginnen wir beim Weiterdenken des Web 2.0: Unsere privaten und beruflichen Communities des Web 2.0 werden dank besserer Filterung im Internet ausgeprägter. Wir erhalten für jeden Zweck immer aktuelle Themen-, Kommunikations- und Interessengruppenlisten. Wir beginnen, Vertrauenswürdigkeit und gesellschaftliche Verträglichkeit in der Informationsverarbeitung automatisch zu berücksichtigen. Für unsere Meinungsbildung, Problemlösungen, Diagnosen, Therapieansätze oder Wahlentscheidungen werden automatisch Argumente aus zertifizierten Publikationen und Wissensdatenbanken oder Datenbanken des kulturellen Erbes zusammengeführt und ggf. Widersprüche analysiert.

Zum Vertrauen zu wissenschaftlicher Dokumentation werden wir ein striktes Monitoring des fachlichen Fortschritts (Newsletter, Fachartikel, Filme, Archive, gesellschaftliche Umgebung) haben. Wissensdatenbanken erreichen das 2.0 Stadium (interaktives Nehmen, Prüfen und Geben von Daten).

Im Internet der Dinge (alle unser Leben begleitenden Gegenstände erhalten eine Internetadresse) erlauben es Sensoren, verbunden mit intelligenter Mustererkennung, immer mehr Umgebung und Kontext für die vernetzte Bearbeitung zu erfassen. Allerdings bleibt der sog. Smart Dust in Harmonie mit Bluttransport und Neuronenaktivität noch Vision. Aber immerhin – die ersten Interface Module für Neuronen – Brücken des Virtuellen in unsere Realität gehen in den eHealth Einsatz.

Zur automatischen Berücksichtigung des jeweiligen Kontextes gehört auch die Erfassung unserer Befindlichkeiten. Die virtuelle Personalisierung schreitet voran, wir werden elektronische Portfolios für Kompetenz, Konsum und Gesundheit haben – die Schufa und Elena haben wir ja

schon heute, und wir werden mehr Antworten zur Frage: „Wem ‚gehören‘ eigentlich unsere eigenen Daten?“ benötigen. Dozenten und Studierende haben sich an Blended eLearning gewöhnt (Präsenz + Dokument + Groups + Wiki + Forum + FAQ + Glossar + Tests + Zertifikat + Belohnungen + standardisierte Lernbrocken). Auch dabei kommen die Portfolios für den persönlichen Bildungsstand zum Tragen. In zahlreichen Anwendungsgebieten kommen automatisierte Prozessmodule zum Einsatz – wir können mehr und mehr Anwendungssoftware als Services direkt laden und konfektionieren. Sicher werden wir auch einen neuen Begriff für Grid- oder Cloud Computing finden. Der Wert therapeutischer Spiele, Charakterführungsinstrumente, von anderen früher verspottet als Instrumente zur Gehirnwäsche, kann sich dank umfangreicherer Berücksichtigung von Kontext entfalten.

Das Internet wird noch präsenter sein als heute auf Displays und Monitoren. Es wird direkt auf unseren Hauswänden und Innentapeten erscheinen. Seien es nun Beleuchtung, Farbe, Dunkelheit oder Information, Kommunikation, Wegführung, Information oder Unterhaltung – aus Flachdisplay-Fenstern werden Endlosmedien. Und natürlich sprechen wir mit der Bildertapete in den endlosen sozialen und kommerziellen Raum des Internets. Und natürlich erleben wir, dass die Wissensgesellschaft Experimentierfeld für eine jeweils neue Rechtsprechung, für neue Geschäftsmodelle und für neue soziale Modelle bleiben wird. Leider gilt aber auch 2020 noch das „nacheilende Prinzip“ der Gesellschaft bei der Bewältigung des technischen Fortschritts, der weiterhin im Virtuellen stattfindet und aus demselben geschöpft wird.

Handlungsbedarf Sexualmedizin

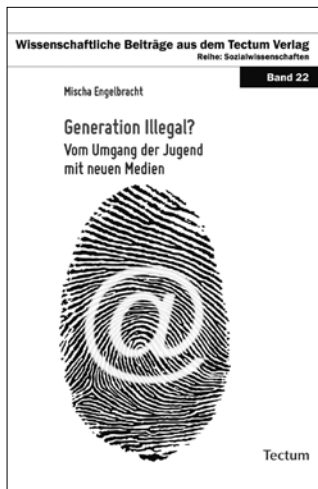
Die 34. Jahrestagung für Sexualmedizin mit dem Titel „Internet und neue Medien – Chancen und Risiken der Sexualmedizin“ des Jahres 2010 ist ein Impuls, den Handlungsbedarf abzuleiten, bewusster zu machen und zu präzisieren. Sie widmet sich in den Leitvorträgen dem Spektrum und Nutzen der Internet Sexualität, Dating und Social Network Plattformen, paraphilen Inhalten im Internet, Nutzern von Kinderpornografie im Dunkelfeld, neurobiologischen Grundlagen sexueller Impulse und Behandlung von Appetenzstörungen.

In den Workshops werden u.a. perfekte Körper, sexuelle Vorlieben und Internet, Diagnostik und Therapie von Fertilitätsstörungen, Sexsucht, Diagnose und Differentialdiagnose, virtuelles Fremdgehen und Cybersex, Geschlechtsidentitäts-Störungen und Dissexualitätstherapie diskutiert. Die Roundtables behandeln übergreifend Bestandsaufnahmen von Technologien und eHealth Einordnungen und Perspektiven der Sexualmedizin bis hin zu rechtlichen Positionen.

Werden wir Dank Informatik eine andere Gesellschaft in 2020 haben? Ja! – und wir werden wie heute im ganz normalen Konflikt zwischen faktenschaffenden Technologien, unserer Konsum/Unterhaltungs (Provider)-Gesellschaft und Erwerbs- oder Lebensbewältigungsgesellschaft stehen und wieder tagen! Der Titel der Tagung könnte dann vielleicht lauten: „Sexualmedizin und der Beitrag der Informatik zum Brutto-Glücksprodukt Europas“. Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.

Autor

Prof. Dr.-Ing. Klaus Rebensburg, Technische Universität Berlin, tubIT Service Center, Straße des 17. Juni 136, 10623 Berlin, mail: klaus.rebensburg@tu-berlin.dei



Mischa Engelbracht, **Generation Illegal? Vom Umgang der Jugend mit neuen Medien**

Tectum Verlag 2009, 162 Seiten, ISBN 978-3-8288-2054-8, Paperback, Preis: 24,90 €

„Generation Illegal“ – ein provokanter Titel in Bezug auf die heutige Jugend? Junge Menschen wachsen gegenwärtig in einer von interaktiven und virtuellen Medien geprägten Gesellschaft auf. Besonders Handys, Computer, E-Mail und Internet sind längst selbstverständliche und zum Teil notwendige Alltagserscheinungen für Jugendliche geworden. Dieses Buch gibt einen Überblick über die vielfältigen Möglichkeiten der neuen Medien, den Medienumgang der Jugend, sowie den daraus resultierenden Chancen und Risiken. Daneben befasst sich Mischa Engelbracht mit den Gefahren spezifischer Anwendungen, z.B. Communitys wie „SchülerVZ“, illegalen Inhalten von Handys oder dem „Web 2.0“, wobei auf pädagogische, aber auch rechtliche Aspekte verwiesen wird. Eine komparativ-vergleichende Studie zur Thematik „Neue Medien“ an einer Gesamtschule rundet den Band ab.



Doris Allhutter, **Dispositive digitaler Pornografie: Zur Verflechtung von Ethik, Technologie und EU-Internetpolitik**

Campus Verlag 2009, 315 Seiten, 19 Abbildungen, Paperback, EAN 9783593388588, Preis: 34,90 €

Durch die Verbreitung der neuen Medien ist Pornografie Teil der Massenkultur geworden. Doris Allhutter analysiert die Herstellung und Verbreitung pornografischer Inhalte über das Internet und verknüpft die technologischen Aspekte mit den ethischen und politischen Diskussionen zu diesem Thema.

Auszug: „Wenn Pornografie, bestimmte pornografische Genres oder bestimmte pornografische Repräsentationen als sexistisch und menschenverachtend, als subversiv und lustvoll erachtet werden, kann dies sicherlich nicht als unabhängig von den Produktionsverhältnissen, aus denen sie hervorgehen, betrachtet werden. Eine (positive oder negative) Kritik von Repräsentationen oder deren Wirkungen kann sich aber nicht – wie oft versucht wird – allein aus dieser Sichtweise argumentieren. In meiner Arbeit habe ich versucht, den Spuren, die gesellschaftliche Verhältnisse in den Artefakten und ihren Herstellungs-, Verbreitungs- und Aneignungspraktiken hinterlassen, nachzugehen. Diese Spurensuche verliert das Gesamtbild nicht aus den Augen, sondern soll zeigen, wie unspektakulär jede Praktik für sich agiert und wie sich gleichzeitig im Zusammenwirken wissenschaftlicher, kultureller, soziotechnologischer und politischer Praktiken realitätsmächtige Herrschaftsstrukturen reproduzieren.“



Schetsche, Michael / Schmidt, Renate-Berenike (Hg.), **Sexuelle Verwahrlosung Empirische Befunde – Gesellschaftliche Diskurse - Sozialethische Reflexionen**

VS Verlag 2010, 281 Seiten, 8 Abbildungen u. 12 Tabellen, broschur, ISBN: 978-3-531-17024-4, Preis: 24,95 €

Der Band erfüllt drei Aufgaben: Erstens soll aus sozialwissenschaftlicher Perspektive ein kritischer Blick auf frühere und aktuelle Debatten zu sexualmoralischen und sexualpolitischen Problemlagen, namentlich im Kontext des Kinder- und Jugendschutzes, geworfen werden. Zweitens soll der aktuelle Stand der empirischen Forschung zum Sexualverhalten von Heranwachsenden und jungen Erwachsenen dokumentiert, diskutiert und fortgeschrieben werden. Drittens schließlich sollen auf Basis der empirischen Befunde und theoretischen Überlegungen grundlegende sozialethische Reflexionen zum Verhältnis Sexualität und Moral sowie Individuum und Gesellschaft angestellt und befördert werden. Das Buch versteht sich dabei ausdrücklich als ebenso wissenschaftlich-sachlicher wie kritisch-reflexiver Beitrag zur aktuellen Debatte über die Gefahren der ‚sexuellen Verwahrlosung‘ in unserer Gesellschaft.

Internet und neue Medien: Perspektiven für die Sexualmedizin

Klaus M. Beier, Laura F. Kuhle

Internet and the new media: Perspectives for Sexual Medicine

Abstract

The use of computers for access to the Internet and for games has increased tremendously during the last years. About 71% of all Germans, and 98% of German adolescents, currently use the Internet (Medienpädagogische Forschungsverbund Südwest, 2009). More than one-third of the male and one-fourth of the female population play computer, console or Internet games (Thomas & Stammermann, 2007), such as "Miss Bimbo" or "Second Life".

Given this high rate of acceptance and the apparently common handling of these new communication possibilities and techniques, the question arises as to their application for informing users about sexual health and for sexual medical diagnostics and therapy.

One possible application is "therapeutic games" which communicate sexual educational and therapeutic content playfully. Implementations in this direction already exist, for example, games which target preventive education in regard to HIV/AIDS (Wilder, Schoech, 2002) or the overcoming of examination fear (Lisetti, Pozzo, Lucas, Hernandez, Silverman, Kurtines, Pasztor, 2009).

On-/offline programs are thinkable which present sexual education or information about chronic diseases and their impact on sexuality and partnership. Avatars which represent individual sexual fantasies could be useful for the diagnostic assessment of sexual preference disorders. As part of their therapy, patients whose disordered sexual preference poses a potential threat to others could practice controlling their behavior in various simulated situations.

A further development could be the genesis of a constantly retrievable therapeutic avatar in collaboration with the real life therapist.

Keywords: Therapeutic games, therapeutic avatar, sexual education, sexual medical diagnostics

Zusammenfassung

Die selbstverständliche Nutzung des Computers für den Zugang zum Internet und zum Spielen ist in den letzten Jahren enorm gestiegen. Rund 71% aller Deutschen, davon 98% aller Jugendlichen nutzen das Internet (Medienpädagogische Forschungsverbund Südwest, 2009). Mehr als ein Drittel der männlichen und etwa ein Viertel der weiblichen Bevölkerung nutzen Computer-, Konsolen- und Internetspiele (Thomas & Stammermann, 2007), wie zum Beispiel „Miss Bimbo“ oder „Second Life“.

Aufgrund dieser Bedeutung und dem scheinbar selbstverständlichen Umgang mit neuen Kommunikationsmöglichkeiten und -techniken liegt ihr Einsatz im Sinne einer Informationsverbreitung zum Thema *Sexuelle Gesundheit* nahe. Ebenso wäre eine Nutzung in der sexualmedizinischen Diagnostik oder zu therapeutischen Zwecken denkbar.

Eine Anwendungsform könnten „therapeutic games“ sein, in denen sexualpädagogische und therapeutische Inhalte spielerisch vermittelt werden. Umsetzungen in dieser Richtung sind bereits vorhanden und zielen beispielsweise auf die präventive Aufklärung zu den Gefahren von HIV/AIDS ab (Wilder, Schoech, 2002) oder auf die Überwindung von Prüfungsangst ab (Lisetti, Pozzo, Lucas, Hernandez, Silverman, Kurtines, Pasztor, 2009). Perspektivisch sind Programme denkbar, in denen on-/offline sexualpädagogisches Wissen im Bereich der Aufklärung oder zu den Auswirkungen von chronischen Erkrankungen auf Sexualität und Partnerschaft erläutert wird. Zur diagnostischen Einschätzung bei sexuellen Präferenzstörungen wären selbstmodellier- und steuerbare Avatare zur Abbildung individueller sexueller Fantasien hilfreich. In einer therapeutischen Anwendung bei Personen mit potentiell fremdgefährdender Präferenzstörung könnte in verschiedenen simulierten Situationen Verhaltenskontrolle eingeübt werden. Eine Weiterführung wäre die Genese eines stets abrufbaren Therapeuten-Avatars in Rückkopplung mit dem eigenen realen Therapeuten.

Schlüsselworte: Therapeutische Spiele, Therapeuten-Avatar, Sexuaufklärung, sexualmedizinische Diagnose

Bedeutung neuer Kommunikationstechnologien

Bedenkt man die enorme Verbreitung des Internets in Deutschland (57,51 Mio. Internetuser; 72,8% der deutschen Haushalte verfügen über Computer), dann liegt es nahe, hierin zunächst die Vorteile für Informationsverbreitung auch zum Thema *Sexuelle Gesundheit* zu sehen (Hüsing, 2010, Statistisches Bundesamt, 2007).

98% der 12 bis 19-Jährigen haben im Jahr 2009 Internetzugang im elterlichen Haushalt, den ganz persönlichen Anschluss im eigenen Zimmer davon fast 54%. Dabei hängt die tägliche/mehrmals wöchentliche Nutzungshäufigkeit mit dem Bildungsgrad zusammen: Sie liegt bei Gymnasiasten und Realschülern höher (93% und 90%) als bei den Hauptschülern (84%). Die durchschnittliche Nutzungszeit liegt mit 134 Minuten bei über 2 Stunden (Medienpädagogische Forschungsverbund Südwest, 2009).

Am beliebtesten sind bei Jugendlichen die verschiedenen Kommunikationsmöglichkeiten im Netz. Ganz vorne liegt der Austausch via Instant Messenger. Unter Instant Messaging versteht man eine sofortige Nachrichtenübermittlung. Es handelt sich um einen Dienst, der es ermöglicht, mittels einer Software, dem Instant Messenger, in Echtzeit mit anderen zu kommunizieren. Dabei werden kurze Textzeilen über ein Netzwerk, wie das Internet, an den Empfänger geschickt. Diese können unmittelbar beantwortet werden, was eine direkte Rückkopplung ermöglicht. Da die Nachrichten an gezielte Personen übermittelt werden und nicht an eine diffuse Masse, handelt es sich beim Instant Messaging um eine interpersonale Kommunikationsform (Rössler, 2005). Die erste dafür genutzte Software (ICQ) wurde vom Unternehmen Mirabilis im Jahre 1996 entwickelt (Kessler, 2008). Im Jahre 2009 nutzten 71% der Jugendlichen eben diese Instant Messenger. Hiernach kommt die Kommunikation über Email (55%) und 28% halten sich am liebsten in Chat-Rooms auf (Medienpädagogische Forschungsverbund Südwest, 2009).

Auch als Informationsquelle verwenden junge Menschen das Online-Medium gerne und oft. 77% recherchieren mit Hilfe von Suchmaschinen nach Themen, die sie persönlich interessieren bzw. schul-, berufs- oder ausbildungsrelevant sind (34%). Beim Vergleich der Geschlechter führen in diesen Aktivitäten fast ausnahmslos die Jungen, bei den Recherchen zu Ausbildung und Schule und dem Versenden von E-Mails die Mädchen. Hinsichtlich der Nutzung von Chat-Rooms sind die Zahlen ausgeglichen (Medienpädagogische Forschungsverbund Südwest, 2009).

Web 2.0 dient seit 2004 als Bezeichnung für die neueren Entwicklungen des Internets, welche es im Grunde jedem Benutzer ermöglicht, Inhalte zu erstellen, zu veröffentlichen und diese interaktiv zu bearbeiten (Kilian, Hass, Walsh, 2008). Etwa ein Viertel der Jugendlichen sind im Web 2.0 angekommen, haben Freude daran, täglich/mehrmals pro Woche bestimmte Seiten selbst mitzugestalten und stellen regelmäßig selbst generierte Inhalte online. Dazu zählen unter anderem Einträge in Newsgroups oder Foren, das Einstellen von Fotos/Videos und Musik-/Sound-Dateien und Verfassen von Weblogs (Medienpädagogische Forschungsverbund Südwest, 2009).

Gemessen an den bis heute unerreichten Zielen der vor knapp 80 Jahren gegründeten Weltliga für Sexualreformen, wäre es verlockend, diese neuen Technologien zu nutzen, um ebendiese auch zu erreichen.

Hauptprogrammpunkte der Liga für Sexualreformen von 1928 (Auszüge)

- ◆ Gleiche Rechte und Pflichten für Männer und Frauen hinsichtlich ihres sexuellen, aber auch ihres politischen und ökonomischen Lebens
- ◆ Systematische Erziehung in biologischen Fragen der Sexualität, besonders hinsichtlich der Geschlechtskrankheiten, der Masturbation und der Enthaltbarkeit.
- ◆ Eine gesunde Einstellung gegenüber der Sexualität zu fördern, einschließlich einer Vermittlung von Kenntnissen über gesundes Sexualleben, die nicht von Schuldgefühlen belastet ist
- ◆ Angemessenes wissenschaftliches Verständnis für Varianten der sexuellen Konstitution (Intersexualität) und eine entsprechend rationale Einstellung, beispielsweise gegenüber homosexuellen Männern und Frauen

Aus heutiger Sicht wäre es anstrengenswert, ein in diesem Sinne erweitertes Verständnis von Sexualität bzw. deren Multifunktionalität mit integrierter Lust-, Fortpflanzungs- und Beziehungsdimension zu kommunizieren. Dazu gehört ebenfalls die überindividuelle Bedeutung von Bindung zu erschließen, das Spektrum der Erscheinungsformen menschlicher Sexualität zu vermitteln und das Selbstvertrauen zu einer selbstbestimmten Gestaltung von sexuellen und partnerschaftlichen Beziehungen zu fördern.

Internetangebote für Kinder

Im Bereich des „e-learning“ sind längst frontale Lehrangebote für Kinder und Jugendliche entwickelt worden, die versuchen, Lerninhalte über Computerpräsentationen zu vermitteln.

Ein Beispiel hierfür sind Aufklärungsbemühungen für Kinder zu den Gefahren von HIV und AIDS, sowie Handlungsanleitungen für Situationen, in denen sie in Kontakt mit dem Virus kommen könnten (vgl. Abb. 1). Die Lernmodule und das mit ihnen vermittelte Wissen wurden an die kognitiven Kompetenzen verschiedener Altersgruppen angepasst (6 bis 9-Jährige und 9 bis 12-Jährige (Wilder & Schoech, 2002).

Im Grunde wird die Aufmerksamkeit für das eigene Wohlbefinden gefördert und für HIV-/AIDS durch Vermittlung eines Krankheitskonzeptes dargelegt, wodurch man ggf. krank werden kann und wie man sich schützen kann. Mit einfachen Animationen sind die Lerninhalte interessanter aufbereitet und nach den ersten Evaluationen werden die Programme von den Kindern, den Erziehern bzw. Lehrern und auch den Eltern als hilfreich empfunden. Der Vergleich von Pre- und Post-Testmessung ergab, dass in der Gruppe der 9 bis 12-Jährigen ein deutlicher Lernerfolg nachweisbar war. Die erfolgreich vermittelten Lerninhalte waren zum Beispiel Wissen zur Definition von HIV/AIDS, sowie zu Übertragungswegen und zum sicheren Umgang mit Risikosituationen. Die Evaluation des Programms zielte auf die Überprüfung der Wissensvermittlung ab. Aufgrund fehlender Nachuntersuchungen konnte nicht belegt werden, dass es auch zu nachhaltigen Verhaltensänderungen gekommen ist, etwa im Zusammenhang mit der Risikoeinschätzung von gemeinsamer Toilettenbenutzung oder sozialer Kontakte mit HIV-Infizierten (Wilder, 1995).

Internetangebote für Jugendliche

Die vorliegenden Studiendaten machen deutlich, dass im 12. Lebensjahr der Konsum pornographischer Bilder bei Jugendlichen wächst. Im Alter von 11–13 Jahren haben bereits 42% der Jugendlichen pornographische Bilder gesehen, bei den 14 bis 17-Jährigen sind es 79%. Insbesondere die Jungen finden sie erregend (57%) und meinen, sie könnten dabei etwas lernen (47%), während bei den Mädchen die Vorbehalte überwiegen. 8% der Jungen und 1% der Mädchen konsumieren regelmäßig und 35% der Jungen geben zu, „hin und wieder“ zu konsumieren. Über ein Drittel der Jugendlichen surft aktiv entsprechende Seiten im Internet an und etwa ein Viertel hat porno-

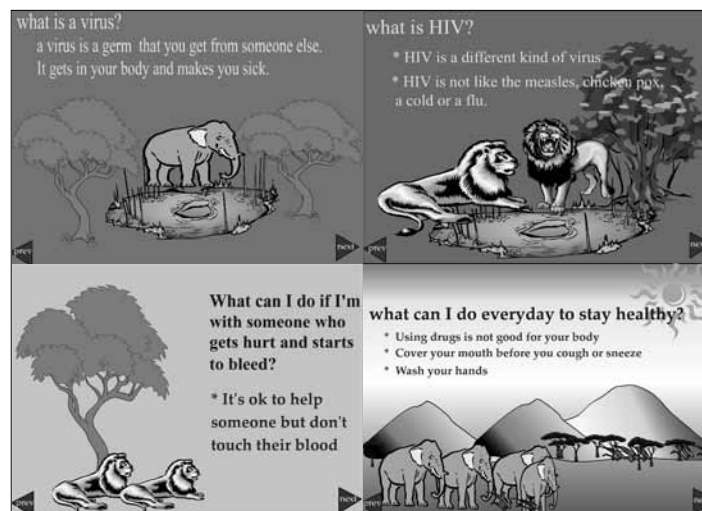


Abb. 1 Präsentation der Lerninhalte für 6 bis 9-Jährige, Quelle: „HIV and AIDS: What Kids want to know“ unter <http://www3.uta.edu/sswtech/hivaids/module6-9.html>

grafische Bilder auf dem Handy gesehen. Die Hälfte der Jugendlichen konsumiert Pornografie mit Freunden, nur 33% schauen allein (Bauer Media Group, 2009).

Im Internet sind diese Bilder für Jugendliche extrem leicht zugänglich. Die Internetplattform „YouPorn“ zum Austausch pornographischer Videos verifiziert das Alter seiner Besucher nur über eine Warnung, dass nachfolgende Inhalte nur von über 18-Jährigen konsumiert werden dürfen. Lediglich das Anklicken der Kenntnisnahme dieser Warnung ermöglicht einen uneingeschränkten und freien Zugang. Dabei ist offensichtlich, dass in diesen leicht verfügbaren pornografischen Abbildungen und Filmen Geschlechtsrollenbilder vermittelt werden, die der Realität in keiner Weise entsprechen.

So wundert es auch nicht, dass angebotene Spiele für Jugendliche im Netz diese Verzerrungen fortschreiben und dennoch die Zielgruppe erreicht wird. Spiele, die sinnvolle sexualedukative Inhalte einweben, finden sich kaum, so dass derzeit Chancen einer altersgerechten und lebensphasisch orientierten Sexualaufklärung kaum genutzt werden.

Ein gutes Beispiel hierfür ist das Online-Modespiel „Miss Bimbo“, das sich an weibliche Jugendliche richtet. Jede Spielerin kreiert sich einen eigenen, veränderbaren „Avatar“. In „Bimbo City“ hat die Spielerin dann die Möglichkeit, ihr Äußeres zu optimieren (bis hin zur Schönheits-Op), reiche Partner/Freunde zu finden, Mode- und Schönheitswettbewerbe zu gewinnen, das Wohlbefinden zu steigern, Wohneigentum zu erwerben, aber auch Berufsausbildung und Jobs zu organisieren und sich über den Besuch von Bibliotheken IQ-Punkte zu ergattern.

Die Bildfolge unter Abb. 2 zeigt einige der Möglichkeiten der eigenen Spielfigur: ihre Einkleidung, den Gang durch die Stadt mit Besuch von Immobilienfirma, Bank

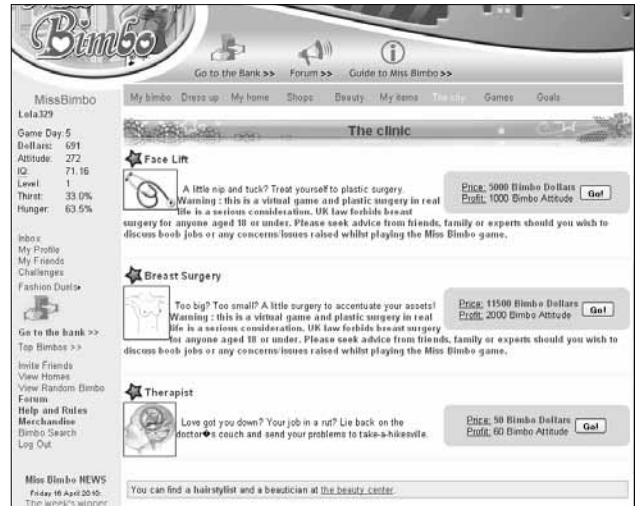
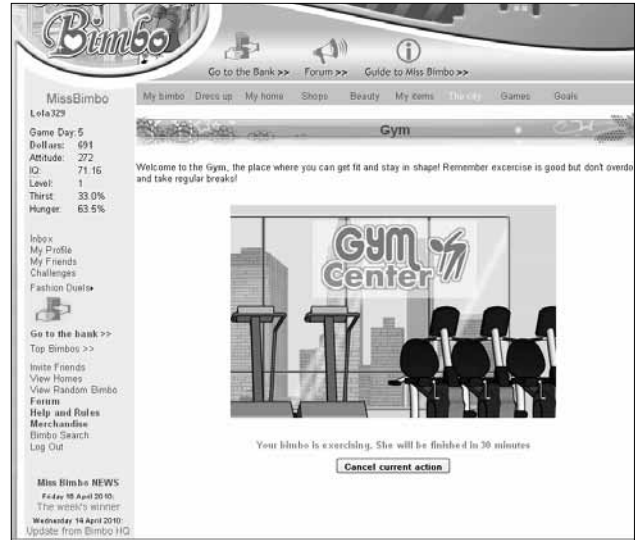
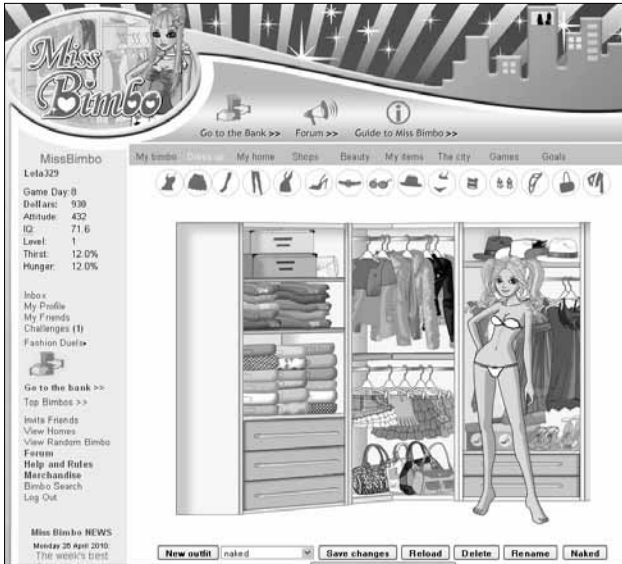


Abb. 2 Spiel-Interfaces bei „Miss Bimbo“, Quelle: Online-Spiel „Miss Bimbo“ unter <http://www.missbimbo.com>

und Club, Fitness-Center, Arbeitsamt und Supermarkt, Boutique, Schönheitssalon und Zoohandlung bis hin zur Klinik. Über das Arbeitsamt können Berufsausbildungen und Jobs vermittelt werden, die dann zur Einnahme von „Bimbo-Dollar“ (Zahlungsmittel) führen. In der Bank kann auch reales Geld eingezahlt werden, um „Bimbo-Dollar“ zu erwerben. Diese wiederum können zur Verbesserung des äußeren Erscheinungsbildes, zur Finanzierung eines Haustieres, der eigenen Wohnung, sowie zur Haushaltsführung eingesetzt werden.

Prozentzahlen auf der Startseite zeigen der Spielerin an, auf welchem Niveau der Flüssigkeits- und Nahrungsaufnahme sie sich befindet; dadurch wird ggf. Handlungsbedarf signalisiert. Die Intelligenz einer Spielfigur ist am Anfang des Spieles auf 70 IQ-Punkte festgesetzt, welche dem Bereich der Minderbegabung entsprechen. Die Spielerin hat die Möglichkeit, durch Bibliotheksbesuche und das erfolgreiche Bestehen von Spielen ihren Intelligenzquotienten zu erhöhen. Nur nebenbei sei angemerkt, dass dies nicht im Einklang steht mit der Definition von Intelligenz, die sich eben nicht nur an dem bildungsabhängigen Kenntnisstand bemisst. Von den IQ-Punkten der Spielfigur ist die Verfügbarkeit von Berufen und ihrer entsprechenden Gehälter abhängig. In der Klinik wiederum können Schönheitsoperationen gekauft werden. Ein Brustaufbau schlägt mit 11500 Bimbo-Dollars zu Buche. Im Vergleich dazu ist der Anreiz zum Psychologen zu gehen und auf diesem Wege die eigene Zufriedenheit zu steigern viel größer, da dies mit lediglich 50 Bimbo-Dollar berechnet wird.

Hinsichtlich der Kontaktabnahnung zum anderen Geschlecht gibt es bei „Miss Bimbo“ eingebaute Spielmöglichkeiten wie „french kiss“. Inhaltlich geht es darum, so viele Männer wie möglich zu küssen. Fragwürdig an dieser Stelle ist das Rollenmodell, welches damit heranwachsenden Frauen vermittelt wird (<http://www.missbimbo.com>). Insofern ist eine erste Kritik schnell zu formulieren, indem man bemängelt, dass ein falsches Schönheitsideal propagiert wird und fragwürdige Werte und die Option, über kosmetische Eingriffe das Äußere zu optimieren, vermittelt werden. Ein Kommentar einer Spielerin macht deutlich, dass es vor allem um Wohlbe-finden geht:

„Alles, was dich grinsen lässt, bringt dich voran, die Typen, das übertriebene Shoppen. Im Spiel tun Konsequenzen nicht weh. Im Spiel kannst du tun, wofür dir in der Realität die Zeit, der Freundeskreis, das Alter, das Geld fehlt“ (http://forum.gofeminin.de/forum/f103/_f3025_f103-Miss-Bimbo.html).

Andererseits betont sie, dass es nicht um die Schönheitsoperationen an sich geht, sondern wie im wahren Leben um finanzielle Möglichkeiten:

„Du musst deine Ausbildung machen. Die wird – wie es eben überall ist – saumäßig bezahlt. Du brauchst einen Job, kriegst ihn nicht gleich. Du willst dich verlieben, findest niemanden. Du kannst einen Hund oder eine Katze adoptieren, die zu halten ist echt schwer“ (http://forum.gofeminin.de/forum/f103/_f3025_f103-Miss-Bimbo.html).

Man wird sich aber auch fragen müssen, ob nicht der Mangel an (Spiel-)Alternativen den Zugriff auf derartige Spielangebote begünstigt und es deshalb erforderlich wäre, dem etwas Sinnvolles entgegzusetzen.

„Gamer“ in Deutschland

„Gamer“ sind Menschen, die irgendeine Form von Computer-, Konsolen- und Internetspielen nutzen (Medienpädagogische Forschungsverbund Südwest, 2009). Nach Ergebnissen der IBM und der Universität Bonn sind das 40% der Männer und 25% aller Frauen der deutschen Bevölkerung im Alter von 14 bis 69 Jahren (Thomas & Stammermann, 2007). Zu einer sehr ähnlichen Gewichtung kommt die „Typologie der Wünsche“, wonach 35% der Männer und 21% der Frauen über 14 Jahre angeben, zumindest selten Computer- und Videospiele zu nutzen (Burda Community Network GmbH, 2006). Allerdings sinkt der Anteil der „regelmäßigen Gamer“ in den höheren Altersgruppe deutlich, liegt aber selbst bei den über 50-Jährigen noch bei annähernd 20%. Gleichwohl lässt sich festhalten, dass immerhin 1/3 der Ge-

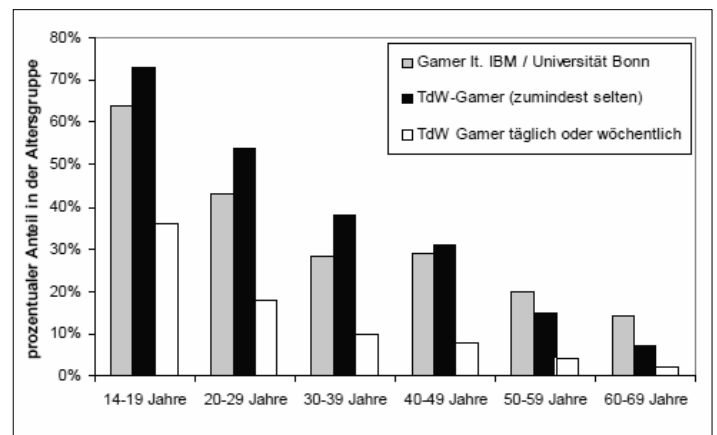


Abb. 3 Anteil der Gamer in den jeweiligen Altersgruppen, Quelle: Thomas & Stammermann, 2007

samtbevölkerung zu den „Gamern“ gerechnet werden kann (Thomas & Stammermann, 2007, vgl. Abb. 3). 45% der 12 bis 19-Jährigen nutzen ihre PC's mehrmals pro Woche zum „Gaming“. Lediglich 19% aller Jugendlichen können als Nicht-Spieler bezeichnet werden, das heißt sie nutzen keine Form von Computer-, Konsolen- oder Internetspielen (Medienpädagogische Forschungsverbund Südwest, 2009). 78% der Kinder zwischen 6 und 13 Jahren in Deutschland zählen zu den Computernutzern (80% Jungen, 76% Mädchen). Die meist genannten Nutzungsmotive waren Computerspiele spielen und für die Schule arbeiten (Medienpädagogische Forschungsverbund Südwest, 2008). Dies in Absolutzahlen bedeutet:

- ◆ ca. 5,4 Mio in der Altersgruppe bis 20 Jahre (männlich ca. 3,2 Mio, weiblich ca. 2,2, Mio)
- ◆ ca. 6 Mio in der Altersgruppe 20–45 Jahre (männlich ca. 4,2 Mio, weiblich ca. 2,3 Mio)
- ◆ ca. 1,6 Mio in der Altersgruppe ab 46 Jahre (männlich ca. 1 Mio, weiblich ca. 0,6 Mio).

Nach diesen Erhebungen gibt es etwa 13,5 Mio Gamer in Deutschland (Thomas & Stammermann, 2007).

Vor diesem Hintergrund ist es realistisch, auch mit „Serious games“ oder „therapeutic games“ Anteile in dieser spielbereiten Stichprobe zu erreichen und diese zur Anwendung zu bringen. Grundlage dafür ist, die zu vermittelnden therapeutischen und sexualpädagogischen Inhalte auf interessante Weise aufzubereiten.

„Serious games“ und „Therapeutic games“

Spiele sind für verschiedene Indikationen bereits zu therapeutischen Zwecken entwickelt worden. So existiert ein Spiel zur Überwindung von Prüfungsängsten in Verbindung mit Bio-Feedback-Verfahren, wie zum Beispiel Messung von Hautwiderstand, Pulsfrequenz etc. (vgl. Abb. 4).

Die gegenwärtig verfügbare Technologie ließe sich auch für sexualpädagogische Zwecke nutzen. So könnte man etwa ein Online-Spiel entwickeln, das im Internet frei zugänglich und interaktiv in Form von „Adventure“-Spielen programmiert ist. Vermitteltes Wissen muss angewendet werden, um höhere Spiel-Level zu erreichen. Die grafischen Oberflächen sollten genügend Anreize für virtuelle Unternehmungen schaffen. Persönliche Avatare zu gestalten und zu steuern, ist längst technisch umsetzbar. In „Therapeutic Games“ für Jugendliche muss eine Rückgriffsmöglichkeit auf Erfahrungsmaterial kreiert werden, damit sie verschiedene Spielsituationen meistern können. Das Spielziel besteht darin, selbstbestimmt se-

xuelle Kontakte zu gestalten oder eben auch im Umgang mit Internet und neuen Medien einen kritischen Umgang zu erlernen, der im Spielverlauf durch entsprechenden Punktgewinn honoriert wird. Solche und ähnliche Spiele (vgl. Abb. 5) wären selbstverständlich nur in Verbindung mit professionellen Spieleherstellern produzierbar.

Ein solches „Browser-Game“, das online verfügbar ist und für die Zielgruppe kostenfrei genutzt werden kann, ließe sich auch für geistig Behinderte und ihre Angehörigen/Betreuer entwickeln. In diesem Falle könnte über verschiedene „Levels“ Wissen erlernt und dann angewen-



Abb. 4 Avatare im Klassenzimmer zur übenden Auseinandersetzung mit ängstigen Situationen, Quelle: Lisetti, Pozzo, Lucas, Hernandez, Silverman, Kurtines & Pasztor (2009)

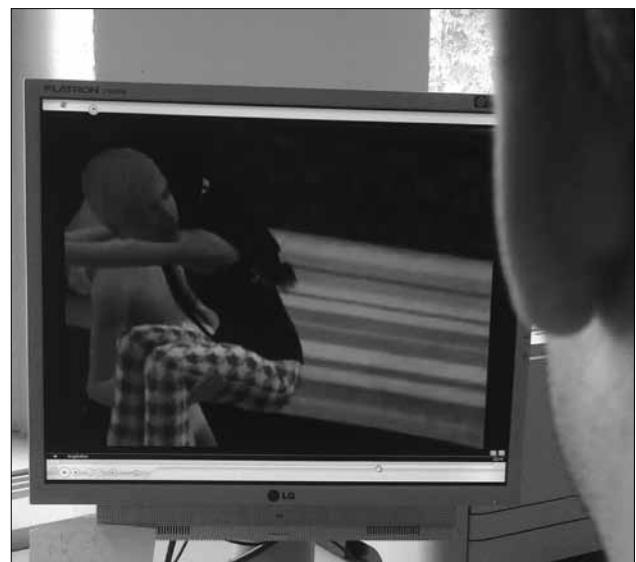


Abb. 5 Beispiel für die Umsetzung einer Handlung mit fiktiven Sims-Charakteren in eine virtuelle Umgebung

det werden. Im Spiel wäre der Rückgriff auf die virtuellen Bezugspersonen zur Meisterung der verschiedenen Situationen denkbar.

Eine weitere Anwendung betrifft die Wissensvermittlung zu den Auswirkungen chronischer Erkrankungen auf Sexualität und Partnerschaft Betroffener und ihrer Partner. Hier sind interaktive Szenen denkbar, in denen die Betroffenen mit ihren Partnern Erklärungen zur Grunderkrankung und deren Behandlung, sowie deren Auswirkungen auf die sexuellen Funktionen erhalten. Hinsichtlich ihrer partnerschaftlichen Ressourcen sollen sie bestärkt werden, etwa durch Teilnahme an Selbsthilfegruppen.

In Form einer reinen Offline-Anwendung zur diagnostisch-therapeutischen Nutzung bei sexuellen Präferenzstörungen wäre ein persönlich gestalteter und steuerbarer „Avatar“ denkbar. So bestünde dann die Möglichkeit, dass die Betroffenen ihre individuellen sexuellen Vorstellungen mit dem persönlichen Avatar in einer virtuellen Welt ausleben. In einem diagnostischen Setting wäre ein auf diese Weise möglicherweise produziertes Material, welches fremdschädigendes Verhalten darstellt, nicht strafbar, so lange diese Inhalte nicht verbreitet werden. So würden solche simulierten Situationen eine Fülle detaillierter Informationen über die Phantasiewelt der Betroffenen zugänglich machen und damit die Genauigkeit der Diagnosestellung erhöhen. Insbesondere bei Betroffenen mit einer potentiell fremdgefährdenden Präferenzstörungen wäre aus therapeutischer Sicht die Konfrontationen mit verschiedenen Situationen denkbar, in denen die Verhaltenskontrolle geübt werden muss. Am Beispiel einer Pädophilie könnten das Situationen sein, in denen der Betroffene im Kontakt mit Kindern im Präferenzalter ist.

Im Online-Spiel „Second Life“ wurden längst persönliche Avatare von Spielern eingestellt, die in ihrem Aussehen und ihren gesteuerten Handlungen eindeutig dem BDSM-Formenkreis (Bondage & Discipline, Dominance & Submission, Sadism & Masochism) zugehörig sind (Bardzell, 2010, vgl. Abb. 6).

In dem Zusammenhang mit betreuten „therapeutischen Spielen“ wäre eine interessante Perspektive, dass durch Rückkopplung mit einem realen Therapeuten ein virtueller Therapeuten-Avatar im Spiel entstehen könnte. Dieser wäre dann auch in Abwesenheit des realen Therapeuten für den Betroffenen verfügbar.

Dies würde eine Fülle von Vorteilen bieten, wie zum Beispiel die stärkere Verantwortungsübernahme des Patienten und die stärkere Betonung des fortlaufend evaluierten Behandlungsprotokolls, das wichtiger ist, als der reale Therapeut.

Förderlich in diesem Zusammenhang ist, dass über iPhone mittlerweile derartige Spielsituationen abrufbar

sind und damit auch Rückmeldungen des therapeutischen Avatars für die Betroffenen zu erhalten wären (vgl. Abb. 7).

Dies wäre in hohem Maße gebunden an eine vollständige Datensicherheit, da eine anonyme Spielanwendung gewährleistet werden müsste.

Gleichwohl bieten sich eine Vielzahl interessanter Perspektiven für die Sexualmedizin, die in enger Zusammenarbeit mit Informatikern bzw. Spieleherstellern auch realisierbar wären, wobei allerdings die Finanzierung zumeist durch Forschungsförderung bzw. auch öffentliche Mittel erfolgen müsste.



Abb. 6 Avatare im Spiel „Second Life“ und ihre Assoziation zum BDSM-Formenkreis, Quelle: Bardzell, 2010

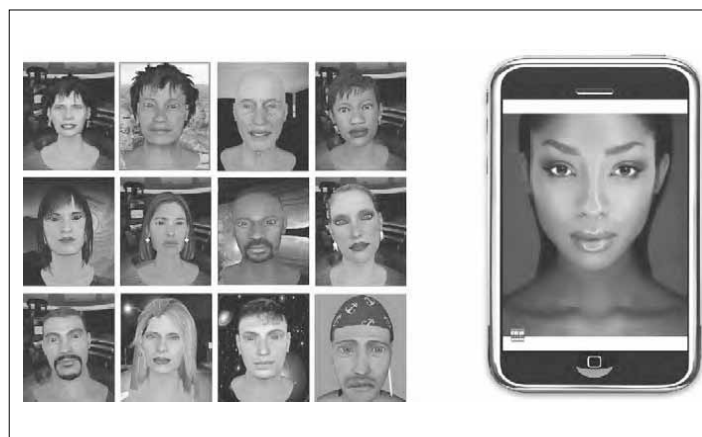


Abb. 7 Mögliche Darstellung therapeutische Avatare über iPhone, Quelle: Lisetti, 2009

Literatur

- Bardzell, S., 2010. Topping from the Viewfinder: The Visual Language of Virtual BDSM Photographs in Second Life. *Journal of Virtual Worlds Research*, 2 (4), 4–22.
- Bauer Media Group, 2009. Dr. Sommer Studie 2009 – Liebe, Körper, Sexualität. Forschungsbericht. München: iconkids & youth international research.
- Burda Community Network GmbH, 2006. Typologie der Wünsche 2006. Frankfurt am Main: Media Markt Analysen. http://forum.gofeminin.de/forum/f103/_f3025_f103-Miss-Bimbo.html, zugegriffen am 01.06.2010.
- <http://www.missbimbo.com/>, zugegriffen am 01.06.2010.
- Hüsing, A., 2010. Ein Leben ohne Internet? Unmöglich! Verfügbar unter <http://www.betabuzz.de/2010/03/30/ein-leben-ohne-internet-unmoeglich/>, [19.05.2010]
- Kessler, F., 2010. Instant Messaging – Eine neue interpersonale Kommunikationsform. Verfügbar unter <http://www.medien-sprache.net/networx/networx-52.pdf> [19.05.2010]
- Kilian, T., Hass, B.H. & Walsh, G., 2008. *Grundlagen des Web 2.0*. Berlin/Heidelberg: Springer.
- Lisetti, C., 2009. Features for culturally appropriate avatars for behavior-change promotion in at-risk populations. *Studies in Health Technology and Informatics*, 144, 22–26.
- Lisetti, C., Pozzo, E., Lucas, M., Hernandez, F., Silverman, W., Kurtines, B., Pasztor, A., 2009. Second Life, Bio-Sensors, and Exposure Therapy for Anxiety Disorders. *Studies in Health Technology and Informatics*, 144, 19–21.
- Medienpädagogische Forschungsverbund Südwest, 2009. JIM – Studie 2009 – Jugend, Information, (Multi-) Media. Forschungsbericht. Stuttgart: Landesanstalt für Kommunikation Baden-Württemberg.
- Medienpädagogische Forschungsverbund Südwest, 2009. KIM – Studie 2008 – Kinder + Medien, Computer + Internet. Forschungsbericht. Stuttgart: Landesanstalt für Kommunikation Baden-Württemberg.
- Rössler, P. (Hrsg.), 2005. *Instant Messaging. Neue Räume im Cyberspace. Nutzertypen, Gebrauchsweisen, Motive, Regeln*. München: Reinhard Fischer.
- Statistisches Bundesamt Deutschland, 2010. *Ausstattung privater Haushalte mit Informations- und Kommunikationstechnik in Deutschland*. Verfügbar unter <http://www.destatis.de/jetspeed/portal/cms/Sites/destatis/Internet/DE/Content/Statistiken/WirtschaftsrechnungenZeitbudgets/LaufendeWirtschaftsrechnungen/Tabellen/Content75/InfotechnikDeutschland,templateId=renderPrint.psml> [19.05.2010]
- Thomas, W., Stammermann, L., 2007. *In-Game Advertising – Werbung in Computerspielen*. Wiesbaden: Gabler Verlag.
- Wilder, A., 1995. *The use of multimedia technology in the education of children in HIV and AIDS: Evaluation of the “Let’s talk about HIV and AIDS” computer program*. Dissertation, University of Texas.
- Wilder, A., Schoech, D., 2002. Clients as Co-Developers of Multimedia Software: Two HIV/AIDS Training Programs for Kids. *Journal of Technology in Human Services*, 20, 83–105.

AutorInnen

Prof. Dr. med. Dr. phil. Klaus M. Beier, Laura F. Kuhle, Institut für Sexualwissenschaft und Sexualmedizin, Zentrum für Human- und Gesundheitswissenschaften, Universitätsklinikum Charité Campus Mitte, Freie und Humboldt-Universität zu Berlin, Luisenstraße 57, D-10117 Berlin-Mitte, klaus.beier@charite.de



Korinna Kuhnen, Kinderpornographie und Internet

Medium als Wegbereiter für das (pädo-)sexuelle Interesse am Kind, 2007

Hogrefe, 323 Seiten, € 34,95 / sFr. 56, ISBN 978-3-8017-2085-8

Das Buch beleuchtet ein kriminelles Phänomen, das erst seit den 90er Jahren verstärkt in den Fokus der (fach-)öffentlichen Diskussion geraten ist und in seinem Umfeld in besonderer Weise an die Technologien des Mediums Internet gekoppelt zu sein scheint: die Kinderpornographie. Aufgerollt werden Fakten und Mythen des Terrains, in dem sich das sexuelle Begehren einer globalen Subkultur auf die bildliche Inszenierung des sexuellen Missbrauchs von Kindern richtet. Mit differenziertem Blick auf die Kommunikations- und Distributionsoptionen der unterschiedlichen Internetdienste analysiert die Autorin nicht nur die konkreten Handlungsspielräume von Tätern und internationaler Strafverfolgung, sondern untersucht auch Erscheinungsformen, typische Wahrnehmungsmuster und Definitionsproblematiken rund um die Bilder. Kritisch hinterfragt werden zudem gängige Wirkungsannahmen.

Der Band liefert eine erste in Deutschland erhältliche, interdisziplinäre Zusammenschau zum Thema. Er schafft damit eine umfassende Grundlage für die aktuelle Debatte, in der sich politische Forderungen nach Opferschutz und Datenschutz gegenüberstehen und die geplante EU-konforme Novellierung der gesetzlichen Kinderpornographie-Definition Strafverfolgung und Gesellschaft vor neue Herausforderungen stellen wird.

Sexualmedizin in der hausärztlichen Praxis: Gewachsenes Problembewusstsein bei nach wie vor unzureichenden Kenntnissen

Dagmar A. Cedzich, Hartmut A. Bosinski

Sexual Medicine in GP practice: Growing awareness but still insufficient knowledge

Abstract

In order to ascertain the relevance of sexual disorders in the practice of general practitioners (GP) questionnaires were sent out to all 366 GPs in the city of Kiel (KI) and the rural district of Rendsburg-Eckernförde (RD). 110 GPs (28 female and 82 male; KI: 57; RD: 53) returned the questionnaire (response rate 30.1%). Compared with earlier studies we could demonstrate an enhanced awareness of sexual problems by GPs: Two thirds of the respondents contradicted the allegation that sexuality does not play a role in their daily practice. However, three fourths of the GPs reported that they take the sexual medical history of only every fourth patient. On the other hand, nearly all GPs declared that at least one fourth of their male patients spontaneously report sexual disorders, while only 70% of the respondents found this to be the case in female patients. The survey showed a relationship between the gender of the GP and his/her patient and the likelihood of sexuality being an issue in GP-patient communication. In addition to the differing genders of GP and patient, the assumed reluctance of patients to discuss sexual matters, and the general lack of time, a major reason for this communication barrier was found to be the insecurity of the GPs. Two thirds of the respondents reported feeling "somewhat secure" to "very insecure"; 87% rated the knowledge regarding sexual disorders received during their studies as "insufficient"; 81% wanted post-graduate training in sexual medicine.

Keywords: General practitioner, sexual disorders, sexual medical history, vocational training, post-graduate training

Zusammenfassung

Im Bestreben, die Bedeutung sexualmedizinischer Störungsbilder in der hausärztlichen Praxis zu erheben, wurden 366 Fragebögen an alle Hausärzte im Stadtgebiet Kiel (KI) und im Landkreis Rendsburg-Eckernförde (RD) versandt. 28 Ärztinnen und 82 Ärzte sandten 110 Fragebögen zurück (KI: 57; RD: 53; Rücklaufquote 30,1%).

Sexuologie 17 (3–4) 2010 147–159/ *Akademie für Sexualmedizin*
<http://www.sexualmedizin-akademie.de/sexuologie>

Im Vergleich zu früheren Untersuchungen ergab sich ein deutlich gestiegenes Problembewusstsein der Allgemeinärzte für sexualmedizinische Fragestellungen: Zwei Drittel der Respondenten widersprachen der Aussage, dass das Thema in ihrer Tätigkeit keine Rolle spiele. Allerdings gaben ca. drei Viertel der Ärzte an, dass sie nur bei ca. einem Viertel ihrer Patienten eine Sexualanamnese erheben. Auch die Bereitschaft der Patienten, sich mit sexuellen Problemen an ihren Hausarzt zu wenden, ist deutlich gestiegen: Fast alle Ärzte berichteten, dass von mindestens einem Viertel ihrer männlichen Patienten bereits sexuelle Probleme spontan beklagt worden seien, für Patientinnen wurde dies nur von 70% berichtet. Es fand sich an mehreren Stellen der Untersuchung ein signifikanter Zusammenhang zwischen Geschlecht des Arztes und des Patienten in der Weise, dass bei gleicher Geschlechtszugehörigkeit eher sexuelle Probleme thematisiert wurden.

Als Hauptprobleme beim Ansprechen der Sexualität in der Praxis wurde von den Ärzten neben der Annahme, dass dies dem Patienten unangenehm sei, Zeitmangel und unterschiedlichen Geschlechtszugehörigkeit vor allem die eigene Unsicherheit genannt: Knapp zwei Drittel der Respondenten gaben an, sich beim Ansprechen von Sexualität in der Praxis nur „mäßig sicher“ bis „sehr unsicher“ zu fühlen, 87% hielten die Informationen, die sie während des Studiums zu sexualmedizinischen Störungsbildern bekommen hatten, für unzureichend. Folgerichtig wünschten sich 81% adäquate sexualmedizinische Weiterbildungsangebote.

Schlüsselwörter: Hausärzte, sexuelle Störungen, Sexualanamnese, Aus- und Weiterbildung, Sexualmedizin

Stand der Forschung

Der Hausarzt ist aufgrund seiner Position als „Lotse und Koordinator“ im Gefüge der medizinischen Versorgungskette eigentlich der „natürliche“ erste Ansprechpartner bei sexuellen Störungen (Sadovsky & Nusbaum, 2006). Dies wird auch von den meisten Patienten so gesehen: In einer internationalen Studie von Hartmann und Mitarbeitern (2002) stimmten ca. 50% der Befragten der Aus-

sage zu, dass ein Arzt seine Patienten routinemäßig nach ihrer sexuellen Funktion fragen sollte. In der von einem internationalen sexuologischen Forscherteam vorgelegten „Global Study of Sexual Attitudes and Behaviors“ (Moreira et al., 2005) sagten 48% der Männer und 41% der Frauen, dass ein Arzt von sich aus seine Patienten zu sexuellen Problemen im Rahmen einer Routinekonsultation befragen sollte. Auch die Untersuchungen von Read und Mitarbeitern (1997) sowie Aschka und Mitarbeitern (2001) zeigten, dass die große Mehrheit der Patienten (bei Read et al., 70%, bei Aschka et al., 84%) einem Gespräch über Sexualprobleme mit dem Hausarzt positiv gegenübersteht. In einer Befragung von Dunn und Mitarbeitern (1998) gaben 52% der an Sexualproblemen leidenden Patienten an, für dieses Problem professionelle Hilfe annehmen zu wollen.

In welchem Umfang werden nun Hausärzte dieser großen Nachfrage seitens der Patientenschaft gerecht?

Für die Bundesrepublik legte Pacharzina bereits 1975 eine Interview-Studie zur „Sexualmedizin in der Allgemeinpraxis“ vor. Er befragte 100 repräsentativ ausgewählte Allgemeinärzte in Hannover (75 Männer, 25 Frauen) mit einem Durchschnittsalter von 56 Jahren, die seit durchschnittlich 22 Jahren in freier Praxis tätig waren. Die Studie, die wegen ihrer Ergebnisse, aber auch wegen einiger Wertungen des Autors seinerzeit für nicht unerhebliche Diskussionen vor allem bei den ärztlichen Standesvertretern, aber auch in der Öffentlichkeit sorgte (s. dazu die Diskussion in der Zeitschrift *Sexualmedizin*, Pacharzina, 1975) offenbarte zum einen teilweise gravierende Wissenslücken der Ärzte sowie dem damaligen Zeitgeist entsprechende oder aber vom Autor so eingeordnete patriarchal-traditionelle Einstellungen der Respondenten (beispielsweise zur Masturbation, zum vorehelichen Geschlechtsverkehr, zur Verschreibung oraler Kontrazeptiva für unter 16jährige Mädchen, zur Homosexualität usw.). Der Autor erfragte auch, wie häufig sich in der allgemeinärztlichen Praxis Patienten wegen sexueller Probleme vorstellten und inwieweit sich die befragten Ärzte darauf ausreichend vorbereitet fühlten. Seine Respondenten gaben an, dass ca. 8% ihrer Patienten von sich aus über derartige Probleme (bei Männern vor allem Erektionsstörungen, bei Frauen vor allem Libidoprobleme, bei beiden Geschlechtern sexuelle Paarprobleme, auch im Zusammenhang mit kontrazeptiven Fragen) berichteten. Zugleich gingen die befragten Allgemeinärzte davon aus, dass ca. 25% ihrer Patienten tatsächlich unter sexuellen Störungen litten. 80% der Ärzte gaben an, dass ihre Patienten sicherlich dankbar für ärztlichen Rat und Hilfe bei diesen Belangen wären, 70% hielten den Hausarzt auch für den zuständigen Ansprechpartner, aber 84% hielten sich selbst für derartige Patientenfragen nicht ausreichend ausgebildet.

In den Folgejahren hat sich die Lage, folgt man den einschlägigen Untersuchungen, nicht sonderlich verändert: Hartmann und Mitarbeiter (2002) fanden in einer groß angelegten Studie zur Arzt-Patient-Kommunikation über Sexualität, dass nur eine Minderzahl der Respondenten (19% der Frauen und 12% der Männer) von ihrem Arzt in der Vergangenheit nach sexuellen Störungen befragt wurden. Maximal ein Viertel der Probanden hatten von sich aus Hilfe bei einem Arzt gesucht.

In der Global Study of Sexual Attitudes and Behaviors gaben nur 9% der in verschiedenen Ländern befragten 27.500 Männer und Frauen an, innerhalb der letzten drei Jahre von ihrem Arzt zu sexuellen Problemen befragt worden zu sein. Die Ergebnisse derselben Studie für Deutschland zeigten, dass nur 18% der Männer und 15% der Frauen mit bereits bestehenden sexuellen Problemen darüber mit ihrem Arzt gesprochen haben (Moreira et al., 2005).

Lindau und Mitarbeiter (2007) berichteten für die USA, dass 38% der von ihnen befragten Männer im Alter von 57 bis 85 Jahren und 22% der Frauen der gleichen Altersgruppe angaben, seit ihrem 50. Lebensjahr schon einmal mit einem Arzt über ihre (altersbedingt häufigen) sexuellen Probleme gesprochen zu haben.

Corrado (1999) fand in einer Untersuchung zur Einstellung gegenüber sexualmedizinischer Behandlung, dass 83% der über 40jährigen Männer angaben, noch niemals von ihrem Arzt auf ihre Sexualität angesprochen worden zu sein. Die betroffenen Patienten wendeten sich meist erst nach einer langen (sogar jahrelangen) Leidensgeschichte an den Arzt. Die auslösenden Faktoren für den Gang zum Arzt waren meist psychische oder soziale Folgen, die von den Betroffenen nicht mehr kompensiert werden konnten (Büsing und Liedtke, 1999).

Temple-Smith und Mitarbeiter (1996) befragten 40 Hausärzte in Schwerpunktgruppen von vier bis acht Teilnehmern zu den Hindernissen bei Erhebung von Sexualanamnesen. Als Haupthindernisse wurden genannt: An erster Stelle der Mangel an geeigneten Weiterbildungsangeboten, gefolgt von Zeitmangel, der Befürchtung, der Patient könnte derartige Fragen als aufdringlich oder gar voyeuristisch empfinden sowie Alters-, soziale oder ethnisch-kulturelle Unterschiede zwischen Arzt und Patient, als erleichternde Faktoren jugendliches Alter der Patienten und gleiche Geschlechtszugehörigkeit.

Aschka und Mitarbeiter (2001) befragten 20 Hausärzte (Responserate 43%) und deren sich an einem Tage vorstellende insgesamt 307 männliche Patienten. Letztere füllten einen Fragebogen über Art und Häufigkeit ihrer etwaigen sexuellen Probleme, ihre Wünsche nach Behandlung und ihre diesbezüglichen Erwartungen an ihren Arzt aus. Die Ärzte wurden mittels Fragebogen

zu Häufigkeit und Behandlung sexueller Störungen bei ihren männlichen Patienten und über Gründe, die ein Nicht-Ansprechen sexueller Probleme bedingen, befragt. 93% der Patienten gaben an, unter mindestens einem sexuellen Problem zu leiden und 84% von ihnen fanden es wichtig, mit ihrem Hausarzt über sexuelle Probleme zu sprechen. Zwei Drittel wünschten sich eine direkte Thematisierung der Sexualität durch den Hausarzt. Dem stand gegenüber, dass die meisten Ärzte Sexualität und damit zusammenhängende Probleme nur manchmal (53%) oder selten (37%) ansprachen. Als Gründe hierfür gaben die befragten Ärzte wiederum ungenügende Kenntnisse auf diesem Gebiet oder Zeitmangel an.

Gott und Hinchliff (2003) untersuchten mittels halbstrukturierter Interviews bei 22 Patientinnen und 23 Patienten im Alter von 50 bis 92 Jahren Erfahrungen, Einstellungen und Hindernisse für Patienten dieser Altersgruppe, Hilfe bei sexuellen Problemen in Anspruch zu nehmen. Alle teilnehmenden Patienten (Responserate 25%) entstammten der Kartei einer Hausarztpraxis. Der Hausarzt wurde von den befragten Patienten als Hauptansprechpartner bei sexuellen Problemen angegeben. Als arzt spezifische Barrieren stellten sich das Alter und Geschlecht des Arztes, Zeitmangel, ein wenig diskreter Rahmen in der Konsultation sowie die Einstellung des Arztes zu Sexualität im fortgeschrittenen Lebensalter heraus. Andere Hindernisse für die Thematisierung von Sexualität in der ärztlichen Sprechstunde waren die Einstufung sexueller Problemen als normale, nicht weiter ernstzunehmende Alterserscheinungen, Scham, Angst und vor allem ein Wissensmangel über die Behandlungsangebote. Die gleiche Arbeitsgruppe (Hinchliff et al., 2004) erhielt bei der vertieften Befragung von 22 Allgemeinärzten die Auskunft, dass diese sich für unfähig hielten, die prinzipiell für notwendig erachtete Sexualanamnese zu erheben, wenn der Patient dem anderen Geschlecht angehörte.

Rogstad und Henton (2004) befragten mittels Fragebogen 155 Hausärzte (Responserate 57%) zu ihrem Wissen von und ihrer Meinung über die britische „National Strategy for Sexual Health and HIV“ und ihre Bereitschaft, sich daran zu beteiligen. Dieses Programm sieht zwei Level der ärztlichen Aktivität vor: Level 1 betrifft die Beratung der Patienten zur Prävention von sexuell übertragbaren Erkrankungen und HIV sowie HIV-Tests, Level 2 das Testen und Behandeln von sexuell übertragbaren Erkrankungen, sowie die Kommunikation darüber auch unter Einbeziehung des Partners des Patienten. Nur 55% der antwortenden Ärzte wussten überhaupt von der Strategie, 60% wussten jedoch nicht näher, was diese umfasst. Das Level 1 wurde von 68% der Hausärzte bereits angeboten und 82% strebten eine Aufnahme des Level 1 in ihre Versorgung an. 83% der Ärzte forderten hierbei ein stützendes Training und 70% ein Anstieg der zur

Verfügung stehenden Geldmittel. Level 2 wurde zu einem Teil von 45% der Ärzte angestrebt, auch hier forderten 60% der Hausärzte stützendes Training und Geldmittel. Die am häufigsten genannten Gründe für die Nicht-Beteiligung an diesem Programm waren Zeitmangel und vermutete mangelnde Nachfrage seitens der Patienten.

Patel und Mitarbeitern (2004) untersuchten in London mittels Fragebögen die Meinungen sowohl von Ärzten (die in sexualmedizinisch arbeitenden Kliniken tätig waren) als auch von deren Patienten zur Integration der Hausärzte in die sexualmedizinische Versorgung. Es wurden 43 Fragebögen von Ärzten (Responserate 61%) und 437 Fragebögen von Patienten (Responserate 60%) ausgewertet.

Ein Viertel der Ärzte waren sich entweder unsicher oder lehnten die Integration der Hausärzte ab. Die Autoren wiesen auf den Widerspruch hin, dass die befragten Kliniken angaben, der durch die nationale AIDS-Strategie entstandenen enormen Nachfrage gar nicht gerecht werden zu können, andererseits aber die Möglichkeit, mit Hilfe des Programms einen Teil ihrer Patienten an die Hausärzte weitergeben zu können, ablehnten.

Kein Arzt hielt es für möglich, dass Patienten mit Sexualproblemen es vorziehen würden, ihren Hausarzt zu konsultieren. Im Widerspruch dazu stimmten fast 25% der Patienten dieser Aussage zu. Fast ein Viertel der Patienten wurden in ihrer Hausarztpraxis auf die Klinik aufmerksam gemacht, aber nur 13% der Kliniken in London gaben entsprechende Patienteninformationen an Hausärzte weiter.

Haboubi und Lincoln (2003) erhielten in einer Fragebogenaktion (Responserate 61%) von 813 „Health Professionals“ (darunter auch Hausärzte) die Angabe, dass die Mehrheit (90%) die Einbeziehung sexueller Probleme in die allgemeinmedizinische Versorgung für nötig hielten. Zugleich gaben aber 86% der Befragten an, sich dafür nicht genügend ausgebildet zu fühlen.

Fragestellung und Methoden

Unsere Untersuchung ging im Rahmen einer medizinischen Promotionsarbeit (Wyscick, 2008) der Frage nach, wie sich die Rolle des Hausarztes in der sexualmedizinischen Versorgung heute darstellt, nach Jahren der öffentlichen Diskussion über verschiedenste sexuelle Probleme, die vom Topos „Sexualverhalten in den Zeiten der HIV-Pandemie“ über die massenmedialen Berichte zu männlichen (Stichwort: Einführung der PDE5-Hemmer) und weiblichen (Stichwort: „Female Sexual Dysfunction“) Sexualstörungen bis hin zu Sexualdelinquenz, deren Ursachen, Folgen und mögliche Vorbeugung reicht.

Konkret gingen wir folgenden Fragen nach: Wie häufig werden welche sexuelle Probleme in der hausärztlichen Praxis entweder vom Patienten spontan berichtet oder vom Arzt gezielt festgestellt? In welchem Kontext geschieht das bzw. welche Hindernisse sehen die Ärzte hierbei? Welche Rolle spielt dieses Thema bei Behandlung anderer Grunderkrankungen? In welchem Maße fühlen sich die Ärzte auf diese Problematik vorbereitet bzw. in welchem Maße werden entsprechende Weiterbildungsangebote gewünscht?

Wir entwickelten einen Fragebogen, der insgesamt 13 fachliche Fragen und im Anschluss daran vier Fragen zur Person und zur Praxis (Alter, Geschlecht, Berufserfahrung, Praxisort und -größe) enthielt (s. Kasten).

Zusätzlich bestand die Möglichkeit für freie Ergänzungen und Anmerkungen.

Die Fragen wurden mit Antwortmöglichkeiten („Speisekartenfragen“) versehen, d.h. die befragten Ärzte konnten auswählen, in welchem Maße die jeweiligen Probleme in ihrer praktischen Tätigkeit relevant sind, gelegentlich waren freie Antworten möglich (s. Kasten).

Die Ergebnisse aus den Fragebögen wurden anhand von Chi-Quadrat-Tests auf Häufigkeitsunterschiede geprüft. Dabei wurde das Ergebnis des Tests ab einem P-Wert < 0,05 als signifikant bezeichnet.

Stichprobe

Es wurden insgesamt 366 Fragebögen an Fachärzte für Allgemeinmedizin sowie an praktische Ärzte versandt. 164 Fragebögen gingen an Hausarztpraxen im Niederlassungsbereich der Landeshauptstadt Kiel, 202 an solche Praxen im Kreis Rendsburg-Eckernförde mit einem ländlich-agrarischen Einzugsbereich. Es war ein frankierter Rückumschlag beigelegt. Zur Erhöhung der Rücklaufquote wurden nahezu alle Ärzte, an welche der Fragebogen versandt worden war, nach einem Zeitraum von ca. 3–4 Wochen telefonisch nochmals auf diesen aufmerksam gemacht. Dadurch konnte die Rücklaufquote von 22,68% auf nun 30,06% gesteigert werden.

Insgesamt erhielten wir 110 auswertbare Fragebögen, 28 von Ärztinnen und 82 von Ärzten. Das entspricht einem Anteil von 25,93% aller angeschriebenen Ärztinnen und 31,40% aller angeschriebenen Ärzte (der Unterschied ist nicht signifikant, n. s.). 57 Ärzte hatten ihre Praxis in der Stadt, 53 Ärzte im ländlichen Raum. Auch die nach territorialer Zugehörigkeit geprüfte Rücklaufquote wies keinen signifikanten Unterschied zwischen Stadt (34,8%) und Land (26,24%) auf. 10% der antwortenden Ärzte waren zwischen 30 und 40 Jahre alt, 35% zwischen 40 und 50, 45% zwischen 50 und 60 Jahre alt, 10% waren älter als 60 Jahre.

Ergebnisse

Spontane Angaben der Patienten zu sexuellen Störungen bzw. deren Thematisierung durch den Hausarzt

Die überwiegende Mehrheit (95%) der auf die entsprechende Frage antwortenden 108 Ärzte gaben an, dass ihre *männliche Patienten* bereits über sexuelle Probleme geklagt

Übersicht über die im Fragebogen erfragten Sachverhalte (Die Antwortmöglichkeiten sind in Klammer skizziert)

1. Ist Sexualität ein Thema in Ihrer hausärztlichen Tätigkeit? („Nie“ bis „Immer“)
2. In welchem Zusammenhang werden Sexualität und sexuelle Störungen thematisiert? (Vorgaben + freie Antwortmöglichkeiten)
3. Das Thema Sexualität spreche ich in meiner hausärztlichen Praxis nicht an („Trifft vollkommen / teilweise/ nicht zu“)
4. Worin bestehen aus Ihrer Sicht die Probleme beim Ansprechen der Sexualität des Patienten? (Vorgaben + freie Antwortmöglichkeiten)
5. Wie viel Prozent der Patienten klagen spontan über sexuelle Probleme? (Vorgaben von 0 bis 100% in 25%-Schritten)
6. Bei wie viel Prozent der Patienten stellen Sie sexuelle Probleme fest? (Vorgaben von 0 bis 100% in 25%-Schritten)
7. Welche Art sexueller Probleme stellen Sie wie häufig fest? (Vorgaben gem. DSM-IV)
8. Wie häufig (in Prozent) vermuten Sie bei Patienten Geschlechtsidentitätsstörungen? (Vorgaben von 0 bis 100% in 25%-Schritten)
9. Wie häufig (in Prozent) vermuten Sie bei Patienten Unsicherheiten bei der sexuellen Orientierung („Coming out-Problematik“)? (Vorgaben von 0 bis 100% in 25%-Schritten)
10. Gibt es Medikamente, bei denen Sie (gehäuft) sexuelle Probleme Ihrer Patienten beobachtet haben? Wenn ja, welche waren das? Was machen Sie dann? (Freie Antworten)
11. Wie sicher fühlen Sie sich im Umgang mit Patienten, die Sexualstörungen haben? („sehr unsicher/ unsicher/ mäßig sicher/ sicher/ sehr sicher“)
12. Haben Sie während Ihres Medizinstudiums ausreichend Informationen über sexualmedizinische Störungsbilder erhalten? (Ja / Nein)
13. Würden Sie mehr Weiterbildungsangebote zu diesem Thema wünschen? (Ja / Nein)

haben, von 90% der Respondenten wurde jedoch angegeben, dass dies nur selten (d.h. bei ca. einem Viertel der Patienten) der Fall sei, lediglich 5% gaben hierzu „häufig“ (also bei der Hälfte ihrer Patienten) an (Abb. 1).

Bei den weiblichen Patienten lagen die Verhältnisse deutlich anders: 68% der Ärzte berichteten, dass ihre Patientinnen „selten“ (d.h. unter 25%), nur 2%, dass diese „häufig“ (also mehr als die Hälfte der Fälle) spontan über sexuelle Probleme klagten (Abb. 2). Immerhin 30% gaben an, dass keine ihrer Patientinnen jemals über sexuelle Problemen geklagt hätten ($p < 0,001$)

Es zeigte sich, dass männliche Patienten sexuelle Probleme von sich aus offenbar häufiger bei Ärzten ansprechen, weibliche Patienten hingegen bei Ärztinnen (p jeweils $< 0,01$) Es fand sich weder insgesamt noch bei den nach Geschlecht getrennt betrachteten Patienten ein statistischer Zusammenhang zwischen dem Alter des Arztes oder seiner Niederlassung im städtischen oder ländlichen Bereich und der Häufigkeit, mit der Patienten spontan über sexuelle Probleme klagten.

Die Gegenfrage, wie oft *der Arzt / die Ärztin* von sich aus Sexualität in ihrer Praxis im Patientengespräch thematisieren, wurde nur von einer verschwindenden Minderheit (4% von 110 befragten Ärzten) negativ beantwortet. Immerhin ein knappes Drittel (29%) der Ärzte räumte jedoch ein, dass dies teilweise zuträfe (s. Abb. 3 bis 5).

Folgerichtig bejahte auch die überwiegende Mehrheit der Ärztinnen und Ärzte unsere Frage, ob Sexualität ein Thema in Ihrer hausärztlichen Praxis sei: 20% der Ärztinnen und Ärzte gaben an, dies bei ihren männlichen Patienten „häufig“, „sehr häufig“ oder sogar „immer“ anzusprechen, 77% sprachen es bei den Männern zumindest gelegentlich an. Lediglich 3% der Ärztinnen und Ärzte gaben an, Sexualität bei keinem ihrer Patienten zu thematisieren.

Auch bei dieser Frage zeigt sich ein ausgeprägter Unterschied ($p < 0,001$) in *Abhängigkeit vom Geschlecht der Patienten*: Immerhin 16% der hierzu antwortenden 108 Ärztinnen und Ärzte gaben an, mit ihren Patientinnen nie über Sexualität zu sprechen, nur 13% berichteten über häufige bis stete Arztgespräche, 71% sprechen das Thema zumindest bei einem Viertel ihren Patientinnen an. Ärzte gaben signifikant häufiger als Ärztinnen an, bei ihren weiblichen Patienten Fragen der Sexualität „nie“ anzusprechen. Bei den männlichen Patienten zeigte sich ein solcher Unterschied im Zusammenhang mit dem Geschlecht des Arztes nicht.

Auch der *Ort der Niederlassung* (städtisches oder ländliches Einzugsgebiet) spielte eine Rolle: Von Ärzten auf dem Lande wurde Sexualität signifikant häufiger „selten“ oder „nie“ angesprochen, und zwar sowohl bei den Patienten als auch mit den Patientinnen (für Patienten: p

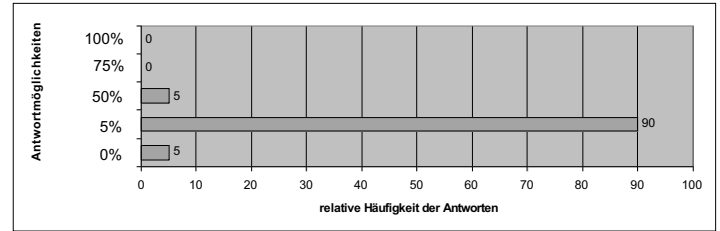


Abb. 1 Wie viel Prozent der Patienten klagten spontan über sexuelle Probleme

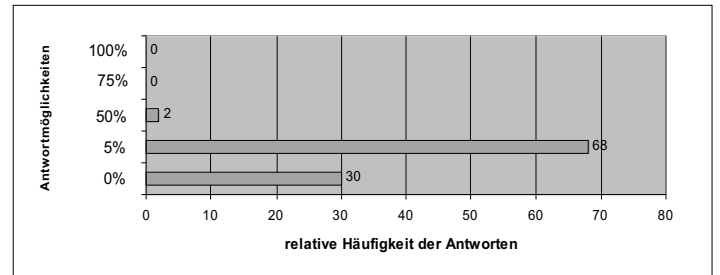


Abb. 2 Wie viel Prozent der Patientinnen klagten spontan über sexuelle Probleme

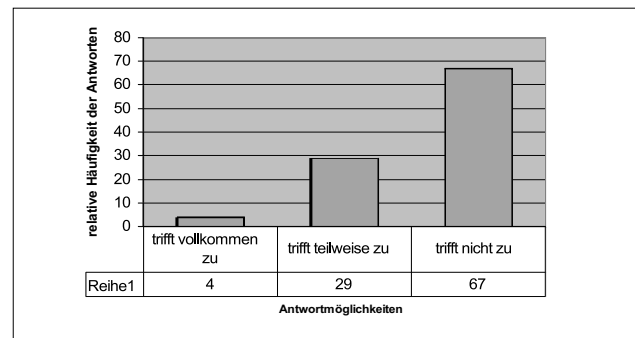


Abb. 3 Prozentuale Verteilung der Antworten auf die Aussage: „Das Thema Sexualität spreche ich in meiner Praxis nicht an“

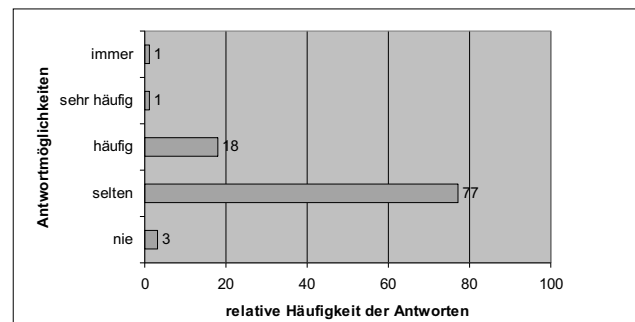


Abb. 4 Ist Sexualität ein Thema mit Ihren männlichen Patienten? Antwortverteilung

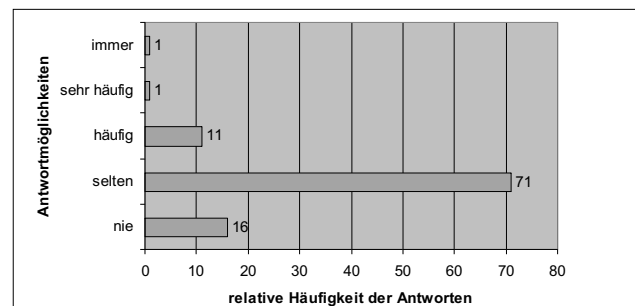


Abb. 5 Ist Sexualität ein Thema mit Ihren weiblichen Patienten? Antwortverteilung

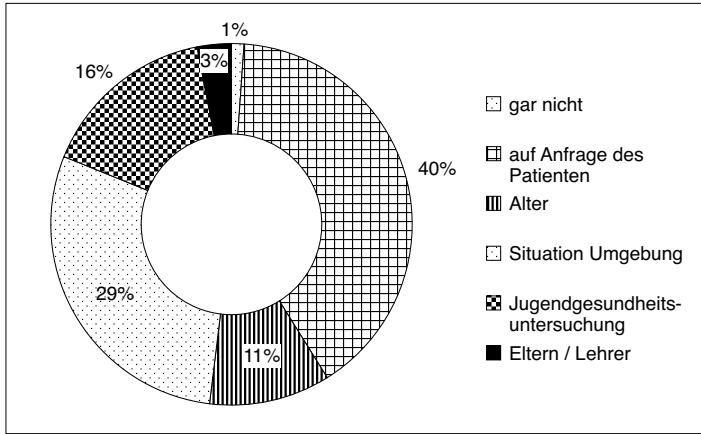


Abb. 6 In welchem Zusammenhang werden Sexualität und sexuelle Störungen thematisiert

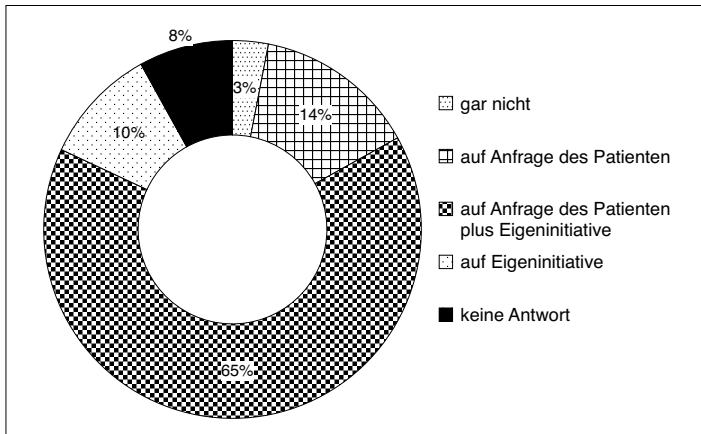


Abb. 7 Wann wird Sexualität thematisiert

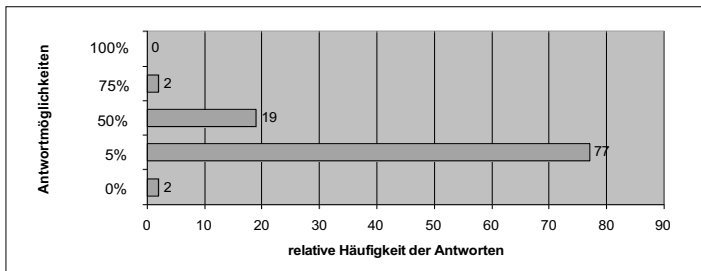


Abb. 8 Bei wieviel Prozent der Patienten stellen Sie sexuelle Probleme fest?

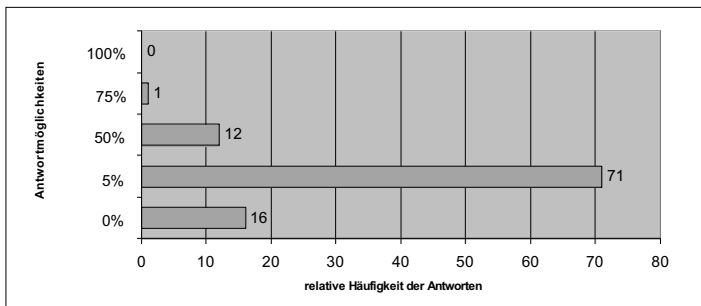


Abb. 9 Bei wieviel Prozent der Patientinnen stellen Sie sexuelle Probleme fest?

< 0,01; für Patientinnen: p < 0,05). Ein statistischer Zusammenhang mit dem Alter der Ärzte war sowohl für Patientinnen als auch für Patientinnen nicht zu verzeichnen.

Von den vorgegebenen Antwortmöglichkeiten (Mehrfachnennungen waren möglich) zum Anlass für das ärztliche Gespräch über Sexualität wurde mit 40% der 218 Antworten (die von 101 Ärztinnen und Ärzten gegeben wurden) am häufigsten die entsprechende Initiative des Patienten genannt, gefolgt von der „Kenntnis der familiären/partnerschaftlichen Situation bzw. Umgebung des Patienten“ (29%), „Jugendgesundheitsuntersuchungen“ (16%), „Alter des Patienten“ (11%) und „Initiative der Eltern oder Lehrer“ (3%) (s. Abb. 6).

Bei weiterer Auswertung der Frage, in welchem Kontext Sexualität in der hausärztlichen Praxis angesprochen wird (Abb. 7), findet sich die Mehrheit der gegebenen Antworten (72 Ärzte) in der Kombination aus „auf Anfrage des Patienten“ plus „auf Eigeninitiative des Arztes“ wieder. Zusammen mit den Ärzten, die Sexualität auf Eigeninitiative thematisieren, sind das 75%, also ganze drei Viertel aller befragten Ärzte.

Von dem verbleibenden Viertel der Ärzte geben ein Drittel an, Sexualität im Zusammenhang mit bestimmten Medikamenten mit ihren Patientinnen, ein Viertel bei ihren Patienten zu besprechen. Zusammengefasst bedeutet dies, dass mindestens fünf Sechstel aller befragten Ärzte die Sexualität mit ihren Patienten und Patientinnen thematisieren.

Häufigkeit der Feststellung sexueller Störungen in der hausärztlichen Praxis

Im Gegensatz zu den oben referierten Angaben über die von den Patientinnen und Patienten spontan geklagten sexuellen Probleme stellten die befragten Ärztinnen und Ärzte deutlich häufiger durch ihre eigene Befragung bzw. Untersuchung sexuelle Störungen fest: Von den hierzu antwortenden 109 Ärztinnen und Ärzten gaben 77% an, zumindest gelegentlich (d.h. bei ca. einem Viertel ihrer Fälle) sexuelle Probleme bei ihren männlichen Patienten festzustellen, 21% stellten sie sogar „häufig“ (d.h. in ca. der Hälfte der Fälle) oder „sehr häufig“ fest (s. Abb. 8). Lediglich 2% gaben an, „nie“ sexuelle Probleme bei ihren männlichen Patienten festzustellen.

Bei den Patientinnen sind die Angaben der sich dazu äußernden 106 Ärzten auch hier signifikant zu deren Ungunsten verschoben: Wie Abbildung 9 zeigt, machten 16% (also immerhin 14% mehr als bei den männlichen Patienten), die Angabe, dass sie noch nie sexuelle Probleme bei ihren Patientinnen festgestellt hätten (p < 0,001). Zumindest bei einem Viertel ihrer Patientinnen stellten 71% der Ärztinnen und Ärzte sexuelle Probleme

fest, bei mindestens der Hälfte der Patientinnen wurden solche Probleme von 12% und „sehr häufig“ von 1% der Ärzte gefunden.

Insgesamt zeigt sich, dass durch eine gezielte Nachfrage durch die Ärzte mehr sexuelle Probleme offenbar werden, als von den Patienten spontan geäußert worden sind. Dabei wurden bei den *männlichen Patienten* (s. Abb 10) mit weitem Abstand am häufigsten Erektionsstörungen festgestellt, nämlich von 91,4% der hierzu antwortenden Ärzte und 85,7% der Ärztinnen, gefolgt von Appetenzmangel (67,9% sowohl der Ärzte als auch der Ärztinnen gaben an, diese Diagnose zumindest gelegentlich zu stellen), dem vorzeitigem Samenerguss (von 53,1% der Ärzte und 35,7% der Ärztinnen berichtet) sowie Schmerzen beim Geschlechtsverkehr (berichtet von 26% der Ärzte und 3,6% der Ärztinnen; $p < 0,001$).

Vergleicht man die Angaben der Ärztinnen mit jenen der Ärzte, so findet sich in den Angaben zu Erektionsstörungen und Appetenzmangel kein Unterschied, wohl aber hinsichtlich der Diagnose einer Ejaculatio praecox, die von Ärzten signifikant häufiger gestellt wird als von Ärztinnen. Auch Schmerzen ihrer männlichen Patienten beim GV werden von Ärzten häufiger erhoben als von Ärztinnen.

Bei den *Patientinnen* dominierten Berichte über Appetenzmangel (s. Abb. 11): 63% der Ärzte und 75% der Ärztinnen hatten diesen mindestens gelegentlich festgestellt. Gefolgt wurde diese Angabe von Feststellungen einer Dyspareunie (50,6% der Ärzte und 64,3% der Ärztinnen), Orgasmusstörungen (46,9% der Ärzte und 50% der Ärztinnen; n.s.), Lubrikationsproblemen (39,5% der Ärzte und 42,9% der Ärztinnen). Bei den Patientinnen fanden sich in dieser Hinsicht keine statistisch relevanten Unterschiede zwischen den Angaben der Ärztinnen und der Ärzte.

Geschlechtsidentitätsstörungen oder *Probleme bei der Findung der sexuellen Identität* (sog. Coming-out-Probleme) wurden von 4% der Ärzte bei männlichen Patienten und von 3% bei weiblichen Patienten beschrieben. Zwanzig Ärztinnen (= 71,4% von 28) und 42 Ärzte (= 51,8% von 82) berichteten über Hinweise auf *sexuelle Traumatisierungen* bei ihren Patientinnen; bei männlichen Patienten berichteten hierüber 24 Ärzte (= 29,6%) und sieben Ärztinnen (25%; n.s.). Sechszwanzig Ärzte (32,1%) und sieben Ärztinnen (25%) hatten jemals bei einem männlichen Patienten „*abweichende sexuelle Neigungen*“ festgestellt (n.s.). Über derartige Feststellungen bei Patientinnen berichteten 12 Ärzte (14,8%) und zwei Ärztinnen (7,1%) (n.s.). Methodenkritisch sei hier jedoch angemerkt, dass unsere unscharfe Fragenformulierung möglicherweise die Kollegen dazu verleitete, auch nicht-heterosexuelle Orientierungen in diese Betrachtung einzubeziehen

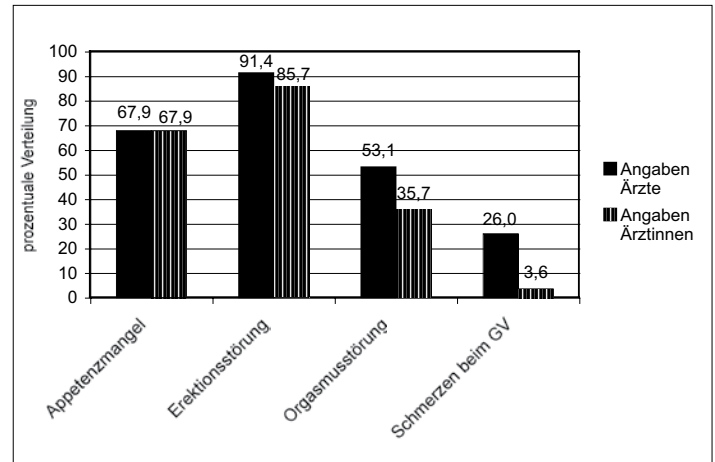


Abb. 10 Sexuelle Funktionsstörungen der Männer

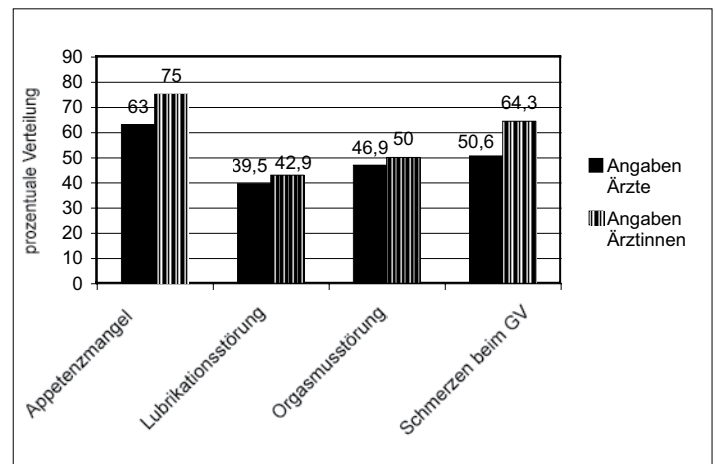


Abb. 11 Sexuelle Funktionsstörungen der Frauen

Thematisierung von Sexualität im Zusammenhang mit Erkrankungen und/oder Medikation

Wie aus Tabelle 1 ersichtlich, wurde bei bestimmten *Erkrankungen* häufiger ein Gespräch über Sexualität geführt. Bei einer KHK, Diabetes mellitus, antihypertensiver Therapie und insbesondere bei einer Erkrankung an HIV bzw. sexuell übertragbaren Krankheiten wird die Häufigkeit einer Thematisierung von Sexualität im Vergleich öfter mit „häufig“ bis „immer“ angegeben. Bei anderen, ebenfalls oft zu sexuellen Problemen führenden Erkrankungen, ist dieser Trend jedoch nicht ersichtlich. Hierzu gehören die chronische Niereninsuffizienz, Parkinson, Multiple Sklerose und eine Neuroleptikabehandlung.

Über die Ansprache sexueller Nebenwirkungen im Zusammenhang mit *Medikamenten* bei Patienten und Patientinnen informieren die Abbildungen 12 und 13.

Erneut findet sich ein hochsignifikanter Unterschied in Abhängigkeit vom Geschlecht des Patienten: Während 31% der Ärzte die Sexualität „häufig“ oder noch öfter bei

Tab. 1 Thematisierung von Sexualität in Zusammenhang mit Erkrankungen

Diagnose	Nie	Selten (25% der Fälle)	Häufig (50% d. Fälle)	sehr häufig (75%)	immer	Summe
Diabetes mellitus	2%	42%	31%	20%	5%	n=86, 100%
Chronische Niereninsuffizienz	59%	24%	7%	10%	0%	n=58, 100%
HIV/sex. Übertr. Erkrankungen	38%	28%	7%	3%	24%	n=68, 100%
onkologische Erkrankungen	37%	47%	10%	3%	3%	n=63, 100%
Parkinson	70%	24%	4%	2%	0%	n=50, 100%
Multiple Sklerose	61%	30%	5%	0%	4%	n=57, 100%
KHK	14%	50%	30%	5%	1%	n=74, 100%
Antihypertensive Therapie	5%	47%	22%	22%	4%	n=92, 100%
Neuroleptika-behandlung	46%	39%	10%	2%	3%	n=62, 100%
Zustand nach OP	30%	52%	10%	5%	3%	n=63, 100%
sonstiges	58%	26%	11%	5%	0%	n=19, 100%

ihren männlichen Patienten bei entsprechender Medikation ansprechen, wird diese Angabe nur von 10% der Ärzte hinsichtlich ihrer Patientinnen gemacht. Umgekehrt sprechen 3% der Ärzte ihre männlichen Patienten „niemals“ im Zusammenhang mit bestimmten Medikamenten auf ihre Sexualität an, aber mit 34% der Ärzte verhalten sich knapp ein Drittel mehr derselben Ärzte so ihren Patientinnen gegenüber ($p < 0,001$).

Besonders häufig (60% aller Respondenten) – und dann vor allem bei Männern – wurden Medikamentennebenwirkungen bei Antihypertensiva-Gabe angesprochen, gefolgt von Neuroleptika und Antidepressiva (jeweils 15%). Weitere Medikamentenverschreibungen (Sedativa, Kontrazeptiva, Parkinsonmedikamente, CSE-Hemmer) wurden nur vereinzelt genannt.

Probleme bei der Thematisierung der Sexualität in der hausärztlichen Praxis

Auf die Frage, welche Probleme die Ärzte für sich beim Ansprechen der Sexualität des Patienten sehen, konnten mehrere Antworten gegeben werden (n somit = 193). Sieben Ärzte machten hierzu keinerlei Angaben. Die am häufigsten genannten Gründe waren mit 34% aller Antworten die Annahme, dieses Thema sei „dem Patienten unangenehm“, „Zeitgründe“ mit 21%, das „unterschiedliche Geschlecht zum Patienten“ mit 15% und das sich ein solches „Thema sich nicht anbiete“ mit 10%. Immerhin 4% der Respondenten betrachteten das Ansprechen von Sexualität als „nicht notwendig“, 6% gaben an, das Ansprechen sei ihnen „unangenehm“ (s. Abb. 14).

Uns interessierte in diesem Zusammenhang, wie sicher sich die befragten Ärzte im Umgang mit dem Thema Sexualität in ihrer ärztlichen Arbeit fühlten. Abbildung 15 zeigt die diesbezüglichen *Selbsteinschätzungen der Ärzte* auf die entsprechende Frage. Alle Ärztinnen und Ärzte beantworteten diese Frage. 40% der Respondenten fühlten sich im Umgang mit diesem Thema „sicher“ (33%) oder „sehr sicher“ (7%), die Mehrzahl war nur „mäßig sicher“ (53%), „unsicher“ (5%) oder „sehr unsicher“ (7%). Es bestand kein signifikanter Unterschied in der Beantwortung der Frage zwischen Ärzten und Ärztinnen, zwischen Stadtärzten und Ärzten aus ländlichen Bereichen oder zwischen jüngeren und älteren Ärzten.

Das verwundert auch nicht, wenn man die Antworten auf unsere Frage nach den bisher im Rahmen der Aus- und Weiterbildung erhaltenen Informationen zu sexualmedizinischen Störungsbildern betrachtet (s. Abb 16): Die ganz überwiegende Mehrheit (87% aller hierauf antwortenden 110 Ärzte!) hielten die Informationen, die sie während des Studiums zu sexualmedizinischen Störungsbildern bekommen hatten, für „nicht ausreichend“.

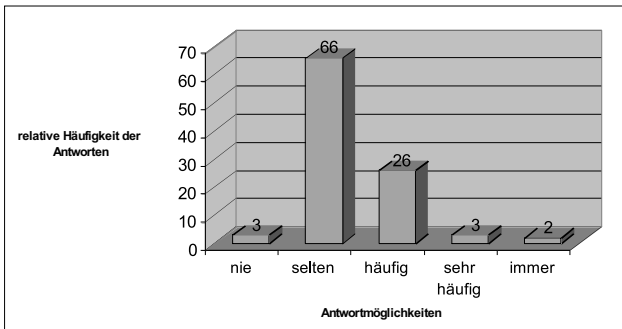


Abb. 12 Thematisierungen der Sexualität aufgrund der Medikation bei Patienten

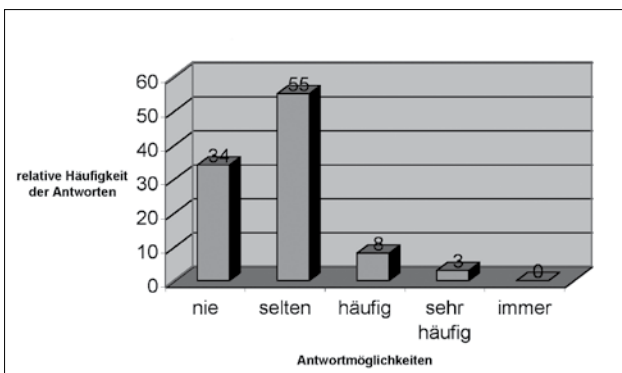


Abb. 13 Thematisierungen der Sexualität aufgrund der Medikation bei Patientinnen

Es bestand hierbei kein signifikanter Unterschied zwischen den Antworten von jüngeren Ärzten und älteren Ärzten, welcher auf qualitative Veränderungen innerhalb des Studiums über die letzten Jahre schließen ließe. Es erscheint dann auch der Lage angemessen, wenn sich mit 81% (von 110) eine deutliche Mehrheit aller befragten Ärzte entsprechende Weiterbildungsangebote wünschen (Abb. 17). Ärzte aus der Stadt wie jene aus ländlichen Bereichen unterscheiden sich hierin nicht, ebenso wenig die Ärzte von den Ärztinnen. Einzig das Alter der Kollegen spielte hier eine Rolle: Ältere Ärzte beantworteten diese Frage häufiger mit „nein“ als jüngere Ärzte ($p < 0,05$).

Diskussion

Häufigkeit und Brisanz der im Zusammenhang mit sexuellen Störungen auftretenden Probleme waren der Anlass dafür, dass die WHO bereits im Jahre 1975 und erneut 2001 Handlungsempfehlungen für den ärztlichen Umgang mit Sexualität und ihren Störungen herausgab. Der leitende Arzt des US-amerikanischen Gesundheitswesens (*Surgeon General*) hat sich im Jahre 2001 mit einem „*Call to Action*“ an die dortige Ärzteschaft gewandt und sie aufgefordert, sexuelle Gesundheit und verantwortungsvolles Sexualverhalten stärker in den Fokus der ärztlichen Tätigkeit zu rücken. Auch vor dem Hintergrund der AIDS-Pandemie wurde in internationalen Statements das Augenmerk auf die Rolle des Hausarztes (*General Practitioner*, *Primary Health Care*, *Family Care Practitioner*) gelegt.

Diese Appelle sind mehr als angemessen, wenn man bedenkt, dass aus diversen epidemiologischen Untersuchungen (i. Überblick Wyscick, 2008; Beier et al., 2000; 2005) bekannt ist, dass ca. 30% aller erwachsenen Männer und 40% aller erwachsenen Frauen in hochentwickelten Industrieländern wie der Bundesrepublik im Lauf ihres Lebens längere Zeit unter Sexualstörungen (auch im Gefolge von anderen Grunderkrankungen, deren Behandlung oder im Gefolge sexueller Traumatisierung) leiden. Jede 7. Frau wird im Laufe ihres Lebens Opfer sexueller Übergriffe (BMFSFJ 2004), knapp 9% aller Mädchen und 3% aller Jungen werden in der Zeit zwischen ihrer Geburt und ihrem 16. Lebensjahr Opfer sexueller Übergriffe mit Körperkontakt (Wetzels, 1997). Die Berliner Männerstudie (Ahlers et al., 2010) hat gezeigt, dass 1,7% der Männer zwischen 40 und 79 Jahren ein Paraphilie-assoziiertes sexuelles Erregungsmuster mit Leidensdruck aufweisen und teilweise auch schon ausagiert haben, darunter eine nennenswerte Zahl mit pädophilen Neigungen. Diese Zahlen lassen es nachgerade geboten erscheinen, dass die Ärzteschaft hier adäquate Hilfsangebote bereithält.

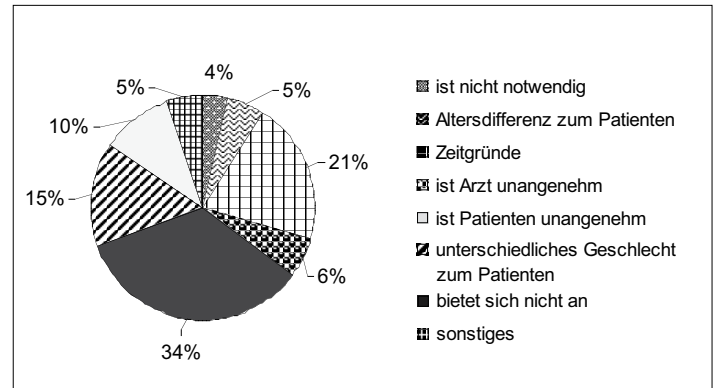


Abb. 14 Probleme beim Ansprechen der Sexualität – Übersicht über die Antwortenverteilung

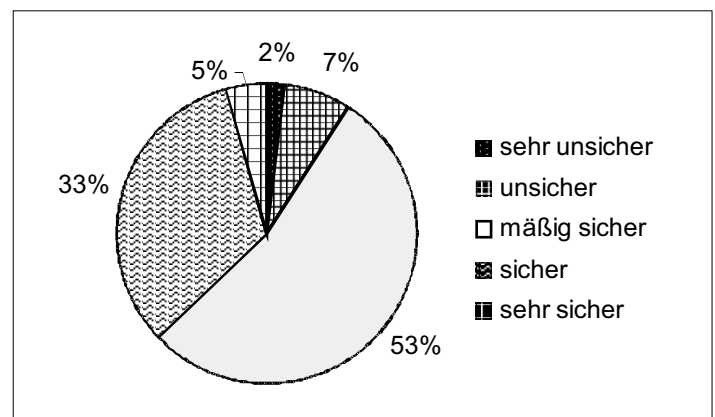


Abb. 15 Wie sicher fühlen Sie sich im Umgang mit den Patienten, die Sexualstörungen haben? – prozentuale Antwortenverteilung

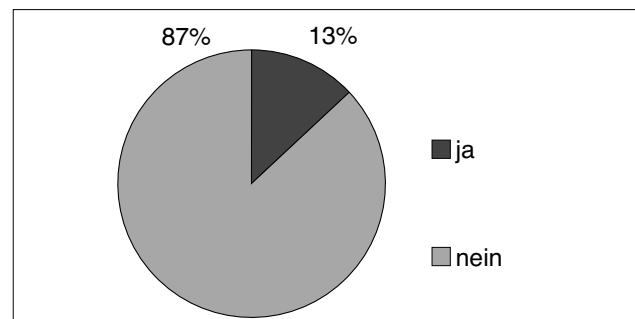


Abb. 16 Haben Sie während Ihres Medizinstudiums ausreichend Informationen über sexualmedizinische Störungsbilder erhalten? – prozentuale Antwortenverteilung

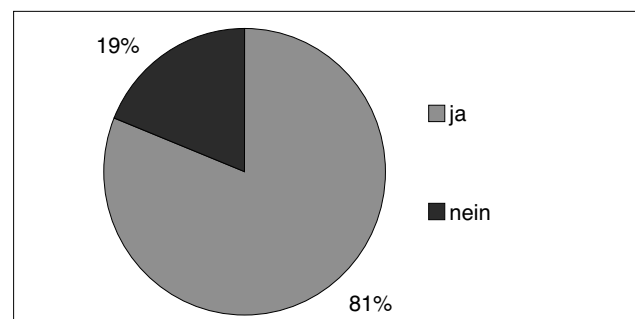


Abb. 17 Würden Sie mehr Weiterbildungsangebote zu diesem Thema wünschen? – prozentuale Antwortenverteilung

Betrachtet man die Gesamtheit der von uns erhobenen Ergebnisse, so kann festgestellt werden, dass die Mehrzahl der an unserer Untersuchung teilnehmenden Ärztinnen und Ärzte versuchen, der Brisanz des Themas Sexualität gerecht zu werden und ihm zumindest einen gewissen Raum in ihrer ärztlichen Praxis einzuräumen. Zwei Drittel widersprechen der Aussage, dass das Thema in ihrer Tätigkeit keine Rolle spiele, knapp ein Drittel pflichten dem nur teilweise bei, weniger als ein Zwanzigstel bejahen diese Aussage. Dies Problembewusstsein stellt – verglichen mit der nun über dreißig Jahre alten einzigen deutschen Studie (Pacharzina 1975) – einen bemerkenswerten Fortschritt dar, der jedoch nur sehr bedingt auf die Gesamtheit der Hausärzte zu verallgemeinern sein dürfte: Es ist keinesfalls ausgeschlossen, ja, sogar wahrscheinlich, dass unter den ca. ein Drittel der Ärztinnen und Ärzte, die unsere Umfrage beantworteten, vor allem jene sind, die in ihrer bisherigen Praxis (aus unklar bleibenden Gründen) bereits eine größere Achtsamkeit für sexuelle Problemlagen ihrer Patienten zeigten und deshalb auch die Untersuchung durch ihre Teilnahme unterstützten.

Auch seitens der Patienten lässt sich – verglichen mit der Studie Pacharzinas (1975) – ein größere Bereitschaft konstatieren, sich aus eigenem Antrieb ihrem Arzt mit sexuellen Problemen zu offenbaren: War dies vor über dreißig Jahren nur bei einer Minderheit (nämlich 8%) der Fall, so geben 90% der von uns befragten Hausärzte an, dass sich mindestens ein Viertel ihrer männlichen Patienten schon einmal von sich aus wegen eines sexuellen Problems an sie gewandt habe. Bezüglich der weiblichen Patienten wird dies von 70% der hierzu antwortenden Ärzte berichtet.

Die Ursache sowohl für diese deutlich gestiegene spontane Ansprache des Themas durch Patientinnen und Patienten als auch für die diesbezüglich größere Achtsamkeit der Hausärzte könnte einerseits in einer Zunahme sexueller Störungen liegen. Allerdings gibt es keinerlei Untersuchungen, die eine solche Zunahme belegen. Betrachtet man die Entwicklung der letzten 40 Jahre, so wird hingegen deutlich, dass sich die öffentliche Einstellung und der Umgang mit dem Thema Sexualität stark verändert haben. Das könnte auch die offenere Einstellung von Ärzten und Patienten erklären.

Diese positive Entwicklung bedeutet aber nicht, dass die vielfältigen Probleme nun angemessen adressiert würden: Die meisten Ärzte gaben an, dass sie nur bei ca. einem Viertel ihrer Patienten Sexualität thematisieren, also z.B. eine Sexualanamnese erheben. In Anbetracht der Bedeutung der menschlichen Sexualität für das allgemeine Wohlbefinden und der Verbreitung sexueller Störungen mit Auswirkungen auf die Lebensqualität, weiterhin mit Blick auf die Tatsache, dass Sexualstörun-

gen Erstmanifestation einer anderen körperlichen Grunderkrankung sein können (Görge et al., 2003; Miner & Kuritzki, 2007), sollte eine Sexualanamnese jedoch zum Standard der hausärztlichen Untersuchung gehören, vor allem wenn man bedenkt, dass Patienten dies eigentlich auch von ihrem Arzt erwarten. Diese Forderung ist alt und stellt eigentlich eine Selbstverständlichkeit dar – eingelöst ist sie bis heute nicht.

Der zunächst genannte Hauptgrund für die Nicht-Ansprache der Sexualität – der sich jedoch, wie weiter unten darzustellen sein wird, tatsächlich als vorgeschobenes Argument erweist – ist nicht minder alt: Neben „Mangel an Zeit“ und „unterschiedliches Geschlecht von Arzt und Patient“ wird von ca. einem Drittel der Ärzte die Vermutung angegeben, es sei dem Patienten „unangenehm“ über seine sexuelle Gesundheit befragt zu werden. Es stellt sich indes die Frage, woher die Kollegen dies wissen, wenn sie noch nie mit ihren Patienten über dieses Thema gesprochen haben? Wie eingangs referiert zeigen Patientenbefragungen ganz klar, dass diese Vermutung der Ärzte durch nichts gedeckt ist, ja, im deutlichen Widerspruch zu den Erwartungen der Patienten steht.

Als weiteres Manko fiel die relative Benachteiligung von Patientinnen auf, sowohl wenn es um spontane Klagen über sexuelle Störungen als auch, wenn es um deren Erhebung durch den Arzt geht. Immerhin fast ein Drittel der Ärzte gaben an, dass ihre Patientinnen „nie“ über sexuelle Probleme klagen (gegenüber lediglich 5% der Ärzte, die dies über ihre männlichen Patienten berichten). Dies steht im eklatanten Widerspruch zu dem von mehreren Arbeitsgruppen gesicherten Befund, dass Frauen im Lebenslängsschnitt häufiger unter Sexualstörungen leiden als Männer. So fanden beispielsweise Laumann und Mitarbeiter (1999) in ihrer großangelegten Studie zur Verbreitung von sexuellen Störungen, dass 43% der Frauen (gegenüber 31% der Männer) im Alter zwischen 18 und 59 Jahren länger als 6 Monate an einer sexuellen Funktionsstörung leiden. Vor diesem Hintergrund ist es dann auch beunruhigend, dass immerhin 16% der Ärzte angaben, dass Sexualität „nie ein Thema im Arztgespräch“ mit ihren Patientinnen sei – eine Angabe, die die Kollegen nur bezüglich 3% ihrer männlichen Patienten machten. Bei Patientinnen diagnostizierten ganze 16% der Ärzte „niemals“ sexuelle Störungen, bei den Patienten waren es hingegen nur 2% derselben Ärzte. Auch bei der Thematisierung von Sexualität anlässlich bestimmter Medikation gaben nur 3% der Ärzte an, ihre männlichen Patienten in diesem Zusammenhang „nie“ zu befragen, 26% taten dies sogar „häufig“, d.h. bei mindestens der Hälfte der entsprechenden Patienten. Die Patientinnen werden auch hier signifikant benachteiligt: 34% der Ärzte berichteten, dass sie ihre Patientinnen in diesem Zusammenhang „nie“ zur Sexualität befragen.

Zudem überrascht die signifikant unterschiedliche Beteiligung an der Beantwortung zu dieser Fragestellung: 5% der Ärzte gaben keine Antwort bei den männlichen Patienten, aber ganze 22% der Ärzte gaben keine Antwort bei den Patientinnen.

Diese geschlechtsabhängigen Unterschiede könnten einerseits dadurch bedingt sein, dass – wie gezeigt wurde – es bei einem Arzt des eigenen Geschlechts leichter fällt, derartige Themen anzusprechen; es nahmen aber weniger Ärztinnen als Ärzte an unserer Untersuchung teil. In Analogie hierzu fanden Burd und Mitarbeiter (2006) in ihrer Studie einen signifikanten Unterschied zwischen dem Unbehagen von Ärzten und Ärztinnen bei Erhebung einer Sexualanamnese von Patienten und Patientinnen mit dem Ergebnis, dass es den Ärzten leichter fällt, gleichgeschlechtliche Patienten zu befragen. Ein zweiter Grund hierfür könnte darin liegen, dass die Ärzte annehmen, ihre Patientinnen könnten oder würden sich in diesen Fragen häufiger an ihren Frauenarzt wenden. Drittens wäre es möglich, dass die massenmediale Thematisierung von Medikamenten zur Behandlung der Erektionsstörungen männliche Sexualstörungen eher in das Blickfeld der Aufmerksamkeit gerückt haben und Patienten und Ärzte sich deshalb eher wagen, dieses Problem anzusprechen.

Auch zum Thema „Sexualstörungen bei Erkrankungen bzw. ihrer Behandlung“ werden widersprüchliche Ergebnisse deutlich: Während über die Hälfte (56%) der hierzu antwortenden Ärzte dies Thema bei Patientinnen und Patienten mit Diabetes mellitus und noch 48% bei einer antihypertensiven Therapie häufig ansprachen, geschah dies bei anderen Erkrankungen mit bekannten beeinträchtigenden Auswirkungen auf die Sexualität deutlich seltener. Dabei ist zu berücksichtigen, dass die entsprechenden Fragen durchaus nicht von allen Ärzten beantwortet wurden – die genannten Zahlen stellen also bereits Maximalangaben dar. Auch hier profitieren vor allem die männlichen Patienten, denen ca. ein Drittel der befragten Ärzte ein Gespräch anboten, während dies bei Patientinnen nur von einem Zehntel der Ärzte berichtet wurde.

Unsere Untersuchung hat weiterhin gezeigt, dass die von den befragten Ärzten festgestellten Sexualstörungen in der Rangfolge ihrer Häufigkeit in etwa der Verbreitung dieser Störungen in der Normalpopulation entsprechen: Bei den Männern dominierten die Erektionsstörungen, gefolgt von Appetenzmangel und vorzeitigem Samenerguss, wobei letzterer von den Ärzten signifikant häufiger diagnostiziert wurde als von den Ärztinnen. Dies könnte daran liegen, dass den Ärztinnen möglicherweise diese häufigste Sexualstörung des Mannes (mit dem geringsten Leidensdruck) nicht so bekannt ist.

Auch die Angaben zur Häufigkeit, mit der Probleme im Gefolge sexueller Traumatisierungen festgestellt wur-

den, entspricht in der Relation den vorliegenden Daten zur Verbreitung sexueller Übergriffe: Diese wurden bei Patientinnen von 71% der Ärztinnen und knapp 52% der Ärzte festgestellt und damit deutlich häufiger als bei Patienten, wo dies von ca. einem Viertel der Ärztinnen und Ärzte genannt wurde.

Hauptgrund für die genannten Widersprüche zwischen gewachsenem Problembewusstsein der Ärzte einerseits und noch immer zu geringer Ansprache des Thema andererseits dürfte der Umstand sein, dass die weit überwiegende Zahl der an unserer Untersuchung teilnehmenden Ärztinnen und Ärzte mit bemerkenswerter Offenheit angaben, sich unzureichend auf den ärztliche Umgang mit Sexualität und ihren Störungen vorbereitet zu fühlen: Es zeigt sich hier also kaum ein Unterschied zu den 30 Jahre zurückliegenden Untersuchungen von Pacharzina (1975) und auch keine Verbesserung der Situation im Laufe der Jahre, wenn sich sowohl die älteren als auch die jüngeren Ärzte mehrheitlich nur mäßig sicher (53%) oder sogar unsicher oder sehr unsicher (13%) im Umgang mit Sexualstörungen fühlen und 87% der Befragten (ebenfalls ohne Altersunterschiede) angaben, in ihrem Studium keine ausreichenden Informationen über sexualmedizinische Störungsbilder erhalten zu haben: Dies entspricht insofern sicherlich der Wahrheit, als es Sexualmedizin als Lehrfach nur an drei deutschen Universitäten gibt.

Es zeugt wiederum von dem Problembewusstsein der Befragten und ihrem Bedürfnis, ihren Patientinnen und Patienten auch in diesem wichtigen Lebensbereich adäquate Hilfe anbieten zu können, wenn sich 81% von ihnen (jüngere stärker als ältere) hierzu entsprechende sexualmedizinische Weiterbildungsangebote wünschen. Allerdings muss auch hier einschränkend darauf hingewiesen werden, dass die an der Befragung Teilnehmenden (also knapp 35% aller angeschriebenen Hausärzte) sich wahrscheinlich schon durch ihre Teilnahme an der Untersuchung als diesbezüglich interessierte und vielleicht auch besonders engagierte Ärzte erwiesen haben.

Die Tatsache, dass unsere Untersuchung ebenso wie eine Vielzahl anderer Studien gezeigt haben, dass sich Ärztinnen und Ärzte zwar über die Häufigkeit sexueller Probleme bei ihren Patienten durchaus im Klaren sind, ihnen auch Hilfe anbieten wollen, dies aber vor allem aufgrund mangelnder Kenntnisse und Fertigkeiten nicht tun können, weshalb sie sich entsprechende Verbesserungen der Aus-, Fort- und Weiterbildung wünschen, unterstreicht erneut den Bedarf einer berufsbegleitenden Fort- und Weiterbildung im Bereich der Sexualmedizin. Die Akademie für Sexualmedizin bietet seit 1997 entsprechende berufsbegleitende Weiterbildungscurricula an und hat bereits 1995 die Einführung einer Zusatzbezeichnung für Sexualmedizin in die (Muster-)

Weiterbildungsordnung für Ärzte gefordert (s. Vogt et al., 1995; Beier, 1999). Bislang hat lediglich die Landesärztekammer Berlin (im November 2007; s. Amtsblatt für Berlin vom 2.11.2007, S. 2852ff) diese Zusatzbezeichnung eingeführt und 2010 einen entsprechenden Antrag auf deren bundesweite Etablierung an den 113. Deutschen Ärztetag in Dresden gerichtet. Es bleibt in Anbetracht der Häufigkeit und Vielfalt sexueller Störungen zu hoffen, dass diesem Antrag nun endlich – nach immerhin 15 Jahren Bearbeitungsdauer – stattgegeben wird. Ansonsten droht nicht nur ein Fortbestehen einer eklatanten Versorgungslücke, die nachweislich zu erheblichen Belastungen der Patientinnen und Patienten führt, sondern auch die Peinlichkeit, dass Deutschland als Gründungsland der Sexualmedizin im europäischen Kontext zum sexualmedizinischen Entwicklungsland regrediert: Die European Academy for Sexual Medicine bietet auf europäischer Ebene seit 2007 mehrwöchige (allerdings bislang nur Theorieteile beinhaltende) Weiterbildungskurse in Sexualmedizin an, deren Inhalte sich weitestgehend an den deutschen Curricula orientieren und deren Anerkennung durch die Union Européenne des Médecins Spécialistes (UEMS) sich gegenwärtig in Vorbereitung befindet (Pryor, 2007).

Ein auf Initiative der Akademie für Sexualmedizin (ASM) nunmehr von einer Arbeitsgruppe aus Mitgliedern der ASM, der Deutschen Gesellschaft für Sexualmedizin und Sexualtherapie (DGSM) und der Deutschen Gesellschaft für Sexualforschung (DGfS) entwickelter 40stündiger Fortbildungskurs „Einführung in die sexualmedizinische Diagnostik und Beratung“ kann die beschriebene Versorgungslücke mit Sicherheit nicht schließen. Es ist dies allerdings ein erster Schritt, um dem erkennbar vorhandenen Bedürfnis der Ärzteschaft, ihren Patienten wenigstens bessere Informationen und Beratung bei sexuellen Problemen anbieten zu können, gerecht zu werden.

Die Kolleginnen und Kollegen sind sich – und das darf dann wohl als ein positives Ergebnis unserer Untersuchung betrachtet werden – ihrer ärztlichen Verantwortung auch in diesem sensiblen und wichtigen Bereich menschlichen Lebens und Erlebens durchaus bewusst und wünschen sich, hier adäquat Hilfe anbieten zu können. Es ist nun an den Gremien des Berufsstandes, diesem Bedürfnis gerecht zu werden – nicht nur im Interesse der wohlwollenden, aber leider oft noch hilflosen Helfer, sondern vor allem im Interesse der uns anvertrauten Patientinnen und Patienten.

Literatur

- Ahlers, C.J., Schaefer, G.A., Mundt, I.A., Roll, S., Englert, H., Willich, S.N., Beier, K.M., 2009. How Unusual are the Contents of Paraphilias? Paraphilia-Associated Sexual Arousal Patterns in a Community-Based Sample of Men. *J Sex Med.* DOI: 10.1111/j.1743-6109.2009.01597.x.
- Aschka, C., Himmel, W., Ittner, E., Kochen, N. M. 2001. Sexual problems of male patients in family practice. *J Fam Pract* 50, 773–778.
- Beier, K.M., 1999. Sexualmedizin: Berufsbegleitende Fortbildung mit Zertifikat. *Dtsch Ärztebl* 96, 2075–2077.
- Beier, K.M., Hartmann, U., Bosinski, H.A.G., 2000. Bedarfsanalyse zur sexualmedizinischen Versorgung. *Sexuologie* 7, 62ff.
- Beier, K.M., Bosinski, H.A.G., Loewit, K., Ahlers, C.J., 2005. *Sexualmedizin: Grundlagen und Praxis*. 2. Auflage, Urban & Fischer, München.
- Büsing, S., Liedtke, R., 1999. Spezialambulanz für sexuelle Funktionsstörungen. Ein Erfahrungsbericht im Kontext empirischer Daten. *Sexualmedizin* 21, 266–273.
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, 2004. Lebenssituation, Sicherheit und Gesundheit von Frauen in Deutschland. Eine repräsentative Untersuchung zur Gewalt gegen Frauen in Deutschland. BMFSFJ. Berlin.
- Burd, I.D., Nevadunsky, N., Bachmann, G., 2006. Impact of physician gender on sexual history taking in a multispecialty practice. *J Sex Med* 3, 194–200.
- Corrado, M., 1999. Men and erectile dysfunction: a survey of attitudes in 10 countries. *ISIR Newsbulletin*, 2, August 1999.
- Dunn, K. M., Croft, P. R., Hackett, G. I., 1998. Sexual problems: A study of the prevalence and need for health care in the general population. *Fam Pract* 15, 519–524
- Görge, G., Flüchter, S., Kirstein, M., Kunz, T., 2003. Sexualität, erektile Dysfunktion und das Herz: Ein zunehmendes Problem. *Herz* 28, 284–90.
- Gott, M., Hinchliff, S., 2003. Barriers to seeking treatment for sexual problems in primary care: a qualitative study with older people. *Fam Pract* 20, 690–695.
- Haboubi, N.H., Lincoln, N., 2003. Views of health professionals on discussing sexual issues with patients. *Disabil Rehabil* 25, 291–6.
- Hartmann, U., Niccolosi, A., Glasser, D.B., Gingell, C., Buvat, J., Moreira, E., Laumann, E., 2002. Sexualität in der Arzt-Patient-Kommunikation. Ergebnisse der „Globalen Studie zu sexuellen Einstellungen und Verhaltensweisen“. *Sexuologie* 9, 50–60.
- Hinchliff, S., Gott, M., Galena, E., 2004. GPs' perceptions of the gender-related barriers to discussing sexual health in consultations – a qualitative study. *Eur J Gen Pract* 10, 56–60.
- Landesärztekammer Berlin, November 2007. Einführung der Zusatzbezeichnung Sexualmedizin. *Amtsblatt für Berlin* vom 2.11.2007, S. 2852 ff.
- Laumann, E.O., Paik, A., Rosen, R.C., 1999. Sexual dysfunction in the United States. Prevalence and predictors. *JAMA* 281, 537–544.
- Lindau, S.T., Schumm, L.P., Laumann, E.O., Levinson, W., O'Muircheartaigh, C.A., Waite, L.J., 2007. A study of sexuality and health among older adults in the United States. *N Engl J Med* 357, 762–74.

- Miner, M.M., Kuritzky, L., 2007. Erectile dysfunction: a sentinel marker for cardiovascular disease in primary care. *Cleve Clin J Med* 74, 30–7.
- Moreira, E. D., Brock, G., Glasser, D. B., Nicolosi, A., Laumann, E. O., Paik, A., Wang, T., Gingell, C. for the GSSAB Investigators Group, 2005. Help-seeking behaviour for sexual problems: the global study of sexual attitudes and behaviors. *Int J Clin Pract* 59, 6–16.
- Pacharzina, K., 1975. Sexualmedizin in der Allgemeinpraxis, Teil 1-3. *Sexualmedizin* 4, 485–490, 535–542, 630–645.
- Patel, H., Heng, E. L., Aleem, A., Chung, N., John, M., Tang, O., Theobald, N., 2004. GU medicine consultants' and clients' opinion on general practitioner involvement with sexual health care. *Int J STD AIDS* 15, 779.
- Pryor, J., 2007. A brief note on the European Academy for Sexual Medicine. *J Sex Med* 4, 310.
- Read, S., King, M., Watson, J., 1997. Sexual dysfunction in primary medical care: prevalence, characteristics and detection by the general practitioner. *J Public Health Med* 19, 387–391.
- Rogstad, K. E., Henton, L., 2004. General practitioners and the national strategy on sexual health and HIV. *Int J STD AIDS* 15, 169–72.
- Sadovsky, R., Nusbaum, M., 2006. Sexual health inquiry and support is a primary care priority. *J Sex Med* 3, 3–11.
- Temple-Smith, M., Hammond, J., Pyett, P., Presswell, N., 1996. Barriers to sexual history taking in general practice. *Aust Fam Physician* 25, 71–4.
- Vogt, H.-J., Loewit, K., Wille, R., Beier, K.M., Bosinski, H.A.G., 1995. Zusatzbezeichnung „Sexualmedizin“ – Bedarfsanalyse und Vorschläge für einen Gegenstandskatalog. *Sexuologie* 2, 65–89.
- Wetzels, P., 1997. Prävalenz und familiäre Hintergründe sexuellen Kindesmißbrauchs in Deutschland: Ergebnisse einer repräsentativen Befragung. *Sexuologie* 4, 89–107.
- Wycisk, verh. Cedzich, D.A., 2008. Sexualmedizinische Fragestellungen in der hausärztlichen Praxis – Ergebnisse einer Hausarztbefragung. *Med. Dissertation, Medizinische Fakultät der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel.*

Korrespondenzadresse

Prof. Dr. med. Hartmut A.G. Bosinski, Sektion für Sexualmedizin, Universitätsklinikum Schleswig-Holstein, Campus Kiel, Arnold-Heller-Str. 3, H. 28; 24105 Kiel.
Email: hagbosi@sexmed.uni-kiel.de

**Sophinette Becker, Margret Hauch, Helmut Leiblein (Hg.), Sex, Lügen und Internet**

Sexualwissenschaftliche und psychotherapeutische Perspektiven,

Verlag: Psychosozial-Verlag 2009, 185 Seiten, broschiert, ISBN-13: 9783837920192, € 22,90

Sexualität ist ein bedeutsamer Topos im Internet. Neosexualitäten haben zwischen alter Wirklichkeit und den neuen Räumen des World Wide Web ihren Platz gefunden. Was als virtuelle Erfahrung beginnt, kann Eigendynamik entwickeln und die Veränderung unserer Realität katalysieren. Bietet das Anlass zur Besorgnis oder ist alles ganz harmlos?

In den psychotherapeutischen, psychoanalytischen, pädagogischen und soziologischen Beiträgen dieses Bandes werden die verschiedenen Facetten empirisch und theoretisch beleuchtet und kontrovers diskutiert. Fachleute verschiedener Richtungen kommen zur Sprache, solche, die alarmiert sind, und solche, die interessiert und neugierig neosexuelle Phänomene und die neu entstandenen Netzräume betrachten.

Mit Beiträgen von Michael Bochow, Ulrike Brandenburg, Martin Dannecker, Arne Dekker, Sonja Düring, Stefanie Grote, Beate Hofstadler, Werner Meyer-Deters, Reinhold Munding, Axel Schmidt, Gunter Schmidt und Gabriele Teckentrup

Verleihung des Stiftungspreises der Wilhelm-von-Humboldt-Stiftung 2010

Begrüßung und Einführung zum Humboldt-Dialog und der Verleihung des Stiftungspreises der Wilhelm-von-Humboldt-Stiftung an Prof. Dr. Trabant und Prof. Dr. Meyer-Bahlburg

Klaus M. Beier

Meine sehr verehrten Damen und Herren, sehr geehrter Herr Prof. Trabant, sehr geehrter Herr Prof. Meyer-Bahlburg, liebe Freunde und Angehörige,

im Namen des Kuratoriums der *Wilhelm-von-Humboldt-Stiftung* begrüße ich Sie ganz herzlich zum Humboldt-Dialog und der Verleihung des Stiftungspreises im Jubiläumsjahr 2010 – denn vor 200 Jahren wurde die Berliner Universität gegründet und erinnert uns an eine unbestrittene Großtat Wilhelm von Humboldts, die er während nur 14monatiger Amtszeit in den Jahren 1809/1810 als Abteilungsleiter der Sektion Kultus im Preußischen Innenministerium umsetzte – im übrigen mit einem unerhörten Geschick bei den Berufungen (Evangelische Theologie: Schleiermacher, Jurisprudenz: Savigny; Medizin: Hufeland; Philosophie: Fichte; Altphilologie: F.A. Wolf; Geschichte: Niebuhr; Agronomie: Thaer; Chemie: Klaproth).

Vor allem damit ist er im kollektiven Gedächtnis haften geblieben: Es ist seine bekannteste Leistung geworden. Damals war er 43 Jahre alt und konnte zurückgreifen auf ein durchdachtes anthropologisches Konzept, das letztlich seine politische Praxis und seine Bildungsreform (mit-)erklärt.

Was wir darin finden können ist eine „Ehrfurcht für die Individualität selbstthätiger Wesen“ und einer „aus dieser Ehrfurcht entspringenden Sorgfalt für die Freiheit“, wie es bei ihm selbst heißt. Die Politik hatte nach seiner Auffassung dann die Aufgabe Zwänge und Einschränkungen zu beseitigen und er sah für eine neu zu gründende Institution „Universität Berlin“ deshalb auch eine ‚Stiftungskonstruktion‘ als mögliche Lösung um unabhängig vom König zu werden – nämlich durch Über-eignung von Domänen, aus deren Bewirtschaftung sich die Universität selbst finanzieren können sollte.

Bekanntlich werden heute in den Vereinigten Staaten von Amerika zahlreiche Universitäten nach einem solchen Finanzierungsmodell erfolgreich geführt.

Die Idee dahinter: Wissenschaft soll um ihrer selbst willen, d.h. zweckfrei betrieben und nicht als Mittel zu anderen Zwecken missbraucht werden. Deshalb die akademische Freiheit als Freiheit in Forschung und Lehre und seine Auffassung, dass der Universitätsprofessor nicht in erster Linie Lehrer und der Studierende nicht hauptsächlich „Schüler“ wie beim Schulunterricht sein sollte, sondern beide sind vor allem Forschende und der Erfahrene soll anleiten und unterstützen. Alles eingebunden in einen Dialog, der letztlich das Neue hervorbringen und damit Wachstum ermöglichen soll, denn nur im Austausch mit dem anderen entwickelt man sich weiter, weshalb man die Entwicklung des anderen fördern sollte, um nämlich auch die eigene voranzutreiben.

Dies ist exakt das Modell der Dialogik, welches Humboldt in seinen Horen-Aufsätzen über die Geschlechterdifferenz herausgearbeitet hat, um letztlich damit auch eine Vordenkerrolle der Geschlechterforschung einzunehmen, mit der er allerdings gerade nicht im kollektiven Gedächtnis haften geblieben ist.

Dabei ist das Grundkonzept hier bereits klar erkennbar: Individualität ist begrenzt und das Geschlecht selbst ist eine Grenze. Durch die Zugehörigkeit zu dem einen Geschlecht, gehört man automatisch nicht dem anderen an und ist insofern eingeschränkt. Nur: Die **Geschlechtlichkeit selber ist ein Motor** für die Hinwendung zum anderen, d.h. aus der Differenz entsteht die Spannung, diese wiederum enthält die Entwicklungspotentiale beider, sofern jeder die Entfaltung des anderen und dessen Wachstum möchte, was in eigenem Interesse der Fall sein sollte, weil erst dadurch die eigene Weiterentwicklung möglich wird.

So ist es einerseits die **Unterschiedlichkeit der Geschlechter**, aber andererseits auch ihre **Gleichwertigkeit**, die Humboldt betont. Es ist auf beiden Seiten immer Einwirkung und Rückwirkung, Selbsttätigkeit und Empfänglichkeit, Geben und Nehmen. Männliche und weibliche Form werden von ihm gerade herausgelöst aus dem **traditionellen Subordinationsverhältnis** und in ein **tätiges Wechselwirkungsverhältnis** hineinverlagert.

Humboldts Schriften wirken zwar – zeitbedingt – sprachlich überladen, aber unbefangen und als Aufbruch

zur Durchdringung einer basalen Erlebnisdimension des Menschen – nämlich der Sexualität.

Seine Sprachforschungen sind hierzu eine geniale Einlassstelle. Denn Sprache ist **Vermittlerin zwischen Denken und Sein** – für Humboldt ist dies ja ein **geschlechtliches Sein**. Die Wirklichkeit ist ursprünglich von einem Subjekt geäußert und von einem anderen Subjekt vernommene Rede. Menschliche Subjekte sind aber gerade keine idealen Sender und Empfänger von Informationen, eben durch ihre Subjektivität, sie **sind sich selbst und anderen undurchsichtige Individuen**, an deren Eigensinn die Allgemeinheit der Gedanken sich bricht. Darum finden wir die Humboldtsche These von der sprachlichen Weltansicht. Mit der äußeren Gleichheit des Wortes verbindet sich die innere Verschiedenheit der Sprache, von der die Bedeutung des Wortes getragen wird. Nur das Wort wird ausgesprochen. Als was es im einzelnen Bedeutung haben mag, das ergibt sich aus der Welt des Einzelnen.

Übertragen auf Sexualität: Das immer geschlechtliche Individuum besteht immer in der Differenz zu anderen geschlechtlichen Individuen, und die Sprache ist eine Vermittlerin um das Getrennte zu verbinden. Deshalb heißt es bei Humboldt, dass der „Gedanke der letzte Sprössling der Sinnlichkeit“ ist.

Die Sexualmedizin spricht – derselben Logik folgend – von der sexuellen Weltanschauung und betont auch hier das Subjektive, dass sich trotzdem – wie die Grammatik in der Sprache – auf Prinzipien und Strukturen zurückführen lässt, die wissenschaftlich erforschbar sind. Es gibt eben auch eine Grammatik der Sexualität.

Das wohl ist der Hintergrund für Humboldts kühnen Plan, eine „Geschichte der Abhängigkeit im Menschengeschlecht“ schreiben zu wollen, in der er diesen Strukturen nachzugehen gedachte und dabei kein Thema auslassen und selbst die Prostitution in einem eigenen Kapitel behandeln wollte.

Dass es ihm um Strukturen ging belegt eine Passage aus der Einleitung, in der es heißt: „Es müssen nicht nur die Menschen in verschiedenen Zuständen, sondern auch die allgemeinen Zustände an verschiedenen Menschen und Völkern betrachtet werden. Denn gerade sie sind das Bleibende, sich Forterhaltende, da der einzelne, genießende und leidende Mensch kommt und untergeht. (...) Denn die Einheit der Realität hebt die Getrenntheit der Erscheinungen auf.“

Von Sexualwissenschaftlern wird das zwar gern zitiert, in der Gesellschaft und der Bildungspolitik ist das ganze Thema aber noch lange nicht adäquat angekommen, sondern im Gegensatz weiterhin geeignet um Befangenheit, Verunsicherung und Ablehnung hervorzurufen.

Erst vor diesem Hintergrund wird der Missbrauchs skandal der letzten Monate verständlicher: Letztlich End-

punkt einer weit verbreiteten Grundhaltung, die sich auf den Nenner bringen lässt: Da gibt es zwar Probleme, aber lieber nicht so genau hinschauen.

Von Humboldt lernen heißt eben im Gegensatz dazu auch diesbezüglich genau hinzuschauen.

Die *Wilhelm von Humboldt-Stiftung* engagiert sich dafür, dieses Vermächtnis bewahren zu helfen und möchte mit dem Stiftungspreis Persönlichkeiten ehren, die diesem Aspekt die notwendige Beachtung geschenkt haben.

In diesem Jahr gibt es einen Preisträger aus der Sprachforschung und einen aus der Sexualforschung – Gebiete, die im Humboldtschen Sinne viel enger benachbart gedacht werden müssen als allgemein angenommen wird.

Der Entwicklung des jungen Humboldt genauer nachzuspüren war aber eine der Herausforderungen in der Zusammenarbeit mit der *Mendelssohn-Gesellschaft*, insbesondere mit Herrn Dr. Lackmann, der gleich zu ihnen sprechen wird, und Herrn Dr. Siebel, zwei subtile Kenner der Mendelssohns und ihrer vielfachen Verbindungen mit der deutschen Geistes- und Kulturgeschichte.

Dass sich für Wilhelm von Humboldt die Mitgliedschaft in der von Henriette Herz und Brendel Mendelssohn 1787 ins Leben gerufenen literarischen Vereinigung namens „Tugendbund“ auf seine spätere Geschlechterforschung ausgewirkt hat, ist sehr wahrscheinlich. Sicher ist, dass er durch den Tugendbund seine spätere Frau Caroline von Dacheröden kennen lernt und mit ihr eine lebenslang verbindende Zweierbeziehung eingeht, die für ihn aber gleichwohl das Kriterium der „Freiheit“ erfüllen musste – wiederum getragen von der Überzeugung, dass die optimalen Entwicklungsbedingungen für den Partner der eigenen Entwicklung dienen.

Daher der Titel der Veranstaltung „Zweiheit und Freiheit“ – gemeinsam ausgerichtet von der *Wilhelm von Humboldt Stiftung* und der *Mendelssohn-Gesellschaft*.

Ich bin dabei sehr dankbar für die vielen Einsichten, die aus dieser Zusammenarbeit resultiert sind: Vor allem aber gingen sie zurück auf genau jene Spannung unterschiedlicher Weltansichten, die dann eine Weitung ermöglichen, von der wir hoffen, dass sie sich auf den gemeinsam konzipierten zwei Bannern sein werden und das Verhältnis der Humboldts zu den Mendelssohns transparent machen sollen. Hinzu kommt eine neue Büste Wilhelm von Humboldts, welche die Stiftung als Dauerleihgabe der Mendelssohn-Remise zur Verfügung stellt, nachdem Alexander ja bereits hier vertreten ist.

In diesem Sinne danke ich der *Mendelssohn-Gesellschaft* für die bisherige Zusammenarbeit ganz außerordentlich, freue mich auf diesen Abend und übergebe das Wort an Dr. Lackmann, der auch zur Humboldt-Kantate der Sing-Akademie zu Berlin etwas sagen wird.

Prolog zur Ausstellung
Die Mendelssohns in der Jägerstraße

Die HUMBOLDTS und ihre Welt



Wilhelm und Alexander – Pioniere und Entdeckungsreisende
Die Humboldtbrüder verkörpern unsere Gegenwart. Zugewandert, die Welt um sich zu greifen, sie zu erschließen, sie zu befruchten, sie zu beheimaten. Sie sind die ersten, die die Welt als einen zusammenhängenden Raum gesehen haben. Sie sind die ersten, die die Welt als einen zusammenhängenden Raum gesehen haben. Sie sind die ersten, die die Welt als einen zusammenhängenden Raum gesehen haben.



1817 – ein prägendes Ereignis
Das Jahr 1817 ist ein prägendes Ereignis in der Geschichte der Humboldtbrüder. Es ist das Jahr, in dem sie nach ihrer Reise nach Amerika zurück nach Europa zurückkehrten.



Die Kunst
von Wilhelm von Humboldt
Bibliographische Angaben und Verlagsinformationen.

Table with columns for 'Denkmal' and 'Bibliographie'. It lists various works and editions related to the Humboldt brothers.

Wilhelm von Humboldt ist ein deutscher Philosoph, Sprachwissenschaftler, Politiker und Diplomat. Er war ein führender Kopf der Aufklärung in Preußen.

APHORISMEN
von Wilhelm von Humboldt
Eine Sammlung von philosophischen Gedanken.



Prolog zur Ausstellung
Die Mendelssohns in der Jägerstraße

Die HUMBOLDTS – Dialog mit dem „Anderen“
als Aufbruch zur Neuen Zeit

Tugendbäume – Die Weiterentwicklung der Gefühle

Die Tugendbäume sind ein zentrales Element der Humboldt-Philosophie. Sie symbolisieren die Entwicklung der menschlichen Seele und die Erziehung der Kinder.



Erkenntnis der Wissenschaften
Die Humboldtbrüder haben einen großen Einfluss auf die Entwicklung der Wissenschaften in Deutschland gehabt. Ihre Reisen und Entdeckungen haben die Welt der Wissenschaften erweitert.



Die Humboldtbrüder und ihre Welt
Die Humboldtbrüder haben die Welt der Wissenschaften erweitert. Ihre Reisen und Entdeckungen haben die Welt der Wissenschaften erweitert.



Die Humboldtbrüder und ihre Welt
Die Humboldtbrüder haben die Welt der Wissenschaften erweitert. Ihre Reisen und Entdeckungen haben die Welt der Wissenschaften erweitert.



Die Humboldtbrüder und ihre Welt
Die Humboldtbrüder haben die Welt der Wissenschaften erweitert. Ihre Reisen und Entdeckungen haben die Welt der Wissenschaften erweitert.



Die Humboldtbrüder und ihre Welt
Die Humboldtbrüder haben die Welt der Wissenschaften erweitert. Ihre Reisen und Entdeckungen haben die Welt der Wissenschaften erweitert.



Die Humboldtbrüder und ihre Welt
Die Humboldtbrüder haben die Welt der Wissenschaften erweitert. Ihre Reisen und Entdeckungen haben die Welt der Wissenschaften erweitert.



Die Humboldtbrüder und ihre Welt
Die Humboldtbrüder haben die Welt der Wissenschaften erweitert. Ihre Reisen und Entdeckungen haben die Welt der Wissenschaften erweitert.

Die beiden Banner, die die Verbindung der Gebrüder Humboldt zu den Mendelssohns illustrieren, sind Teil der Dauerausstellung „Die Mendelssohns in der Jägerstraße“ in der Mendelssohn-Remise, 10117 Berlin, Jägerstraße 51 – Graphische Gestaltung der Banner Ben Buschfeld (Berlin)

Begrüßungsworte im Namen der Mendelssohn-Gesellschaft

Thomas Lackmann

Teplitz, den 2. Oktober 1813.

„Es thut mir sehr leid, mein lieber Herr Mendelssohn, erst so spät Ihren Wunsch, Pässe nach Russland zu erhalten, erfüllen zu können. Allein die mit diesen Ausfertigungen verbundenen Zögerungen liessen sich nicht kurz beseitigen. Ich schicke Ihnen hier beide Pässe, und hoffe, daß sie so, wie Sie es wünschten, ausgestattet seyn werden. Es wird mir aber viel lieber seyn, wenn Sie unter uns blieben, u. kein Gebrauch davon machen. Die Angelegenheiten gehen sehr günstig. Napoleon hat unglaublich viel seit dem Wiederaufbruch der Feindseligkeiten verloren. Er hatte am Ende des Waffenstillstands 313000 Mann [jenseits] der Elbe, jetzt hat er nach den Nachrichten nur 118000. Also ein Verlust von 135000 Menschen. Und wie demoralisiert ist die Armee die ihm bleibt? Man glaubt zu wissen, daß er sich aus Leipzig, u. vermutlich weiter zurückzieht. Allein gewiß ist es noch nicht. Leben Sie recht wohl, liebster Freund! Und erinnern Sie sich manchmal Ihrer ruhigen Existenz in Wien an unser [Ihr dortiges] Leben. Mit unwandelbarer Hochachtung und Freundschaft der Ihrige Humboldt. Viele Empfehlungen an Ihre Schwester.“

Meine Damen und Herren, nicht der Sprach- und Beziehungsforscher, sondern der Politiker Wilhelm von Humboldt hat am Vorabend der Völkerschlacht diesen Brief an den 37jährigen Vater des späteren Komponisten Felix verfaßt. Bald darauf wendete sich die Weltgeschichte, Abraham Mendelssohn muß nicht mehr vor Napoleon nach Rußland fliehen; kann mit seiner Familie in der Markgrafenstraße 48 am Gendarmenmarkt bleiben; mit seinem Bruder schließlich 1815 sein Bankgeschäft in dieses Haus Jägerstraße 51, zwischen zwei Staatsbanken verlegen, wo es – mit Hilfe französischer Reparationszahlungen – zur größten deutschen Privatbank expandiert. Daß ein Jahr später, 1816, seine Kinder im Haus an der Markgrafenstraße heimlich getauft werden, hat dann allerdings wieder etwas mit großer Politik zu tun: Mit dem Wiener Kongress und jener Restauration, die viele Emanzipations-Hoffnungen zunichte macht. Die Mendelssohn Bartholdys, wie sie sich später nennen, fliehen in die konfessionelle Assimilation; Wilhelm von Humboldt, der liberale Staatsmann, zieht sich mit 51 auf Schloß Tegel zurück.

Die Mendelssohn-Remise, in der wir uns befinden, wurde in das barocke Stammhaus der Mendelssohn-Bank

erst eingebaut, als die Erinnerung an die Humboldts und ihre Mendelssohns schon Geschichte war. Wie die Freundschaft von Moses Mendelssohn und Lessing ist die Achse Humboldt – Mendelssohn ein gutes Versprechen der deutsch-jüdischen Geschichte gewesen. Die „Morgenstunden“-Vorlesungen des Moses, an denen Wilhelm und der in der Jägerstraße 22 geborene Alexander mit dem Ältesten Joseph Mendelssohn teilgenommen haben; der Tugendbund, der den Teenager Wilhelm mit Brendel und Jette Mendelssohn zu einem Beziehungsexperiment zusammenführt; die Sternwarte Alexanders im Garten der Mendelssohn Bartholdys an der Leipziger Straße, seine Unterstützung für den Mechanicus Nathan und den Geographieprofessor Georg Benjamin Mendelssohn; die Kredite des Bankiers Joseph für Alexanders Forschungsreisen. Joseph Mendelssohns Nachfolger in der Bank heißt Alexander; für ihn wird der Vater in den 1830er Jahren das Geburtshaus von Humboldts, Jägerstraße 22, als Wohnhaus erwerben. Das alles sind, als diese Kassenhalle um 1890 gebaut wird, für die fünfte Mendelssohn-Generation, nur noch glorreiche Anekdoten einer preußisch-jüdischen Freundschaft: aus einem Zeitalter aufgeklärter Hoffnungen.

Diese Kassenhalle wird bald darauf, 1892 – weil nebenan, im fünften der sechs Mendelssohn-Häuser der Jägerstraße, ein neues Bankhaus entsteht – zur Kutschremise umgewidmet. Von hier aus fahren die Bankiers in ihre neuen Grunewaldvillen, zu den Schlössern bei Bernau. 1938 wird die Mendelssohn-Bank, deren ökonomische Kraft mit der künstlerischen Fruchtbarkeit die wirtschaftliche und kulturelle Bedeutung des Familien-Labels ausmachte, liquidiert. Zur DDR-Zeit dient dieser Raum als Autogarage; die Dokfilm-Abteilung der DEFA nutzt das Haus. Nach der Wende ist es, mitsamt der Aufstockung, die nach dem Krieg stattgefunden hatte, restauriert worden. Seit den Jüdischen Kulturtagen 2004 gibt es diese Ausstellung; das Geschichtsforum Jägerstraße, das sie seit 2006 als Dauerausstellung weiterentwickelte, hat sich im vergangenen Jahr mit der 1967 gegründeten *Mendelssohn-Gesellschaft* unter deren Namen zusammengeschlossen. Unsere Veranstaltungen und Ausstellungen, Dokumentensammlung, Forschung und die Publikationen haben den Zweck 1) die Erinnerung an den jüdisch-deutschen Mikrokosmos der gesamten Mendelssohn-Familie, jene Bankiers, Künstler und Gelehrten, die fünf Generationen deutsche Geschichte machten, vorzuanreiben; 2) damit verbundene Berliner Topographien, gerade auch hier im Quartier der Mendelssohns, freizulegen; 3) das Thema – „Bürgerliche Verantwortung gestern und heute“ – zu reflektieren.

Für den Fall übrigens, daß jemand von Ihnen, neben seinem Wilhelm von Humboldt-Interesse, doch noch Ressourcen freihat: Mitarbeiter und finanzielle Unterstüt-

zung kann unsere Geschichtswerkstatt, die nur durch ehrenamtliche Arbeit und Spenden getragen wird, auf allen Ebenen gebrauchen. Zur Information über unsere Veranstaltungen können Sie sich gern draußen in unseren Verteiler eintragen. Daß dort im Vorraum ab heute in dem neu eröffneten Ausstellungsprolog die Einbindung der Mendelssohn-Story in die Welt der Humboldts skizziert wird, ist nun eine großartige Erweiterung der Zeitreise, zu der wir an diesem Ort einladen.

Wir danken der *Wilhelm von Humboldt-Stiftung* für ihre Initiative. Wir freuen uns, daß Sie alle heute hier sind! Die Wiederaufführung der Kantate, die der Hörer der „Kosmos“-Vorlesungen Felix Mendelssohn Bartholdy zur Ehre des Familienfreundes Alexander von Humboldt beim Naturforscher-Kongress 1828 komponiert hat, paßt zum *joint venture* unserer Zusammenkunft. Es ist zwar nicht, wie damals und wie angekündigt, die Sing-Akademie, die heute singt, aber der Dirigent der Staats- und Dom-Chor-Sänger, Kai-Uwe Jirka, steht als Direktor der Sing-Akademie in der apostolischen Sukzession

Karl Friedrich Zelters. Die Kantate beschwört die Einheit divergierender Elemente, zu denen ja nicht nur die Geschlechter oder wissenschaftliche Disziplinen gehören, sondern auch – was in den besten Familien vorkommt – rivalisierende Brüder. „Jetzt wirken und schaffen verschwisterte Kräfte und bilden und bauen die herrliche Welt,“ hoffte der Librettist Ludwig Rellstab.

Die Humboldts und die Mendelssohns als Protagonisten der Kulturpolitik, der Welterkundung, der Wissenschaft, des Finanzmarktes und der schönen Künste erinnern an eine Zeit, in der es gute Gründe gab, optimistisch – realistisch – idealistisch zugleich zu sein. Wie zur Unterstützung eines solchen Programms jene utopische „unwandelbare Hochachtung und Freundschaft“ zu erlangen wäre, die Wilhelm von Humboldt 1813 aus Teplitz seinem Mendelssohn versichert hat: das werden uns die ungleichen Freunde hoffentlich noch nachvollziehbar verraten – oder: die Beiträge dieses Abends! Ihnen allen wünsche ich einen festlichen, erkenntnisreichen Abend in der Mendelssohn-Remise.

Laudatio auf Jürgen Trabant anlässlich der Verleihung des Stiftungspreises der Wilhelm-von-Humboldt-Stiftung

Peter Bieri

Verehrter, lieber Herr Trabant, verehrte Kollegen, meine Damen und Herren,

was mir stets von neuem in den Sinn kommt, wenn ich an den heutigen Preisträger denke, ist die Hand meines Griechischlehrers, der langsam und mit kalligraphischer Sorgfalt die Worte *τὸ δῶρον* an die Tafel schrieb. Es waren für mich die ersten griechischen Wörter, und es war die erste Begegnung mit einem fremden Alphabet, um das ich die Griechen noch heute beneide.

Ich spürte in jenem Moment mit großer Klarheit, daß mir in Zukunft nichts wichtiger sein würde als fremde Sprachen und fremde Schriften, und bald schon nahm ich mir vor, die Sprachen aller Länder zu lernen, die an das Mittelmeer grenzen. Als der Lehrer von dieser Leidenschaft erfuhr, erzählte er mir von Mithridates, dem König von Pontus, der mindestens zweiundzwanzig Sprachen beherrschte und sich mit den Völkern seines Reiches in der jeweiligen Sprache verständigen konnte.

Und er wies mich stolz auf den Schweizer Gelehrten Conrad Gesner hin, der 1555 unter dem Titel *Mithridates sive de differentiis linguarum* eine Sprachenzyklopädie verfaßt hatte.

Fünzig Jahre später schlug ich das Buch von Jürgen Trabant auf: *Mithridates im Paradies*. „Mein Motiv für das Schreiben des vorliegenden Buches“, las ich da, „ist meine altmodische Liebe zu diesen schwindenden Oberflächen-Dingern, den Sprachen: *l'amore delle lingue*, wie die italienischen Humanisten sagen, sozusagen eine unheilbare „Philo-Logie“. Ich habe dieses Buch verschlungen, als läse ich es unmittelbar nach der ersten Griechisch-Stunde. Und ich habe, mit jedem Kapitel noch mehr, seinen Autor beneidet: um seine stupende Gelehrsamkeit, die einen nie belästigt oder bedrängt, weil sie mit leichtfüßiger Selbstverständlichkeit und Unauffälligkeit daherkommt; um seine enorme historische Übersicht, die in mir immer öfter die Frage entstehen ließ: wie, um Gottes willen, hat er die Zeit gefunden, sich das alles anzueignen?; um die seltene Fähigkeit, die lange und komplizierte Geschichte der europäischen Sprachen und des Nachdenkens über Sprache mit unerhörter gedanklicher Transparenz zu erzählen. Und das Ganze eben im Tonfall von einem, der Sprachen nicht studiert, um eine Karriere zu machen, sondern weil er sie liebt. Ein echter Wissenschaftler also.

Auf der vorletzten Seite des Buches stehen Gedichtzeilen von Paul Verlaine: *Les sanglots longs / Des violons / De l'automne/Blessent mon coeur / D'une langueur / Monotone*. „Obwohl es vielleicht Unsinn ist“, schreibt Trabant, „daß die langen Schluchzer der Violinen des Herbstes mein Herz mit einer monotonen Wehmut verletzen, so ist dies doch in solcher Schönheit gesagt, daß man diese Sprache einfach lernen muß.“ Als ich das las, war ich endgültig überzeugt, einen Sprachwissenschaftler gefunden

zu haben, wie ich ihn mir gewünscht hatte: einen, der die Sprachen liebt, so wie ein Schriftsteller sie liebt. So einen zu finden, ist gar nicht leicht: Ich habe die Sprachwissenschaft aufgegeben, weil ich die Schönheit und Poesie der Sprache darin zu verlieren drohte.

All das wäre bereits Grund genug, Jürgen Trabant den Preis zu verleihen. Doch es gibt noch viele andere Gründe. Einer davon betrifft natürlich Wilhelm von Humboldt. Einiges von ihm kannte ich vorher schon. Aber erst durch die Bücher und sonstigen Schriften von Trabant ist mir der Reichtum und die gedankliche Tiefe seines Werkes deutlich geworden. Und das ist deshalb so, weil Trabant das Werk nicht einfach nacherzählt, sondern es gedanklich transparent macht, als sei es das eigene – eine hermeneutische Leistung, wie sie nur selten gelingt. „Die Sprache ist das bildende Organ des Gedankens“, schreibt Humboldt. In *Apeliotes oder Der Sinn der Sprache*, seinem Buch über Humboldt, entwickelt Trabant diese Idee so, daß ihre bleibende Gültigkeit deutlich wird. Und auch in den späteren Büchern kehrt die Idee wieder: Sprache als Medium des Denkens; als der Prozeß, in dem die Welt in Gedanken gefaßt wird; als die Dimension, in der sich unsere Erfahrung artikuliert; als der entscheidende Beitrag zu einer Lebensform.

Herr Trabant ist diesen Themen stets von neuem nachgegangen, und dabei ist eine historische Anthropologie der Sprache herausgekommen, in der die Menschen als sprechende Tiere von großer Plastizität und Wandelbarkeit verstanden werden. Die Geschlechtlichkeit dieser Tiere reicht weit in ihre Sprache hinein, und Trabant hat auch diesem Gedanken Humboldts sein Gewicht zurückgegeben.

Unser Preisträger ist nicht nur ein Linguist, ein empirischer Sprachforscher. Er ist auch ein Philosoph der Sprache – einer also, der sich im logischen Raum der Überlegungen zur Sprache auskennt, die mit Platon beginnen und bis zu Wittgenstein und Derrida reichen. Und

so kam es, daß er auch bei uns, im Institut für Philosophie, unterrichtet hat. Die Studenten mochten seine Lebendigkeit und Leidenschaft, mit der er über die Dinge sprach. Das konnte ich nachfühlen, als ich unlängst einen Vortrag von ihm über Humboldt hörte. Ich saß da und dachte: Wenn ich jetzt zwanzig wäre, würde ich nur noch bei diesem Mann studieren wollen. Es sind nicht so sehr bombastische Projekte und Drittmittel, die wir in den Geisteswissenschaften brauchen: Wir brauchen Leute wie Jürgen Trabant, die begeistern können.

Statt der Dinge, von denen ich gesprochen habe, hätte ich auch über Trabants glanzvolle Karriere sprechen können: Tübingen, Bari, Rom, Hamburg, Stanford, Leipzig, Davis, Paris, Limoges, Budapest. Man fragt sich unwillkürlich: Ist der irgendwo *nicht* gewesen? Und die Leute, die ihn beriefen, wußten, was sie taten. Als ich das Literaturverzeichnis ausdrückte, machte der Drucker so lange weiter, daß ich schon dachte, er sei in eine endlose Wiederholungsschleife geraten.

Jürgen Trabant ist ein glanzvoller Wissenschaftler mit einer glanzvollen Karriere und einem beeindruckenden Werk. Schließen möchte ich aber mit einem Erlebnis, das ich kürzlich mit ihm hatte und das mir noch wichtiger ist als aller Glitter und Glamour. Ich hatte mit einer französischen Übersetzung zu tun, bei der es darum ging, das schweizerische Wort *sich hintersinnen* zu übersetzen – ein Wort, das einen großen Ärger zum Ausdruck bringt, den man über sich selbst haben kann wegen eines folgenreichen Versäumnisses. Wie er das übersetzen würde, fragte ich Herrn Trabant. Er kannte das Wort nicht, verstand es aber auf Anhieb, dachte einen Moment nach und sagte dann: *se ronger*, eigentlich: an sich nagen. Der Ordinarius für Französisch an der Universität Bern brauchte einen Tag, um darauf zu kommen.

Ich war danach sehr stolz auf Jürgen Trabant und stolz, daß ich die Laudatio auf einen solchen Mann halten durfte.

Zweiheit in der Sprache

Jürgen Trabant

Sehr verehrter Herr Beier, meine Damen und Herren,
 bevor ich über die Zweiheit in der Sprache spreche, muss ich zwei Dinge sagen, also sprachliche Zweiheit performativ realisieren: Erstens möchte ich Ihnen sagen, wie sehr ich mich freue über den Humboldt-Preis, und zweitens, wie sehr ich mich freue, dass der bewunderte Philosoph und Schriftsteller Peter Bieri / Pascal Mercier mir die große Ehre erweist, mich ein bisschen zu loben.

Humboldt über die Zweiheit in der Sprache

Da Humboldt sich in seiner großen Akademierede über den Dualis von 1827 genau der Frage der Zweiheit in der Sprache angenommen hat, muss ich hier zunächst einiges von dem referieren, was Humboldt schreibt. Und Sie werden sehen, Humboldt hat schon das Wichtigste und Schönste gesagt.

Humboldt geht aus von der grammatischen Kategorie, die Zweiheit ausdrückt, vom Dualis. Manche Sprachen haben – beim Pronomen, beim Substantiv und beim Verb – nicht nur Singular und Plural, sondern noch einen besonderen Numerus für zwei. Das Griechische ist hierfür Humboldts Ausgangspunkt. Sie erinnern sich vielleicht an das Lateinische *ambo* oder auch *duo* (wo das -o wohl der Rest eines früher auch im Lateinischen allgemein funktionierenden Dualis ist). Humboldt durchforstet sein gesamtes sprachwissenschaftliches Wissen und zeigt, in welchen Sprachen diese grammatisch-morphologische Kategorie vorkommt und wie sie dort realisiert wird. Dann erwähnt er weitere sprachliche Gestaltungen von Zweiheit in anderen Bereichen der Sprache, z.B. im Wortschatz: paarweise vorkommende Körperteile, Tag und Nacht usw. Und schließlich behandelt er die Zweiheit im Wesen der Sprache überhaupt oder – wie er sagt – in der „Wechselrede“.

Bevor ich auf diese zu sprechen komme, möchte ich auf Humboldts Begründung einer solchen Studie hinweisen. Der Dualis-Aufsatz ist ein Muster für eine bestimmte Art von sprachvergleichenden Studien, wie Humboldt sie in seiner ersten Akademie-Rede 1820 entwirft. In dieser Rede über das vergleichende Sprachstudium fordert Humboldt zwei Arten von Studien: einerseits wünscht er sich „Monographien der ganzen Sprachen“, also synchronische Beschreibungen aller Sprachen der Welt. Andererseits müsse man „einzelne Theile des Sprachbaues ... durch alle Sprachen der Welt hindurch“ (IV: 11) untersuchen, also vergleichen, wie bestimmte



Jürgen Trabant auf der Festveranstaltung am 22. Juni 2010 in Berlin

grammatische und lexikalische Inhalte in den Sprachen der Welt behandelt werden. Ziel der zweiten Art von Untersuchung ist es zu zeigen, „in welchem Umfang der Verschiedenheiten das Menschengeschlecht ... seine Sprache bildet“ (IV: 11). Der Dualis-Aufsatz ist eine Studie dieser zweiten Art, eine, die also den „Umfang der Verschiedenheiten“ illustriert. Solche vergleichenden Untersuchungen sind eine Kritik der alten philosophischen oder allgemeinen Grammatik, die auf sehr wenigen empirischen Kenntnissen basierte und universelle Kategorien präsupponierte, also etwa Tempus, Aktionsart, Numerus, Genus. Mit den Untersuchungen durch alle Sprachen hindurch werden diese Kategorien nun empirisch gefüllt und damit aus ihrer philosophischen Allgemeinheit in die linguistische Konkretheit überführt. So manifestiert der Gang durch die Sprachen der Welt eine Buntheit der Kategorie „Dualis“, die weit über den griechischen Dual, die lateinischen Dualis-Reste oder über einen abstrakten Begriff mathematischer Zweiheit hinausgeht, eben „in welchem Umfang der Verschiedenheiten“ das Menschengeschlecht in seinen vielen Sprachen die Idee der Zweiheit grammatisch und lexikalisch implementiert.

Die Art und Weise, wie sich das konkret Empirische und das Allgemeine hier verbinden, zeigt nun des weiteren, wie Humboldt sich überhaupt die Verbindung zweier Größen vorstellt. Er unterscheidet generell drei Möglichkeiten der Begegnung zweier Wesen: 1. die Isolierung, 2. die Verschmelzung oder Einverleibung und 3. die Synthese. Er trifft diese Unterscheidung zunächst als der politische Denker, der er ja am Anfang hauptsächlich ist. Für diesen stellt sich nämlich die Frage, wie sich gesellschaftliches Dasein organisiert. Zwar ist nach der berühmten Formel Humboldts der Zweck des Menschen

„die höchste und proportionirlichste Bildung seiner Kräfte zu einem Ganzen“ (I: 107), also die Bildung des Individuums. Diese Bildung aber kann der Einzelne nur gesellschaftlich, also zusammen mit anderen realisieren. Wie soll nun diese Verbindung von A und B aussehen? Wenn die beiden Größen nebeneinander stehen bleiben, wenn A und B sich nicht berühren, bleiben sie verinselt: Isolierung. Zweitens kann A mit B verschmelzen, indem er sich B einverleibt. Bei der Einverleibung verschwindet B sozusagen in A, die Begegnung von zweien vollzieht sich auf Kosten der Existenz eines der Beteiligten. Humboldts politisches Beispiel hierfür ist die Unterjochung und Ausrottung der amerikanischen Indianer durch die Spanier. Bei der Synthese dagegen berühren sich A und B tief, bleiben aber jeweils als solche vorhanden und schaffen in ihrer Begegnung etwas Neues. Während das Modell für die Einverleibung das Essen ist, ist das Modell für die Synthese die Liebe bzw. die geschlechtliche Vereinigung.

Humboldt ist ein Denker der Synthese. Insofern ist es auch richtig, dass die Humboldt-Gesellschaft so stark auf Humboldts Sexual-Theorie abhebt, die er in jungen Jahren 1795 entwickelt. Synthesis ist das Verfahren, nach dem jede gelungene Kreativität in der Welt funktioniert. Die Einverleibung ermöglicht ja nur das Weiterleben des siegreichen Einverleibers, die Synthese dagegen schafft in der Vereinigung etwas Neues, ein neues Geschöpf.

Mit dieser methodischen Trias sind wir sozusagen bei Humboldts allertiefsten Überlegungen zur Zweiheit angelangt, zur Zweiheit nicht nur in der Sprache, sondern in der Welt: Die Natur selbst basiert auf der synthetischen Begegnung zweier entgegengesetzter Kräfte. Und, gleich ob Humboldt über Politisches oder Linguistisches nachdenkt, die synthetische Verbindung von zweien ist immer die von ihm präferierte bei dieser dreifachen Möglichkeit der Zweier-Verbindung.

Ich komme zurück zum Dualis-Aufsatz. Humboldts tiefste und wichtigste Einsicht in die Zweiheit in der Sprache ist die Verankerung der Sprache in der „Wechselrede“: Hier geht es nicht mehr um grammatische oder lexikalische Erscheinungen (Numerus, Genus usw.) in bestimmten Einzelsprachen – *langues* –, sondern um eine fundamentale Präsenz von Zweiheit in Sprache überhaupt – *langage* – also auf der universellen Ebene von Sprache. Gegen Ende des Dualis-Aufsatzes beginnt die berühmte Passage über die der Sprache wesentliche „Zweiheit der Wechselrede“ mit folgendem Satz:

„Besonders entscheidend für die Sprache ist es, dass die Zweiheit in ihr eine wichtigere Stelle, als irgendwo sonst, einnimmt.“ (VI: 24)

Lassen wir das ruhig auf uns wirken: „eine wichtigere Stelle als irgendwo sonst“! Das heißt nirgendwo sonst in der Welt ist Zweiheit so wichtig, so fundamental, so basal wie in der Sprache. Humboldt erläutert den Satz zunächst folgendermaßen:

„Alles Sprechen beruht auf der Wechselrede, in der, auch unter Mehreren, der Redende die Angeredeten immer sich als Einheit gegenüberstellt.“ (ebd.)

Der Redende: Ich – die Angeredeten: Du. Diese Ich-und-Du-Zweiheit liegt allem Sprechen zugrunde.

An dieser Stelle, wo die „Zweiheit der Wechselrede“ als Fundament der Sprache besprochen wird, ruft Humboldt nun 1827 den Geschlechtsunterschied – nach langer Zeit – ausdrücklich auf:

„Der in seiner allgemeinsten und geistigsten Gestaltung aufgefasste Geschlechtsunterschied führt das Bewusstseyn einer, nur durch gegenseitige Ergänzung zu heilenden Einseitigkeit durch alle Beziehungen des menschlichen Denkens und Empfindens hindurch.“ (VI: 25)

Dass und wie der Geschlechtsunterschied gerade hier evoziert wird, zeigt, dass Humboldt seine alte Geschlechterauffassung nicht vergessen hat. Was er hier schreibt, entspricht ganz genau dem, was er 1795 in seinem Aufsatz über den Geschlechtsunterschied gesagt hatte. Genau wie damals, als er den Gedanken den „feinsten und letzten Sprössling der Sinnlichkeit“ genannt hatte (I: 316), als er dem Denken die körperlichen Kräfte der Sexualität zugrundegelegt hatte, legt er sie hier der Sprache zugrunde.

Sie wissen, dass Kant 1795 auf Humboldts Aufsatz in einem Brief an Schiller vernichtend reagiert hatte. Kant hatte Humboldts Überlegungen einen „Abgrund des Denkens“ genannt – und damit Humboldts Geschlechtertheorie in den Abgrund gestürzt. Humboldt selbst hat, soweit ich sehe, nach dem Verdikt des Meisters seit 1795 nichts mehr über den Geschlechtsunterschied gesagt. Dreißig Jahre später taucht er hier aber wieder auf. Humboldt hat also in Wirklichkeit nichts von dem vergessen oder aufgegeben, worüber der Magister Germaniens ein Denkverbot auferlegt hatte: Mitten in seinen philosophischen Erörterungen zum Wesen der Sprache ruft er die sexuellen Grundlagen dieses hochgeistigen Geschehens in Erinnerung und unterlegt damit seiner scheinbar höchst idealistischen Sprach-Konstruktion die basalen Fakten des Körpers.

„The body in the mind“ ist nicht erst eine Erfindung moderner kalifornischer Philosophen. Humboldt erinnert an dieser Stelle nämlich zunächst daran, dass die „bilaterale Symmetrie der Menschen- und Thierkörper in

die Phantasie und das Gefühl eingeht“ (IV: 25). Und dann legt er in einem einzigen Satz seine Geschlechtstheorie der Zweiheit der Wechselrede zugrunde. Die Sprache basiert auf dieser tiefen psychischen Erfahrung geschlechtlicher Kräfte: Noch einmal:

„Der in seiner allgemeinsten und geistigsten Gestaltung aufgefasste Geschlechtsunterschied führt das Bewusstseyn einer, nur durch gegenseitige Ergänzung zu heilenden Einseitigkeit durch alle Beziehungen des menschlichen Denkens und Empfindens hindurch.“ (VI: 25)

Das sexuell bedingte „Bewußtsein einer nur durch gegenseitige Ergänzung zu heilende Einseitigkeit“ liegt allem menschlichen Denken und Empfinden zugrunde. Es liegt daher eben auch der Sprache zugrunde. Nach dieser Evokation der sexuellen Basis der Sprache fasst Humboldt die basale Zweiheit der Sprache schließlich in der Rede-weise der Transzendental-Philosophie in der berühmten Passage über den unabänderlichen Dualismus:

„Es liegt aber in dem ursprünglichen Wesen der Sprache ein unabänderlicher Dualismus, und die Möglichkeit des Sprechens selbst wird durch Anrede und Erwiderung bedingt. Schon das Denken ist wesentlich von Neigung zu gesellschaftlichem Daseyn begleitet, und der Mensch sehnt sich, abgesehen von allen körperlichen und Empfindungs-Beziehungen, auch zum Behuf seines blossen Denkens, nach einem dem *Ich* entsprechenden *Du*; der Begriff scheint ihm erst seine Bestimmtheit und Gewissheit durch das Zurückstrahlen aus einer fremden Denkkraft zu erreichen.“ (VI: 26)

Die zentrale Aussage dieser Passage ist, dass sich das Ich bei seinem Denken, also bei der geistigen Aneignung der Welt, immer nach dem Du „sehnt“. Anders gesagt, das „Bewusstsein einer nur durch gegenseitige Ergänzung zu heilenden Einseitigkeit“ liegt allem Denken zugrunde. Humboldts kognitive Sprachauffassung macht ja zunächst – gegen die auch zu seiner Zeit vorherrschende platt kommunikative Sprachauffassung – die Sprache als Denk-Organ stark: „das bildende Organ des Gedanken“ (VII: 53), die „Arbeit des Geistes“ (VII: 46). Humboldt konstruiert Sprache fast immer zunächst als Welt-Erfassung des Subjekts. Man kann daher sogar den Eindruck gewinnen, Sprache sei nur Weltgestaltung des einsamen Subjekts. Humboldt sagt das an einer Stelle – so wie Herder – auch einmal ausdrücklich:

„Ohne daher irgend auf die Mittheilung zwischen Menschen und Menschen zu sehn, ist das Sprechen

eine nothwendige Bedingung des Denkens des Einzelnen in abgeschlossener Einsamkeit.“ (VII: 55)

Aber an diesen Satz schließt sich im Kawi-Werk unmittelbar der Gedanke an, dass sich die Sprache tatsächlich nur gesellschaftlich, also zu zweit, entwickelt.

Hier im „Dualis“ geht Humboldt einmal umgekehrt vor und stellt die „Zweiheit der Wechselrede“ vor die denkende Aneignung der Welt, vor die Bildung des „Begriffs“, die aber sogleich wieder in die Dualität von Ich und Du hineingestellt wird:

„Er [der Begriff] wird erzeugt, indem er sich aus der bewegten Masse des Vorstellens losreißt, und, dem Subject gegenüber, zum Object bildet. Die Objectivität erscheint aber noch vollendeter, wenn diese Spaltung nicht in dem Subject allein vorgeht, sondern der Vorstellende den Gedanken wirklich ausser sich erblickt, was nur in einem andren, gleich ihm vorstellenden und denkenden Wesen möglich ist. Zwischen Denkkraft und Denkkraft aber giebt es keine andre Vermittlerin, als die Sprache.“ (VI: 26)

Soweit Humboldt. Es ließen sich natürlich noch viele weitere Zweheiten in der Sprache aufzeigen. Wenn man einmal beginnt, über die Zweiheit in der Sprache nachzudenken, ist fast alles in ihr binär. Doch meine Redezeit ist fast aufgebraucht. Eine zweite fundamentale Zweiheit der Sprache muss aber noch kurz behandelt werden, die sogenannte zweifache Gliederung.

Zweifache Gliederung

Als das strukturelle Grundprinzip von Sprache hat der französische Sprachwissenschaftler André Martinet die sogenannte „double articulation“ – die zweifache Gliederung – betrachtet. Gemeint ist damit die folgende strukturelle Eigenschaft aller Sprachen: Einerseits „gliedern“ die Sprachen die Welt, d.h. sie schaffen geistige Einheiten in jener Arbeit des Geistes, die wir gerade evoziert haben: Die Sprachen schaffen semantische Einheiten. Diese sind immer verbunden mit lautlichen Sequenzen. Der Inhalt „Hund“ oder „neu“ oder „Plural“ oder „Imperfekt“ wird nicht ohne Wort oder Morphem gedacht, sondern ist immer zusammen mit bestimmten Lauten in der Sprache gestaltet: eben in der Lautsequenz *hunt*, *neu*, oder – *e* in *hund-e*, als Ablaut in *singen* – *sang*, in *-te* in *er siegte*. Diese Einteilung der Welt in phonetico-semantische sprachliche Größen nennt Martinet die erste Gliederung, „première articulation“.

Die lautlichen Sequenzen sind nun ihrerseits so gestaltet, dass sie aus kleinen unterscheidbaren Lautbewe-

gungen zusammengesetzt sind, aus Sprachlauten, die die Linguistik „Phoneme“ nennt. In der Sequenz *hunt* unterscheiden wir die Phoneme *h – u – n – t*. Wir wissen dass /h/ ein solches Stück Laut ist, weil wir statt /h/ auch /r/ sagen können und dann ein anderes Wort erhalten: *runt*. /u/ können wir durch /a/ ersetzen und erhalten *hant*. Auch das /n/ können wir ersetzen, z.B durch /l/ und erhalten *hult* (Huld). Und so weiter. Dieses Zusammengesetzsein der sprachlichen Sequenzen aus Phonemen nennen wir die zweite Artikulation oder zweite Gliederung. Alle Sprachen sind zweifach gegliedert. Die doppelte Gliederung ist ein strukturelles Universale aller Sprachen.

Diese Zweiheit in der Sprache, die phonetische und die semantische Gliederung, ist natürlich nicht von Martinet entdeckt worden. Martinet bezieht sich seinerseits vor allem auf den dänischen Linguisten Louis Hjelmslev und auf den großen Schweizer Gründervater der modernen Sprachwissenschaft Ferdinand de Saussure. Aber der erste, der diese grundlegende strukturelle Zweiheit der Sprache klar gesehen hat, war natürlich Humboldt. Humboldt ist der vor-strukturalistische Theoretiker der Artikulation.

Niemand hat vor Humboldt in solcher Konsequenz formuliert, dass Artikulation das Wesen der Sprache ist und dass es sich um eine zweifache Artikulation handelt.

In der Akademie-Rede über die Buchstabenschrift von 1824 entwickelt Humboldt seine Theorie der Artikulation. Das Prinzip der Gliederung durchzieht die ganze Sprache, den Laut und den Inhalt. Einerseits haben wir die „Spaltung des verbundnen Lauts“ (V: 114). Andererseits aber ist Artikulation nicht nur das Prinzip des Lautes, sondern auch das Prinzip des semantischen Teils der Sprache:

„Die Gliederung ist aber gerade das Wesen der Sprache; es ist nichts in ihr, das nicht Theil und Ganzes seyn könnte, die Wirkung ihres beständigen Geschäfts beruht auf der Leichtigkeit, Genauigkeit und Uebereinstimmung ihrer Trennungen und Zusammensetzungen. Der Begriff der Gliederung ist ihre logische Function, so wie die des Denkens selbst.“ (V: 122).

In der Formulierung der ersten Akademierede von 1820 liest sich das folgendermaßen:

„Es vereinigen sich also im Menschen zwei Gebiete, welche der Theilung bis auf eine übersehbare Zahl fester Elemente, der Verbindung dieser aber bis ins Unendliche fähig sind [...]. Der Mensch besitzt die Kraft, diese Gebiete zu theilen, geistig durch Reflexion, körperlich durch Articulation, und ihre Theile wieder zu verbinden, geistig durch die Synthesis des Verstandes, körperlich durch den Accent, welcher die Silben zum Worte, und die Worte zur Rede vereint.“ (IV: 4)

Dies ist, philosophisch formuliert, die grundlegende strukturelle Zweiheit der Artikulation, die in den zwei Gebieten – Laut und Geist – ein Prinzip walten lässt: Teilen und Verbinden. d.h. Gliedern. Wobei das Verbinden des Getheilten im übrigen wieder nach dem Prinzip der Synthesis erfolgt. Alles Getheilte ist in der gliedernden Sprache synthetisch miteinander verbunden: Zweiheit der Sprache. Das Teilen würde uns nun in ein weiteres Gebiet sprachlicher Zweiheiten führen, nämlich zu der Tatsache, dass die so getheilten sprachlichen Einheiten durch Oppositionen unterschieden sind, die oft binär organisiert sind. Aber für dieser Zweiheit, mit der sich die moderne Phonologie ausführlich beschäftigt hat, habe ich nun definitiv keine Zeit mehr.

Daher schließe ich – indem ich meinen doppelten Dank an die Humboldt-Gesellschaft und Peter Bieri zum zweiten Mal artikuliere – mit Humboldts Worten aus dem „Dualis“, in denen er die Wirkung der Zweiheit der Wechselrede – und damit den Grund meiner Dankbarkeit – so wunderbar zusammenfasst:

„Erst durch die, vermittelt der Sprache bewirkte Verbindung eines Andren mit dem Ich entstehen nun alle, den ganzen Menschen anregenden, tieferen und edleren Gefühle, welche in Freundschaft, Liebe und jeder geistigen Gemeinschaft die Verbindung zwischen Zweien zu der höchsten und innigsten machen.“ (VI: 26)

Laudatio auf Heino Meyer-Bahlburg anlässlich der Verleihung des Stiftungspreises der Wilhelm-von-Humboldt-Stiftung

Hartmut A.G. Bosinski

Meine sehr geehrten Damen und Herren, lieber Heino, ich habe die Ehre und das Vergnügen, die Laudatio auf Heino Meyer-Bahlburg zu halten, auf einen Mann, dem nicht nur ich, sondern die gesamte sexualmedizinische Community viel zu verdanken hat.

Ich will zunächst kursorisch darauf eingehen, was der Namensgeber der Stiftung, was Wilhelm von Humboldt zum Thema Geschlechtlichkeit und Geschlechtsunterschiede sagte, um dann nach dem etwaigen Zusammenhang zum Werk des Laureaten zu fragen.

Wilhelm von Humboldt hat bekanntlich 1794 und 1795 – mithin im Alter von 27 / 28 Jahren – in den *Horen* zwei Abhandlungen publiziert, in denen er hoffte, von der Deutung der Geschlechtsunterschiede her dem Geheimnis des menschlichen Charakters näher zu kommen: „Über den Geschlechtsunterschied und dessen Einfluss auf die organische Natur“ (1794) und „Über die männliche und weibliche Form“ (1795). Folgt man Barbara Becker-Cantarino, so firmierten diese Arbeiten innerhalb des Schillerschen Zirkels nur als jene „Über die Weiber“ und es ist bekannt, wie Immanuel Kant die Sache aufgenommen hat: Als „Abgrund des Denkens für die menschliche Vernunft“.

In seiner Arbeit „Über den Geschlechtsunterschied“ schreibt Humboldt:

„Die zeugende Kraft ist mehr zur Einwirkung, die empfangende mehr zur Rückwirkung gestimmt. Was von der ersten belebt wird, nennen wir männlich, was die letztere beseelt, weiblich. Alles Männliche zeigt mehr Selbstthätigkeit, alles Weibliche mehr leidende Empfänglichkeit“

„Wir sehen im Menschen immer Selbstthätigkeit und Empfänglichkeit einander gegenseitig entsprechen“ (ebd.)

„So befriedigt die eine Kraft die Sehnsucht der anderen und beide umschlingen einander zu einem harmonischen Ganzen.“

Humboldt entwirft somit ein Modell des Zueinanders der Geschlechter, das wir heute mit dem Begriff der „Komplementarität“ beschreiben würden – Männliches und Weibliches ergänzen sich, sind nicht einander unter- oder übergeordnet, sondern aufeinander angelegt.

Männlichkeit ist dann „Vermögen“, „Kraft des Lebens“, „Stärke“ „selbsttätige Vernunft“, „mehr Tiefe“ – mithin *Verstand*.

Weiblichkeit ist demgegenüber „überströmende Fülle“, „Fülle des Stoffes“, „Übergewicht der Phantasie“, „mehr üppige Fülle und reizende Anmut“ – vulgo *Sinne*:

„Der ganze Charakter des männlichen Geschlechts ist auf Energie gerichtet; dahin zielt seine Kraft, seine zerstörerische Heftigkeit, sein Streben nach Außenwirkung, seine Rastlosigkeit. Dagegen geht die Stimmung des weiblichen, seine ausdauernde Stärke, seine Neigung zur Verbindung, sein Hang die Einwirkung zu erwidern und seine holde Stätigkeit allein auf Erhaltung und Daseyn.“

Neu daran ist das Abgehen von der misogynen Tradition, die Frau als Quelle der Erbsünde schlechthin, als Hort des Bösen; statt Geschlechterkampf vielmehr Komplementarität und Ergänzung.

Geschlechtsunterschiede werden indes postuliert und als polare Dichotomien gedeutet. Die Weiterungen eines solchen Denkens über „naturegegebene“ Unterschiede in Fühlen, Denken und Handeln der Geschlechter, deren Naturgegebenheit empirisch nicht geprüft, sondern schlichtweg „aus der reinen Anschauung“ postuliert wird, sind ja durchaus nicht unproblematisch. Schon bei Hegel in seiner *Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaft* (1830) treibt die Komplementarität merkwürdige Blüten:

„Dem weiblichen Uterus entspricht im Manne die Prostata; der Uterus sinkt im Manne zur Drüse, zur gleichgültigen Allgemeinheit herunter. ... Wie im Manne der Uterus zur bloßen Drüse herabsinkt, so bleibt dagegen der männliche Testikel beim Weibe im Eierstocke eingeschlossen, tritt nicht heraus in den Gegensatz, wird nicht für sich, zum tätigen Gehirn und der Kitzler ist das untätige Gefühl überhaupt!“

Dieses Denken in vermeintlich „naturegegebenen“ Unterschieden, bei Humboldt noch romantisch als Ergänzung und mithin positiv gedacht, geht dann weiter zum 1900 erschienenen Pamphlet des Neuropsychiaters Möbius „Über den physiologischen Schwachsinn des Weibes“ (wo es um die Begründung weiblicher Minderwertigkeit qua kleinerem Gehirn geht) bis hin zu dem 1903 erschienenen „Geschlecht und Charakter“ des Otto Weininger, wo dann die Misogynie – via postulierte „naturegegebene Passivität“ und somit jenseits der biologischen Reproduktion „schlichte Nutzlosigkeit des Weibes“ unter dem Effizienzgebot in-

dustriekapitalistischer Profitmaximierung – fröhlich Urständ feiert.

Was hat all das mit Heino Meyer-Bahlburg zu tun? Furchtbar einfach: Sein wissenschaftliches Werk ist durchzogen von genau dieser Frage: Was wissen wir *wirklich* über die Biologie der Geschlechter und deren Einfluss auf Denken, Fühlen und Verhalten? Gibt es irgendwelche Evidenz für die postulierte „Naturgegebenheit“ einer ebenso behaupteten Differenz, ja, gibt es überhaupt die Differenz? Oder, um es in einer typisch heinesken Frage zu formulieren: „Nice story-telling – could you please show me your data?“

Aber der Reihe nach: Geboren und aufgewachsen in Hamburg – die Annalen verzeichnen das Abitur an der Gelehrtenschule des Johanneums mit einem „Preis für exzellente Leistungen in Latein und Griechisch“, womit wir dann auch die europäische Begründung und Konstante des Arbeitens des nunmehrigen US-Bürgers benannt hätten – belegt er 1960 bis 1966 das Studium der Psychologie in Hamburg. Ich habe mich in Vorbereitung auf diese Laudatio kurz gefragt, warum er wohl Psychologie studiert haben könnte. Rasch fielen mir dann Beobachtungen ein: Die studentische Kellnerin aus Polen beim Mexikaner im New Yorker Greenwich Village, der indische Taxifahrer in Central Manhattan, der britische Besucher im Globushaus des Schlosses Gottorf – Heino fragte sie alle nach dem Woher und nach dem Wie; er schließt Menschen auf, nie aufdringlich, sondern ernsthaft interessiert: Da will jemand wirklich wissen, was die Menschen antreibt.

Assistenz und Promotion dann 1970 an der Universität Düsseldorf beim damaligen „Methodenpabst“ der modernen Psychologie, Lienert. Der Titel der Arbeit weist die Richtung des weiteren Arbeitens:

„*Katecholaminausscheidung unter Aktivierungs- und Entspannungsbedingungen in Beziehung zu Persönlichkeits- und Leistungsvariablen.*“ – also Biologie im Zusammenspiel mit Psychosozialem.

1970 dann der Gang über den Großen Teich und Beginn an der State University of New York in Buffalo. Als Research Assistant Professor im Department of Psychology und – in Pediatrics! Wie niedrig dort die Zäune sind zwischen den hier bei uns so oft klar abgegrenzten Fakultäten! Vielleicht war das der Grund für den Wechsel?

Vergegenwärtigen wir uns: Der Laureat studierte in Deutschland zur Zeit der Studentenunruhen. Ich glaube zu wissen, dass er mit dem Muff der 1000 Jahre unter den Talaren seine ganz erheblichen Schwierigkeiten gehabt haben dürfte. Postulierte Autorität, begründet einzig auf der Position, dysfunktionale Hierarchien, Machtgepränge als Anspruch – all dies dürfte ihm wohl ein Graus gewesen sein. Aber auch lärmender Krawall, Phrasendrescherei und hohle Pose des Salonrevoluzzers sind seine Sache si-

cher nicht. Blieb vielleicht nur der Weg in die USA? Es wäre vielleicht eine interessante Frage an die Kulturge-schichte, ob es diese Bewegung, weg aus den Landen des Morbus teutonicus mit seinen verkarsteten Barrieren und ideologischen Niggeligkeiten, die unser Fach, die Sexualmedizin, hierzulande bis heute beeinträchtigt haben, hin ins Offene der flachen Hierarchien, der effizienten Kooperation entlang des Gegenstandes und nicht entlang der Fakultätsgrenzen – ob diese räumliche und inhaltliche Absetzbewegung ein bislang vielleicht übersehener Zug der 68er Generation war. Zumindest eine weitere Person ist mir bekannt, die auch diese Bewegung vollzog und mit der Heino Meyer-Bahlburg in der Folgezeit und bis heute eng zusammenarbeitet – Anke Ehrhardt.

In Buffalo, wo es ihn bis 1977 hält, folgen dann Schlag auf Schlag die Publikationen, für die er bekannt geworden ist in der Community: Wegen ihrer methodischen Exaktheit, ihrer steten Orientierung an Maß und Zahl, und nicht zuletzt ihrem Versuch, sich der Komplexität des nun wirklich „Biopsychosozialen“ anzunähern: Sie drehen sich zunächst im Wesentlichen um die Frage des Zusammenspiels von Hormonen und psychosozialen Bedingungen auf die Entwicklung von Fühlen und Verhalten. Es ist unmöglich, die Fülle seiner insgesamt ca. 140 peer-reviewten Zeitschriftenartikel, seiner 50 Buchbeiträge und zahlreichen Monographien hier zu referieren. Zentral dabei immer wieder die Frage nach dem Zusammenhang aktueller und vor allem pränataler Hormonwirkungen auf das geschlechtliche und sexuelle Verhalten.

Er untersucht und belegt dies Zusammenspiel zwischen Natur und Kultur, *Nature and Nurture*, anhand bis heute maßstabsetzender Nachuntersuchungen von Menschen, die pränatal abweichenden Spiegeln von Sexualhormonen ausgesetzt waren – sei es aufgrund pränataler Medikationen wie dem Diethylstilbestrol, sei es aufgrund von Störungen der adrenalen Steroidbiosynthese, also beim Adrenogenitalen Syndrom. Hierzu legt er maßgebliche Arbeiten vor, die eben zeigen, dass die Dinge nicht so einfach sind, dass Biologisches sich eben nicht eins zu eins in Psychosozialem manifestiert und ummünzen lässt. So wird er später überzeugend demonstrieren, dass die Größe des Gendefektes beim AGS – und damit die Höhe des pränatalen Androgenexzesses – bei Mädchen und Frauen zwar deren geschlechtstypisches Verhalten beeinflusst, aber eben nicht automatisch zugleich zu einer Maskulinisierung der Geschlechtsidentität – einem sehr viel komplexeren Topos – führt.

1977 dann der Wechsel an die Columbia-University in New York City. Dort beschäftigt er sich zwar weiter mit der Psychoneuroendocrinologie der Geschlechter – eine Arbeit, die allein schon den ganzen Einsatz fordert. Er stellt sich aber auch den neuen Herausforderungen, die die HIV-Pandemie mit sich bringt. Am HIV Cen-

Tabuthemen ansprechen



2008. 263 S., Kt
€ 19,95 /
CHF 33,90
ISBN 978-3-456-
84555-5

Brigitte Vetter Sexuelle Störungen – 100 Fragen 100 Antworten

Ursachen, Symptomatik und Behandlungsmöglichkeiten sexueller Störungen.



2009. 331 S., 1 Tab.,
Kt € 24,95 /
CHF 42,00
ISBN 978-3-456-
84672-9

Brigitte Vetter Pervers, oder? Sexualpräferenzstörungen – 100 Fragen 100 Antworten

Um sich für dieses Buch zu interessieren, brauchen Sie nicht «pervers» zu sein. Vielleicht haben Sie nur Fragen, weil Sie Betroffene kennen, weil Sie beruflich damit beschäftigt sind oder aus ganz anderen Gründen mehr erfahren möchten.



2010. 346 S., Kt
€ 24,95 / CHF 42,00
ISBN 978-3-456-
84842-6

Brigitte Vetter Transidentität – ein unordentliches Phänomen Wenn das Geschlecht nicht zum Bewusstsein passt

Es gibt eine Vielzahl von Geschlechtsvarianten und Geschlechtsidentitäten, die nicht alle krank sein können.

Erhältlich im Buchhandel oder über
www.verlag-hanshuber.com

HUBER

ter for Clinical and Behavioral Studies, dessen Associate Director er ist, untersucht er für die AIDS-Prävention hochrelevante Fragen. In den 90er Jahren stellt er sich als einer der Ersten der berechtigten Kritik von Menschen mit Störungen der somatosexuellen Differenzierung, also mit Intersex-Syndromen, an den Ungereimtheiten ihrer Behandlung. Auch hier fragt er abwägend, „What are the data“? Er untersucht Patienten, die verschiedenen Behandlungsszenarien unterworfen waren, belegt die Defizite ihrer Versorgung, zeigt aber auch, dass Radikalforderungen – etwa nach einem generellen Operationsmoratorium für Kinder mit einem ambivalenten Genitalbefund – empirisch nicht begründet sind.

Daneben forscht er zu Geschlechtsidentitätsstörungen im Kindes-, Jugend- und Erwachsenenalter, arbeitet in diesem Bereich auch klinisch, leitet die entsprechenden Subcommittees der APA zur DSM-Revision, setzt auch hier Maßstäbe für die empirische Fundierung eines klinischen Themengebietes, ist aktiv in der Lehre – schon 1978 bietet er „*Courses in Human Sexual Disorders*“ an, wirbt Grants in Höhe von Millionen ein, fördert den wissenschaftlichen Nachwuchs in einer selten engagierten Art.

Ein solches Pensum ließe erwarten, dass da jemand gänzlich von seiner Arbeit ausgefüllt ist, nichts anderes mehr im Blick haben kann. Und muss dann erstaunt feststellen, dass dieser Mann die Kultur, insbesondere seiner neuen Heimatstadt – New York City, was sonst – frappierend überschaut: Ein Gang mit ihm durch Harlem wird zum Ereignis – nicht nur, weil das damals, im Winter 1993, noch einem Gang über vermintes Gelände glich und Heino mir wohlweislich ein Paar Hosen borgte, wissend, dass meine Kluft dem Orte und dem dortigen Publikum wohl nicht angemessen wäre. Nein, es wird eine Führung durch die Kultur- und Sozialgeschichte eines Stadtteils und seiner Bewohner, an Orte, die diese Migrationsgeschichte wie in einem Brennglas fokussieren. Ein ebenso aufmerksamer Gastgeber wie beobachtender Reisender – auch das ist Heino Meyer-Bahlburg. Damit gesellt sich zur wissenschaftlichen Akribie ein Zug wohlwollender, stets interessierter Mitmenschlichkeit, und auch das entspricht ja dem Humboldt'schen Ideal.

Dass diese äußerst angenehme Kombination begleitet ist von einer stupenden Bescheidenheit, von einer nachgeraden Aversion gegen aufgeblasenes Selbstüberschätzen, ein Zurücknehmen des Ichs hinter den Gegenstand, soll am Ende nicht unerwähnt bleiben: Als er erfuhr, dass ich für die heutige Laudatio auserkoren wurde (wofür ich dem Veranstalter hier nachdrücklich Dank sagen will), sandte er mir folgende Email: „Ich hoffe, Du haeltst die Laudatio knapp – wir sind beide Norddeutsche“.

Ich hoffe, ich habe deine Erwartungen, lieber Heino, nicht allzu sehr enttäuscht, und danke Ihnen allen für Ihre Aufmerksamkeit.

Die Zweiheit im Geschlecht?

Heino F. L. Meyer-Bahlburg

Ich möchte der *Wilhelm-von-Humboldt-Stiftung* meinen Dank aussprechen für ihren Preis, und Herrn Bosinski für seine Laudatio – meine Eltern würden mich allerdings warnen, mir seine freundlichen Worte nicht zu Kopf steigen zu lassen.

Den Wilhelm-von-Humboldt-Preis zu erhalten, bedeutet mir viel. Abgesehen von der impliziten Anerkennung meiner Forschungsarbeit durch meine sexualwissenschaftlichen peers, schwingen viele Assoziationen mit – über einem *basso ostinato* der griechischen Antike: Wilhelm von Humboldts Humanismus war in ihr gegründet; sie war zu einem wichtigen Teil Bezugspunkt für die Ausbildung und Philosophie der Väter der amerikanischen Revolution und der Verfassung, für die klassizistische Architektur in Berlin wie auch in Washington, D.C., und nicht zuletzt auch für meine eigene Ausbildung an einem klassischen Gymnasium in Hamburg. Zudem gibt diese historische Verankerung des Preises einen Anlass, gegenwärtige Fragen der Sexualwissenschaft und von ihr beeinflusster Politik-Entwicklungen von einer historischen Perspektive aus zu betrachten.

Ich wurde gebeten, im Anschluss an Herrn Trabants Ausführungen zur „Zweiheit in der Sprache“ das Thema „Die Zweiheit im Geschlecht“ anzusprechen. Für mich als Sexualwissenschaftler und -kliniker enthält dieser Titel mehrere mögliche Ansatzpunkte für Kommentare: z.B. die Anwendung des dialogischen Dualis-Konzepts von von Humboldt (1907) auf die psychologische Dynamik der sexuellen Paarbeziehung, oder eine Reflektion auf sozio-sexuelle Beziehungssysteme wie Monogamie im Vergleich zu verschiedenen Formen von Polygamie. Fast reflexartig kam mir eine dritte Interpretation in den Sinn, mehr im Einklang mit den Schwerpunkten meiner gegenwärtigen Forschungsprojekte, die auf die psychosexuelle Differenzierung, also die Entwicklung der Geschlechter und ihrer Varianten, ausgerichtet sind. Ist es im 21. Jahrhundert angebracht, am Konzept der zwei Geschlechter festzuhalten, oder soll man – mit vielen anderen – die Auflösung des binären Systems propagieren? Das Fragezeichen am Ende meines Themas symbolisiert diese Hinterfragung.

In seinen beiden Schriften von 1795, „*Ueber die männliche und weibliche Form*“ und „*Ueber den Geschlechtsunterschied und dessen Einfluss auf die organische Natur*“ (zit. n. 1841, 1843), vertrat Wilhelm von Humboldt eine Position, die heute vielfach als „essentialistisch“ kategorisiert wird. Danach gibt es in der Natur zwei Geschlechter. Sie sind charakterisiert durch komplementäre Eigenschaften, und es ist die Wechselwirkung (oder Interaktion, wie wir

Sexuologie 17 (3–4) 2010 173–177/ *Akademie für Sexualmedizin*
<http://www.sexualmedizin-akademie.de/sexuologie>



Heino F. L. Meyer-Bahlburg auf der Festveranstaltung am 22. Juni 2010 in Berlin

heute sagen würden) der beiden Geschlechter, die die Fortpflanzung der Gattung ermöglicht. Nach von Humboldt ist Männlichkeit charakterisiert durch Selbstständigkeit, Kraft, Feuer, Lebhaftigkeit, usw., Weiblichkeit durch leidende Empfänglichkeit, Haltung, Wärme, Innigkeit, usw. (siehe Appendix 1). Für unsere Ohren hören sich von Humboldts Beschreibungen des Männlichen und Weiblichen wie traditionelle Stereotype an und scheinen männliche Vorurteile – oder die Vorurteile einer patriarchalisch strukturierten Gesellschaft – zu reflektieren, von der unsere postindustrielle, informationstechnologisch organisierte Gesellschaft zunehmend abrückt.

Von Humboldt formulierte diese Typologie der Geschlechter lange bevor Fechner die systematische Messung des Verhaltens in die Psychologie einführte. Von Humboldts Typologie war nicht basiert auf empirischer Evidenz im heutigen Sinne, sondern war ein Resultat der „productive[n] Einbildungskraft, welche aus dem Gebiet der Erfahrung in ein ideales übergeht, [und] allen zufälligen Überfluss und alle zufälligen Schranken von ihrem Gegenstand absondert“, und von Humboldt hat sich dabei weitgehend an seiner Interpretation der symbolischen Bedeutung klassisch-griechischer Skulpturen orientiert (siehe Appendix 2).

Im Gegensatz zu von Humboldts typologischem Vorgehen interpretieren heutige empirische Sexualwissenschaftler interindividuelle Variabilität nicht als Messfehler („zufälliger Ueberfluss“ und „zufällige Schranken“ bei von Humboldt), sondern als einen fundamentalen Aspekt sowohl der phänotypischen Beschreibung wie des

ätiologischen Verständnisses. Sie sind interessiert an den Verteilungscharakteristiken von geschlechtsbezogenen Verhaltensweisen in einer definierten Population und wenden multivariate statistische Methoden an, um die dimensionale Struktur solcher Verhaltensweisen zu analysieren.

Darüberhinaus wird das bipolare oder binäre System der Geschlechter per se vielfach in Frage gestellt, vor allem von Leuten, die der Biologie und Medizin fern stehen. Dies wird besonders deutlich, wenn man an der Revision der psychiatrischen Nosologie arbeitet, insbesondere der diagnostischen Kategorie der Geschlechtsidentitätsstörung (DSM-IV-TR; American Psychiatric Association, 2000) oder des Transsexualismus (ICD-10; World Health Organization, 1992). Geschlechtsuntypische Verhaltensphänomene gibt es in allen Kulturen und allen Geschichtsepochen (siehe die diesbezügliche Literatur in Meyer-Bahlburg, 2010), aber im Westen wurde der Transsexualismus mit der Einführung geschlechtsumwandelnder Operationen für körperlich intakte Männer in den 1950er Jahren eine Mediensation. Im Verlauf des halben Jahrhunderts ist die Öffentlichkeit seitdem allmählich mit dem Phänomen vertrauter geworden, und die Toleranz, vor allem in den großen Städten, hat zugenommen. Mit der anwachsenden Zahl von Personen, die sich offen als geschlechtsuntypisch einstufen, hat sich das geschlechtsuntypische Spektrum sehr stark ausdifferenziert. Da gibt es situationsgebundenen, temporären Transvestismus, der nicht in die psychiatrische Nosologie eingeht, habituellen, chronischen Transvestismus („Dual-Role Transvestism“ im ICD-10), und transvestitischen Fetischismus, der sich auf sexuelle Stimulation konzentriert. Einige Individuen suchen Entmaskulinisierung, ohne die Geschlechtsgrenze überschreiten zu wollen („Male-to-Eunuch identity“, Wassersug & Johnson, 2007), andere bekennen sich ausdrücklich zu einer „Intersex“-Identität. Der extreme Pol wird nach wie vor von solchen Personen besetzt, die die DSM-IV-TR-Kriterien für „Gender Identity Disorder“ erfüllen, und nicht alle solche Individuen streben eine chirurgische Umwandlung der Geschlechtsorgane an, selbst wenn sie den legalen Personenstand wechseln.

Solche Varianten der Geschlechtsidentität passen offensichtlich nicht auf von Humboldts binäres System der „idealen“ Geschlechter. Sie stehen anscheinend auch im Widerspruch zu den Erkenntnissen der Evolutionsforschung, mit der Charles Darwin einige Jahrzehnte nach den von-Humboldt-Brüdern auf die Wissenschaftsbühne trat.

Die Geschlechter-„Zweiheit“ spielt eine zentrale Rolle in der Evolutionstheorie. Die meisten eukaryotischen Organismen besitzen die Kapazität für die sexuelle Reproduktion, und die Reproduktion aller Säugetiere hängt

ausschließlich davon ab. Die sexuelle Reproduktion ist immer auf die zwei Geschlechter – männlich und weiblich – begrenzt, d.h. sie konstituiert ein binäres System.

Männliche und weibliche Säugetiere unterscheiden sich nicht nur in den Reproduktionsorganen. In Abhängigkeit von differentiellen Reproduktionsstrategien (z. B., fürsorgend versus ausbeutend, Kampf um Partner versus Partnerwahl) und Beziehungsstilen (z.B. soziale und/oder sexuelle Monogamie versus Polygamie) produziert die sexuelle Selektion sowohl anatomische Unterschiede wie auch Verhaltensdifferenzen zwischen Männchen und Weibchen (LeVay & Valente, 2006, ch. 2). Männchen und Weibchen unterscheiden sich in vielen Verhaltensweisen, die am besten in ihrer Beziehung zu den unterschiedlichen Geschlechtsrollen in der Reproduktion zu verstehen sind: in Paarungsstimmung, Partnerwettbewerb, Werbungsverhalten, Prozeptivität / Rezeptivität, geschlechtsspezifischem Kopulationsverhalten, Schwangerschaft, Laktation, Aufzucht der Nachkommen, Territorialverteidigung, Position in der Dominanzhierarchie; und in den diversen Vorläufern solcher Verhaltensweisen im Kindheits- und Jugendalter (z. B. Spielverhalten und Geschlechtssegregation).

Die letzten Jahrzehnte haben beträchtliche Fortschritte in der Erforschung der proximalen Faktoren gesehen, die zur sexuellen Differenzierung beitragen (Arnold, 2009; Grumbach et al., 2003). Bei Säugetieren ist es gewöhnlich das SRY-Gen auf dem Y-Chromosom, das die Differenzierung der Gonaden zu Testes determiniert, in Interaktion mit einer Kaskade von anderen Genen. Die Differenzierung der anderen Geschlechtsorgane ist weitgehend von der Interaktion diverser Gene mit verschiedenen Sexualhormonen bestimmt. Die sexuelle Differenzierung von Gehirn und späterem Verhalten beruht auf einer sehr viel größeren Zahl von Genen, und ihrer Aktivierung oder Hemmung durch hormonale Faktoren, die sich zum Teil mit denen überlappen, die in der Peripherie wirksam sind. Nach der Geburt entfalten sich die resultierenden Verhaltensprädispositionen in spezifischen sozialen Umwelten, die zusätzlich die Verhaltensentwicklung beeinflussen.

Selbst in der körperlich gesunden Bevölkerung besteht beträchtliche interindividuelle Variabilität in geschlechtsbezogenen Verhaltensweisen. Solche Variabilität hat ihren Ursprung wahrscheinlich in der interindividuellen Variabilität der unterliegenden Faktoren – der Gene (z. B. Variation in der Zahl der trinucleotide repeats, die die Genaktion modifizieren können; Hare et al., 2009), der pränatalen Sexualhormonspiegel (vor allem der Androgene; Auyeung et al., 2009), oder der sozialen Faktoren nach der Geburt (z. B. der geschlechtstypischen Erziehung; Ruble et al., 2006).

Extreme Variationen in geschlechtsbezogenen Ver-

haltensweisen können zurückgeführt werden auf Genmutationen, anomale Hormonproduktion, Behandlung mit exogenen Hormonen, Schwangerschaftskomplikationen, die die Gehirnentwicklung als Ganzes advers beeinflussen, usw. Ein viel untersuchtes Beispiel für eine Modifikation des pränatalen Sexualhormonspiegels ausserhalb des Normalbereichs stellt das adrenogenitale Syndrom (AGS) dar, die häufigste Form der Intersexualität bei 46,XX-Individuen. In diesem Syndrom führt eine genetisch bedingte exzessive Androgenproduktion durch die Nebenniere bei 46,XX- Individuen zu einer variablen Maskulinisierung der Genitalien, die – in Abhängigkeit vom Schweregrad des Syndroms – von einer leichten Vergrösserung der Klitoris bis zur Ausbildung eines anscheinend normal-männlichen äusseren Genitales reicht (Grumbach et al., 2003). In Zusammenarbeit mit der Endokrinologin Maria New hat mein Team in verschiedenen Untersuchungen eine dose-response-Beziehung (auf dem Gruppenniveau) vom pränatalen Androgenmilieu zum geschlechtsbezogenen Verhalten (Meyer-Bahlburg et al., 2006) and zur sexuellen Orientierung (Meyer-Bahlburg et al., 2008) demonstriert. Selbst Geschlechtsdysphorie und patienteninitiiertes Geschlechtswechsel kann vorkommen (Meyer-Bahlburg et al., 1996; Dessens et al., 2005).

Angesichts solcher Variabilität stellt sich die Frage, unter welchen Umständen es sinnvoll ist, geschlechtsuntypisches Verhalten als psychopathologisch zu charakterisieren. Was z.B. ist „pathologisch“ beim 46,XX AGS? Im allgemeinen ist es unumstritten, dass eine Mutation des zugrundeliegenden 21-Hydroxylase-Gens „pathologisch“ ist, ebenso die daraus resultierende Unterproduktion des Enzyms 21-Hydroxylase und der Hormone Kortisol und Aldosteron, in Kombination mit Hyperplasie der Nebennierenrinden und Überproduktion von adrenalen Androgenen. Schwieriger wird schon die Abgrenzung des Normalbereichs vom Pathologischen bei relativ milden Fällen von Schamlippenfusion und Klitorisvergrösserung, obwohl mehr extremere Fälle der Genitalmaskulinisierung für die meisten Beobachter eindeutig in den pathologischen Bereich fallen. Anders steht es mit der Maskulinisierung des Verhaltens. Obwohl dieses ebenfalls vom Ausmass der pränatalen Androgenisierung beeinflusst wird, und damit vom Grade der zugrundeliegenden pathologischen Prozesse, wird das maskulinisierte Spielverhalten bei Mädchen mit AGS, oder die Maskulinisierung von Berufsinteressen, Freizeitgestaltung, und sexueller Orientierung bei Frauen mit AGS von der Psychiatrie nicht als Psychopathologie eingestuft. Selbst ein gelegentlich vorkommender, patienteninitiiertes Geschlechtswechsel zu männlich wird von der Psychiatrie von der Diagnose „Geschlechtsidentitätsstörung“ (DSM-IV-TR) oder Transsexualismus (ICD-10)

ausgenommen, und von Endokrinologen und Urologen als blosse „Korrektur“ einer unpassenden Geschlechtszuweisung angesehen.

Im Gegensatz zum Geschlechtswechsel bei Individuen mit somatischer Intersexualität, sieht die Psychiatrie Geschlechtsdysphorie und Geschlechtswechsel bei Personen ohne somatische Intersexualität als Psychopathologie an. Das wird verständlicher, wenn man sich vor Augen hält, dass dies im historischen Zusammenhang mit einer allgemein negativen Reaktion der Gesellschaft auf untypische Geschlechtsentwicklung geschieht. Neugeborene mit deutlichen Anomalien der somatischen Geschlechtsentwicklung werden von manchen Eltern abgelehnt, und viele unterliegen einer „Normalisierung“ durch Genitaloperationen, was schon auf eine jahrtausendealte Tradition zurückgeht (Kendirci et al., 2005; Lascaratos and Kostakopoulos, 1997). Eindeutig geschlechtsuntypisches Verhalten bei Personen, die keine Symptome somatischer Intersexualität aufweisen, wird weithin als abnormal angesehen, und damit meistens negativ gewertet, was oft zu sozialer Stigmatisierung, Diskriminierung, und Gewalttätigkeit einschliesslich Mord führt, und als Konsequenz zu sozio-ökonomischer Marginalisierung (National Center for Transgender Equality and the National Gay and Lesbian Task Force, 2009; Transgender Europe, 2010). Selbst in Gesellschaften, die spezifische soziale Rollen für Individuen mit geschlechtsuntypischen Verhaltensweisen etabliert haben, wie z. B. die Hijra in Indien und Pakistan, sind solche Rollen relativ begrenzt und keineswegs frei von sozialer Diskriminierung (Nanda, 1999).

Die judäo-christlich-islamischen Religionstraditionen hatten eine geringe Toleranz für Abweichungen von strikten Geschlechtsrollennormen; eine wichtige Ausnahme war Ayatolla Khomeinis Fatwa in Teheran, Iran, die den vollständigen Geschlechtswechsel mit Genitaloperationen gestattete (für Medienquellen: Wikipedia, 2010a). Als im Westen im 19. Jahrhundert die religiösen Machtstrukturen weitgehend durch die säkulare Rechtsprechung abgelöst wurden, wurde die negative Bewertung von geschlechtsuntypischem Verhalten zunächst beibehalten. Mit zunehmender Medikalisierung von atypischen Verhaltensweisen im allgemeinen wurden auch für eine Anzahl von geschlechtsuntypischen Verhaltensweisen psychopathologische Syndromdiagnosen geschaffen. Die diesbezügliche ätiologische Forschung ist noch in den Anfängen, hat aber eine Reihe von vorläufigen Befunden erbracht, die kompatibel sind mit einer Interpretation von Geschlechtsidentitätsstörungen als einer Form von Intersexualität, die auf das Zentralnervensystem begrenzt ist (Zhou et al., 1995; Kruijver et al., 2000; Garcia-Falgueras & Swaab, 2008; Rametti et al., 2010). Diese Befunde sind noch nicht un-

abhängig repliziert worden und reichen auch noch nicht aus, um eine allgemeine Theorie dieser Art voll zu etablieren (Meyer-Bahlburg, in press).

Man muss zudem auch die Frage stellen, welchen Nutzen eine psychopathologische Kategorisierung von GIV hat. In der gegenwärtigen postindustriellen, informationstechnologisch organisierten Gesellschaft sind die traditionellen materiellen Zwänge des binären Geschlechtssystems weitgehend abgebaut. Schwangerschaft, Laktation und Kleinkinderaufzucht füllen – wenn überhaupt – nur noch einen relativ kleinen Teil eines Frauenlebens aus. Auf der Seite des Mannes sind die traditionellen Anforderungen an physische Kraft in der Jagd, der Landwirtschaft, und der industriellen Arbeit weitgehend durch Maschinen ersetzt worden. Die alten Dominanzhierarchien, die vor allem auf physischer Kraft beruhten, sind weitgehend durch Ausbildungs- und Einkommensstratifizierung abgelöst, und die Verteidigung von Familien- und Klanterritorien mit physischer Gewalt wird von der Gesetzgebung und deren Durchsetzung von Staatsorganen wie der Polizei übernommen.

Angesichts dieser Entwicklungen überrascht es nicht, dass die gegenwärtige hitzige Debatte um die Zukunft dieser Diagnosen in DSM-5 und ICD-11 sich nicht primär um die Frage der Ätiologie der GIV dreht. Stattdessen steht die Perspektive der Menschenrechte im Vordergrund und die Selbstbestimmung des Menschen als Ausdruck von sexueller Orientierung, Geschlechterrollenverhalten, und -identität, selbst wenn diese von traditionellen Mehrheitsnormen abweichen. In den letzten Jahren sieht man ein allmähliches Anwachsen der Zahl von Städten, Provinzen, und Ländern, die Personen mit Varianten der Geschlechtsidentifikation unter regulatorischen Schutz stellen, und mehrere Länder haben explizit die Psychopathologisierung von GIV eingeschränkt. Jüngstens ist Australien das erste Land geworden, das eine Kategorisierung von Geschlecht als unspezifiziert oder undeterminiert in Personenstandspapieren zulässt (für Medienquellen: Wikipedia 2010b).

Im gegenwärtigen Moment der Menschheitsgeschichte scheint also die Zweiheit der Geschlechter in eine Vielheit überzugehen, zumindest auf der Bühne der sozialen Rollen und Identitäten.

Literatur

American Psychiatric Association., 2000. Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders, 4th ed., text revision. Author, Washington, DC.

Arnold, A.P., 2009. The organizational-activational hypothesis as the foundation for a unified theory of sexual differentiation of all mammalian tissues. *Horm. Behav.* 55, 570–578.

Auyeung, B., Baron-Cohen, S., Ashwin, E., Knickmeyer, R., Tay-

lor, K., Hackett, G., Hines, M., 2009. Fetal testosterone predicts sexually differentiated childhood behavior in girls and in boys. *Psychol Sci.* 20, 144–148.

Dessens, A. B., Slijper, F. M. E., Drop, S. L. S., 2005. Gender dysphoria and gender change in chromosomal females with congenital adrenal hyperplasia. *Arch. Sex. Behav.* 34, 389–397.

Garcia-Falgueras, A., Swaab, D.F., 2008. A sex difference in the hypothalamic uncinate nucleus: relationship to gender identity. *Brain* 131, 3132–3146.

Grumbach, M. M., Hughes, I. A., Conte, F. A., 2003. Disorders of sex differentiation, in: Larsen P. R., Kronenberg, H. M. Melmed, S., Polonsky, K. S. (Eds.), *Williams Textbook of Endocrinology*. W. B. Saunders, Philadelphia.

Hare, L., Bernard, P., Sánchez, F. J., Baird, P. N., Vilain, E., Kennedy, T., Harley, V. R., 2009. Androgen receptor repeat length polymorphism associated with male-to-female transsexualism. *Biol. Psychiatry* 65, 93–96.

Kendirci, M., Kadioğlu, A., Boylu, U., Miroğlu, C., 2005. Urogenital surgery of the 15th century in Anatolia. *J. Urol.* 173, 1879–1882.

Kruijver, F.P., Zhou, J., Pool, C., Hofman, M.A., Gooren, L.J.G., Swaab, D.F., 2000. Male-to-female transsexuals have female neuron numbers in a limbic nucleus. *J Clin Endocrinol Metab.* 85, 2034–2041.

Lascaratos, J., Kostakopoulos, A., 1997. Operations on hermaphrodites and castration in Byzantine times. *Urol. Int.* 58, 232–235.

LeVay, S., Valente, S. M., 2006. *Human sexuality*, 2nd ed. Sinauer Associates, Sunderland, MA.

Meyer-Bahlburg, H. F. L., Gruen, R. S., New, M. I., Bell, J. J., Morishima, A., Shimshi, M., Bueno, Y., Vargas, I., Baker, S. W., 1996. Gender change from female to male in classical CAH. *Horm. Behav.* 30, 319–332.

Meyer-Bahlburg, H. F. L., Dolezal, C., Baker, S. W., Ehrhardt, A. A., New, M. I., 2006. Gender development in women with congenital adrenal hyperplasia as a function of disorder severity. *Arch. Sex. Behav.* 35, 667–684.

Meyer-Bahlburg, H. F. L., Dolezal, C., Baker, S. W., New, M. I., 2008. Sexual orientation in women with classical or non-classical congenital adrenal hyperplasia as a function of degree of prenatal androgen excess. *Arch. Sex. Behav.* 37, 85–99.

Meyer-Bahlburg, H.F.L., 2010. From mental disorder to iatrogenic hypogonadism – Dilemmas in conceptualizing gender identity variants as psychiatric conditions. *Arch. Sex. Behav.* 39, 461–476.

Meyer-Bahlburg, H.F.L., (in press). Transsexualism („Gender Identity Disorder“) – A CNS-limited form of intersexuality? in: New, M.I., (Ed.), *Proceedings of the 2nd World Conference „Hormonal and genetic basis of sexual differentiation disorders and hot topics in endocrinology“*, Miami, FL, 1/15-17/10.

Nanda, S., 1999. *The Hijras of India: Neither man nor woman*, 2nd ed. Wadsworth, Belmont, CA.

National Center for Transgender Equality and the National Gay and Lesbian Task Force, 2009. *Transgender Discrimination Survey*. http://transequality.org/Resources/NCTE_prelim_survey_econ.pdf (accessed 02/25/2010).

Rametti, G., Carrillo, B., Gómez-Gil, E., Junque, C., Segovia, S., Gomez, A., Guillamon, A., 2010. White matter microstructure in female to male transsexuals before cross-sex hormonal treatment. *J. Psychiatric Res.* doi:10.1016/j.jpsychires.2010.05.006

Ruble, D.N., Martin, C.L., Berenbaum, S.A., 2006. Gender development, in: Damon, W., Lerner, R.M. (Series Eds.), and Eisenberg, N., Damon, W., Lerner, R.M. (Vol Eds.), *Handbook*

- of child psychology: Vol. 3. Social, Emotional, and Personality Development (6th edn.), Wiley, New York, pp. 858–932.
- Transgender Europe, 2010. Press Release: March 17th 2010. www.transrespect-transphobia.org, (accessed 03/23/2010).
- von Humboldt, W., 1841. Ueber die maennliche und weibliche Form, in: W. von Humboldt, Gesammelte Werke, Erster Band. G. Reimer, Berlin, pp. 215–261.
- von Humboldt, W., 1843. Ueber den Geschlechtsunterschied und dessen Einfluss auf die organische Natur, in: W. von Humboldt, Gesammelte Werke, Vierter Band. G. Reimer, Berlin, pp. 270–301.
- von Humboldt, W., 1907. Ueber den Dualis, in: W. von Humboldt, GS, Band VI. B. Behr's Verlag, Berlin, pp. 4–30.
- Wassersug, R.J., Johnson, T.W., 2007. Modern day eunuchs: Motivations for and consequences of contemporary castration. *Perspect Biol Med.* 50, 544–546.
- Wikipedia, 2010a. Transsexuality in Iran. http://en.wikipedia.org/wiki/TRANSSEXUALITY_in_Iran (accessed 07/04/2010).
- Wikipedia, 2010b. Legal aspects of transsexualism. http://en.wikipedia.org/wiki/Legal_aspects_of_transsexualism (accessed 07/24/2010).
- World Health Organization, 1992. Multiaxial version of ICD 10: Clinical descriptions and diagnostic guidelines. Author, Geneva.
- Zhou, J.-N., Hofman, M.A., Gooren, L.J.G., Swaab, D.F., 1995. A sex difference in the human brain and its relation to transsexuality. *Nature* 378, 68–70.

Appendix 1

Wilhelm von Humboldts (1843) Charakterisierung der Geschlechtsunterschiede

S. 281: Hier nun beginnt der Unterschied der Geschlechter. Die zeugende Kraft ist mehr zur Einwirkung, die empfangende mehr zur Rückwirkung gestimmt. Was von der ersteren belebt wird, nennen wir männlich, was die letztere beseelt, weiblich. Alles Männliche zeigt mehr Selbstthätigkeit, alles Weibliche mehr leidende Empfänglichkeit. Indess besteht dieser Unterschied nur in der Richtung, nicht in dem Vermögen.

S. 291: Alle Eigenschaften, in welche gekleidet beyde Geschlechter durch die ganze Natur, aber vorzüglich im Menschen, erscheinen, bringen denselben verschiedenen Eindruck hervor. Die reizende Anmuth und die liebliche Fülle der Weiblichkeit bewegt die Sinne; die nicht so wohl anschauliche, als bildliche Vorstellungsart und der sinnliche Zusammenhang aller Begriffe geben der Phantasie ein reiches und lebendiges Bild; und die Einheit des Charakters, der, jedem Eindruck offen, jeden mit entsprechender Innigkeit erwidert, rührt die Empfindung. So wirkt alles Weibliche vorzüglich auf diejenige Kräfte, welche den ganzen Menschen in seiner ursprünglichen Einfachheit zeigen.

Was dem Mann und seinem Geschlechte angehört, lässt dagegen diese minder befriedigt, beschäftigt aber mehr das Vermögen der Begriffe. Die Gestalt hat mehr Bestimmtheit, als anmutige Schönheit; die Begriffe sind deutlicher und sorgfältiger geschieden, stehn aber auch in weniger leichter Verbindung; der Charakter ist stark und hat feste Richtungen, erscheint aber nicht selten auch einseitig und hart. Alles Männliche, kann man daher sagen, ist mehr aufklärend, alles Weibliche mehr rührend. Das eine gewährt mehr Licht, das andere mehr Wärme.

S. 299–300: So sind nun zwischen beiden Geschlechtern die Anlagen verteilt, welche es ihnen möglich machen, diess unermessliche Ganze zu bilden. ... Darum beseelte die Natur ihre Söhne mit Kraft, Feuer und Lebhaftigkeit, und hauchte ihren Töchtern Haltung, Wärme und Innigkeit ein. ... Denn der ganze Charakter des männlichen Geschlechts ist auf Energie gerichtet; dahin zielt seine Kraft, seine zerstörende Heftigkeit, sein Streben nach Aussenwirkung, seine Rastlosigkeit. Dagegen geht die Stimmung des weiblichen, seine ausdauernde Stärke, seine Neigung zur Verbindung, sein Hang die Einwirkung zu erwidern und seine holde Stätigkeit, allein auf Erhaltung und Daseyn.

S. 300–301: Daseyn, von Energie beseelt, ist Leben, und das höchste Leben das letzte Ziel, in dem sich das Streben aller verschiedenen Kräfte der Natur vereint. Die Verschiedenheit beider Geschlechter befördert die Erreichung dieses Ziels, oder vielmehr ihre eigenthümliche Beschaffenheit führt sie zu demselben hin, ohne dass sie selbst sich dessen bewusst sind. ...Indem alle harmonisch wirksam sind, folgt jede nur ihrem eigenen Triebe, und das letzte Resultat der Thätigkeit aller geht mit der Nothwendigkeit hervor, die, da sie alle Absicht ausschliesst, auf den ersten Anblick zufällig erscheinen kann. In gleicher Freiheit wirken nun auch die Kräfte beider Geschlechter, und so kann man dieselben als zwei wohlthätige Gestalten ansehen, aus deren Händen die Natur ihre letzte Vollendung empfängt. Dieser erhabenen Bestimmung genügen sie aber nur dann, wenn sich ihre Wirksamkeit gegenseitig umschlingt, und die Neigung, welche das eine dem anderen sehnsuchtsvoll nähert, ist die Liebe. So gehorcht die Natur derselben Gottheit, deren Sorgfalt schon der ahnende Weisheitssinn der Griechen die Anordnung des Chaos übertrug.

Appendix 2

Wilhelm von Humboldts (1841) Produktion einer idealischen Typologie der Geschlechter

S. 216f: Aber eine solche reine Männlichkeit und Weiblichkeit auch nur aufzufinden, ist unendlich schwer, ... In der Erfahrung kommt immer der eigenthümliche Charakter des Individuums dazwischen, der den allgemeinen Geschlechtscharakter in demselben theils durch Einmischung fremder Züge enstestellt, theils durch Mittheilung seiner eigenen zufälligen Schranken ihn hindert, seine höchste Vollendung zu erreichen. Jenes Fremdartige muss also durch den Verstand davon abgesondert, diese Schranken des Individuums müssen entfernt werden, wenn der reine Geschlechtscharakter zur Darstellung kommen soll. Der Verstand aber kann nur dürftige Abstractionen liefern, und hier ist es uns gerade um ein vollständiges sinnliches Bild zu thun, weil der wahre Geist der Geschlechtseigenthümlichkeit nur in dem lebendigen Zusammenwirken aller einzelnen Züge sich ausdrücken kann.

Aus dieser Verlegenheit nun werden wir durch die productive Einbildungskraft gerissen, welche aus dem Gebiet der Erfahrung in ein ideales übergeht, allen zufälligen Ueberfluss und alle zufälligen Schranken von ihrem Gegenstand absondert, und das Unendliche der Vernunft in eben so bestimmte Formen einkleidet, als sonst nur die zufällige und beschränkte Geburt der Zeit, und das wirkliche Individuum, zeigt. ... Nur dem Griechischen Künstler gelang es, das Ideal selbst zu einem Individuum zu machen, und bei ihm werden wir auch den befriedigendsten Aufschluss über den vorliegenden Gegenstand schöpfen.

Ungewollt kinderlos? Wege zum Wunschkind

Jedes 7. Paar in Deutschland ist ungewollt kinderlos. Die Ursachen hierfür lassen sich auf rein „weibliche“, rein „männliche“, auf „gemischte“ und „unbekannte“ Faktoren verteilen. Dank medizinischer Fortschritte kann heute vielen ungewollt kinderlosen Paaren geholfen werden. Bei einigen Fruchtbarkeitseinschränkungen hilft oft die IVF-Behandlung, die so genannte Retortenbefruchtung. Ist die Samenqualität sehr schlecht, lässt sich nur noch mittels ICSI, die so genannte Mikroinsemination, eine Schwangerschaft erreichen.

Was aber, wenn keine Spermien produziert werden, die o. g. Verfahren versagt haben, oder diese Methoden wegen bestehender Risiken abgelehnt werden? Die Adoption ist in Deutschland ein schwieriges Unterfangen, warten doch 7 - 8 adoptionswillige Paare auf jeweils ein Kind.

Auch gelten erschwerende Faktoren, wie das elterliche Alter und der Ehestand. Eine gar nicht so selten durchgeführte Methode ist die sogenannte donogene- oder heterologe Insemination, also die Verwendung von Spendersamen. In Deutschland werden jährlich etwa 1500 Kinder auf diese Weise gezeugt.

Das Paar

Natürlich sollte aus verständlichen Gründen der Kinderwunsch des Paares stark genug sein, um mit dieser Form der Familienbildung umgehen zu können. Gespräche mit entsprechend ausgebildeten Sozialarbeitern/Soziologen oder Therapeuten sind empfehlenswert. Der (anonyme) Austausch in Internetforen hilft bei der Entscheidungsfindung. Es gibt auch eine zunehmende Anzahl von Büchern in deutscher Sprache zu diesem Thema.

Die **Berliner Samenbank** stellt Samenproben qualifizierter Spender bereit. Die Proben werden zur Befruchtung bei Paaren eingesetzt, die diesen Weg gewählt haben, um ihren Kinderwunsch zu erfüllen. Die Behandlung der Paare erfolgt meist in einer gynäkologischen Praxis oder einem Zentrum für Reproduktionsmedizin. Einige Samenbanken versenden auch Proben an entsprechende Ärzte in anderen Städten, damit die Behandlung auch in größerer

Entfernung durchgeführt werden kann. Die **Berliner Samenbank** genießt das Vertrauen vieler Zentren in Deutschland.

Es kann davon ausgegangen werden, dass bei dieser Behandlung eine normale Schwangerschaftsrate (SSR) von 17-20 % pro Zyklus zu erreichen ist. Dies entspricht der ganz normalen SSR. Oftmals ist es durch Kooperation mit dem „Hausgynäkologen“ möglich, mit nur einem Besuch in Berlin auszukommen. Eine hormonelle Stimulation ist nur in begründeten Fällen erforderlich.

Sollte die Samenübertragung nach mehreren Zyklen nicht zum Erfolg geführt haben, oder ist bei der Grunddiagnostik der Frau ein Eileiterverschluss diagnostiziert worden, ist auch mit Spendersamen eine IVF-Behandlung möglich.

Spender

In unsere Kartei werden nur Samenspenden aufgenommen, die in allen Punkten unseren hohen Qualitätsanforderungen entsprechen.

Die Inhalte der Qualitätssicherung richten sich nach den Arbeitsrichtlinien des „Arbeitskreis(es) für donogene Insemination“ und den entsprechenden Beschlüssen der Bundesrepublik Deutschland. Dazu gehören folgende Punkte:

Durch gründliche Voruntersuchungen und eine sorgfältige Auswahl werden nur Proben von gesunden Spendern angeboten. Regelmäßige Untersuchungen und Quarantänelagerung gewährleisten, dass alle verwendeten Samenproben ohne Infektionsrisiko sind. Dadurch ist unter anderem auch die Übertragung von Hepatitis-, HIV-, Syphilis- und Tripper-Erregern sowie Chlamydien ausgeschlossen. Von jeder eingefrorenen Samenspende wird eine Stichprobe aufgetaut und die Vitalität der Spermien geprüft, unzureichende Spenden werden verworfen. Darüber hinaus wird die Qualität jeder Spermprobe direkt vor der Verwendung überprüft.

Spenderauswahl

Die oft große Zahl unterschiedlicher Spender aller Blutgruppen erlaubt dem Paar die Auswahl eines

Spenders mit gewünschten Merkmalen, welche meist denen des Ehemannes/Partners entsprechen soll. Hierzu zählen allgemeine äußere Merkmale wie körperliche Erscheinung, Haar- und Augenfarbe etc., aber auch die Blutgruppe und die Rhesusformel. Die Spender sind auch nach Beruf und Interessenprofil katalogisiert. So ist es möglich, auf Wesensmerkmale und Schulbildung rückzuschließen.

Auf Wunsch des Paares führt die Samenbank eine Vorauswahl durch, die abschließende Entscheidung obliegt dem Paar. Bei dieser Vorauswahl wird das Äußere des Ehemannes/Partners mit verschiedenen Spendern abgeglichen.

Rechtliche Regelungen

Die Spendersamenbehandlung ist in Deutschland seit vielen Jahren nicht mehr verboten, einige wenige rechtliche Verbesserungen hat es gegeben, wie z.B. das Kindschaftsreformgesetz und das Kinderrechtsverbesserungsgesetz.

Die Herbeiführung einer größtmöglichen Rechtssicherheit für alle an diesem Verfahren beteiligten Personen (Kind, beide soziale Eltern, Samenspenden/genetischer Vater, Arzt) wird mittels eines Notarvertrages erzielt.

Eine entsprechende Dokumentation garantiert das im Grundgesetz verankerte Recht auf Kenntnis der eigenen Abstammung. Die Behandlung mit Spendersamen ist sowohl bei Ehepaaren als auch bei Frauen, die in einer „eingetragenen Partnerschaft“ leben, möglich, wenn auch rechtlich problematischer.

Unter bestimmten Umständen ist auch die Durchführung der donogenen Insemination bei Paaren in lesbischer Partnerschaft möglich.

Weitere Informationen erhalten Sie auf der Homepage www.berliner-samenbank.de

BERLINER SAMENBANK GmbH

Kryokonservierung von

- Spendersamenproben für die künstliche Befruchtung
- befruchteten Eizellen aus der Reagenzglasbefruchtung (IVF)
- Hodengewebsproben zur Spermien-gewinnung für ICSI

für Paare mit unerfülltem Kinderwunsch

- durch absolut männliche Zeugungs-unfähigkeit
- nach Versagen anderer moderner Methoden wie IVF (Reagenzglas-befruchtung oder ICSI (sog. Mikroinsemination))
- bei Ablehnung von IVF oder ICSI



BERLINER SAMENBANK

Be cool.
Komm bei uns ;)

Neue Adresse: Friedrichstraße 79 /
Ecke Französische Straße · 10117 Berlin-Mitte
Tel. 030-301 88 83 · kommen@berliner-samenbank.de

Ab 2010 lagert die Berliner Samenbank auch unbefruchtete Eizellen ein!

- Vor einer Krebsterapie
- Als „Fertilitätsreserve“,
sog. „social freezing“

Weitere Informationen:
www.berliner-samenbank.de
Dr. med. David J. Peet, Geschäftsführer



Butler, Judith: **Die Macht der Geschlechternormen und die Grenzen des Menschlichen**, Suhrkamp Verlag 2009 (414 S., geb., ISBN-10: 3518585053, Preis: 24,80 €)

Der vorliegende Band enthält eine Sammlung von v.a. bereits auf englisch publizierten Aufsätzen, die sich mit Transgender, Transsexualität, Intersexualität und Homosexualität auseinandersetzen. Wie der sperrig übersetzte Titel bereits andeutet, geht es um das *Menschliche* in Bezug auf seine *Geschlechtlichkeit*; darum, entgegen gesellschaftlich anerkannter Normen und vorherrschenden wissenschaftlichen Meinungen mögliche alternative Sichtweisen und Interpretationen zu theoretisieren, die nicht nur längst denkbar sind, sondern auch schon längst praktiziert werden. Vordergründig geht es um die Frage der Autonomie von Lesben, Schwulen und aller vorhandenen Gender gegenüber einer „heterosexistischen Normierung“, aber der theoretische Horizont reicht weiter: Die Beiträge sind Teil einer Debatte darüber, welches Leben als „rechtmäßig“ zu betrachten ist, was die Grenzen der symbolischen Ordnung daraufhin absteckt, was als *menschlich* gilt.

Ziel ist, die offensichtlichen, aber auch die mehr oder weniger verdeckten Formen und Strukturen aufzudecken, die unser Verständnis des Menschlichen beeinflussen. Und damit implizit mehr Menschlichkeit einzufordern, nicht zuletzt mit Blick auf die vielfältigen Formen prekärer Identität oder hinsichtlich der Frage nach alternativen Familienmodellen: Wenn homosexuelle Paare eine Familie gründen wollen, werden sie gesetzlich in den meisten westlichen Ländern benachteiligt. Das heterosexuelle Privileg auf Elternschaft wird u.a. auf Basis einer von Claude Lévi-Strauss inspirierten Psychoanalyse begründet, nach der sich eine Elternschaft homosexueller Paare mit dem Argument ablehnen lässt, Kinder seien darauf angewiesen, Vater und Mutter zu haben. Im Zen-

trum dieser These steht die Annahme, es gebe unveränderbare „symbolische Grundlagen“ (194) der Kultur, die durch die Auflösung der Rollenbilder in Gefahr gerieten. Butler hinterfragt die Glaubwürdigkeit solcher Annahmen und diskutiert die Frage, es sich nicht vielmehr um symbolische Macht zur Aufrechterhaltung heterosexueller Privilegien handelt.

Wie stark Geschlechternormen wirken, ist auch Thema des Aufsatzes „Jemandem gerecht werden. Geschlechtsangleichung und Allegorien der Transsexualität“. Butler analysiert, wie operativ aus David zunächst Brenda und dann wieder David wurde und wie sich die Anhänger_innen des jeweiligen Modells von Geschlecht auf den Fall stützten, um der Öffentlichkeit ihre jeweilige Sichtweise zu präsentieren: Dem einen behandelnden Arzt wurde vorgeworfen, auf der Grundlage einer „sozialkonstruktivistische Theorie“ (104) eine völlige Formbarkeit des Geschlechts zugrunde zu legen und zu vertreten. Die andere Seite berief sich auf die vermeintliche Natur des Geschlechts mittels Chromosomen-Theorien, um die Grenzen chirurgischer Eingriffe aufzuzeigen.

Folgt man Butler, die in ihrer Analyse auf Selbstzeugnisse von Brenda/David zurückgriff, gab es dafür, was in Brenda/David vorging und was sie/er sich wünschte, wenig Interesse. Die Entscheidung Brendas/Davids für das männliche Geschlecht interpretiert Butler als Beleg dafür, wie groß der Druck der Eindeutigkeit ist, mit der Folge, dass „Formbarkeit [...] sozusagen gewaltsam aufgezwungen [und] Natürlichkeit [...] künstlich herbeigeführt“ (110) wird.

Entdiagnostizierung von Gender

In dem Aufsatz „Die Entdiagnostizierung von Gender“, geht es um die zweiseitigen Konsequenzen einer diagnostizierten „Geschlechtsidentitätsstörung“. Im Kontext der Debatte um die Abschaffung der Diagnose GID – *Gender Identity Disorder* – stellt Butler die Frage, ob eine derartige Diagnose die Selbstbestimmung der Individuen unterstützt oder sie untergräbt. Im Mittelpunkt ihrer Überlegungen steht damit nicht der Leidensdruck an sich – dieser steht außer Frage –, sondern die Genese des Leidens. Woher rührt das Bewusstsein einer „Störung“, wie weit resultiert es aus fehlender gesellschaftliche Anerkennung und einer Stigmatisierung als „krankhaft“? Butler rekonstruiert das Dilemma einer Diagnose, die eingewoben ist in ein System von Krankenkassen, medizinischer Versorgung sowie wissenschaftlichem Forschungsdrang, was dem Leiden gegenüber sowohl befreiend als auch restriktiv wirken kann, oft aber beides zugleich. Folglich wäre die Diagnose einerseits beizubehalten, weil sie momentan die einzig rechtlich und finanziell abgesicherte Möglichkeit darstellt, Autonomie, d.h. die freie Wahl des eigenen Gender überhaupt zu ermöglichen. Die Dia-

gnose trägt also in dieser Hinsicht dazu bei, den Leidensdruck zu verringern.

Für eine Streichung der Diagnose aus dem Kriterienkatalog des DSM IV spricht, dass auf dieser Grundlage Menschen in einen pathologisierenden Diskurs gezwungen werden, diese Diagnose jenes Leiden überhaupt erst erzeugt: „Es ist möglich und nötig zu sagen, dass die Diagnose auf den Weg zu Milderung des Leidens führt; und es ist möglich und nötig zu sagen, dass die Diagnose Gender Identity Disorder (GID) genau das Leiden verstärkt, das Milderung verlangt.“ (163f) Butler unterstützt somit einerseits die These, dass die Entpathologisierung von Transidentitäten eine notwendige Voraussetzung für Autonomie ist. Solange die Realisation einer Wahl an eine Diagnose geknüpft ist, verkörpert sie eine paternalistische Form der Macht und reproduziert rigide Geschlechternormen. Andererseits wäre eine ersatzlose Streichung der Diagnose, ohne Strukturen, die Kosten übernehmen und die Änderung des Personenstatus ermöglichen, zweifelsfrei ein Rückschritt, da in diesem Fall die Freiheit abgelöst von der Frage ihrer Realisation diskutiert und die ‚Geschlechterfrage‘ zu einer ‚Klassenfrage‘ würde. Auch die Personenstandsänderung bliebe weiterhin einem Großteil versagt. Sie ist zwar ohne große finanzielle Mittel realisierbar, ist in Deutschland bisher aber nicht unabhängig von einer Geschlechtsangleichung geregelt (z.B. im einfachen Namensrecht).

Normen und die Grenzen der Autonomie

Doch weshalb verstärkt die Tatsache, dass Transsexualität als psychisches Leiden klassifiziert wird, überhaupt das Leiden einer Person, die daran ‚leidet‘? Butlers radikale These läuft darauf hinaus, dass in einer Welt, in der jedem Individuum die Wahl seines Geschlechts freigestellt wäre und als Ausübung persönlicher Freiheit gesellschaftlich anerkannt und institutionell unterstützt würde, im Prinzip kein Leidensdruck entstünde, der pathologische Formen annehmen müsste. Wenn aber der Raum des prinzipiell Anerkennbaren von vornherein insofern eingeschränkt ist, als die vorherrschende Norm Transsexualitäten keine Anerkennung verspricht, sie stattdessen pathologisiert und stigmatisiert, dann stellt sich hier – und zwar paradigmatisch – die Frage nach Grenzen und Möglichkeiten sozialer Anerkennung (vgl. 163).

Hinter diesen Überlegungen steht ein hegelianisches Anerkennungstheorem: Wenn jeder Mensch begehrt *zu sein* und Begehren immer ein Begehren nach Anerkennung ist, dann wird der Mensch erst „durch die Erfahrung der Anerkennung zum sozial lebensfähigen Wesen“. (10) Die Bedingungen dieser Anerkennung sind für Butler jedoch der entscheidende Punkt, denn „die Bestimmungen, anhand derer wir als menschlich anerkannt werden, sind gesellschaftlich artikuliert und veränderbar.“ (ebd.)

Sind die Formen der Anerkennung in einer Gesellschaft begrenzt, so bleibt ein „bewältigbares Leben“ im Zweifelsfall versagt. Das gleiche gilt für Gender: Auch wenn unser Begehren verschieden gerichtet ist, bleibt Begehren für jedes Gender konstitutiv. Werden wir in unserem Begehren nicht oder nur eingeschränkt anerkannt, schränkt dies unsere soziale (Über-)Lebensfähigkeit ein.

Wiederum legt Butler in ihrer Argumentation den Fokus darauf, dass die Grenzen nicht nur festgelegt sind, sondern dass wir es sind, die diese Grenzen definieren. Die Möglichkeiten nach denen Anerkennung zu Teil werden kann, hängen von den gesellschaftlichen Vorstellungen des Menschlichen ab. So „wird die Anerkennung zu einem Ort der Macht, durch die das Menschliche verschiedenartig erzeugt wird.“ (11) Gesellschaftliche Normen haben immer eine doppelte Funktion. Einerseits ist die Norm das Vehikel, welches Anerkennung verleiht. Andererseits haben Normen im Zuge der Normalisierung zwar identitätsstiftende, damit immer aber auch eine ausgrenzende Funktion.

Gender als Modus des Werdens

Unter den Bedingungen von Heterosexualität und Zweigeschlechtlichkeit scheinen von der Norm abweichende Lebensformen nur schwer denkbar. Vielmehr werden für Butler bei unterstellter Kontinuität rigider Geschlechtsidentität Stereotype und stereotypes Verhalten reproduziert. Diese Stereotype „unterstellen in der Tat ebenso wie die Diagnose, dass wir alle mehr oder weniger bereits ‚wissen‘ was die Geschlechternormen [...] sind, und das alles, was wir wirklich tun müssen, darin besteht, herauszufinden, ob sie in diesem oder irgendeinen anderen Fall verkörpert sind.“ (133) Polemisch ließe sich an dieser Stelle hinzufügen, dass die Diagnose, obwohl sie dieses vorgibt zu tun, nicht einmal in der Lage wäre, Menschen, die im Sinne der Diagnose ein noch viel komplexeres Störungsbild aufwiesen, überhaupt zu erfassen. Insofern scheint Butlers Frage, was mit der Diagnose denn eigentlich bezweckt werden soll, mehr als berechtigt. Solange die Heilung der ‚Krankheit‘ sich an der herrschenden symbolischen Ordnung orientiert, unterstützt sie die Reproduktion rigider Geschlechternormen. Überspitzt gesagt lassen sich mit Butler bisher nur zwei Alternativen für Transidentitäten denken: Entweder krank zu sein oder überhaupt nicht (sichtbar) zu sein.

Dagegen macht Butler auf Gender als einem Phänomen des Werdens aufmerksam, einer vielschichtigen Geschlechtsidentität, die von den gängigen Stereotypen abweicht. Die Problematik ist heikel: Denn das Mögliche zu denken, heißt noch lange nicht, dass alles Mögliche auch erstrebenswert ist. Andererseits, herrschende Normen nicht zu hinterfragen führt dazu, dass mögliche – und bereits existierende – Lebensweisen weder denkbar

noch anerkenntbar sind, da sie scheinbar nicht existieren. Es geht Butler somit nicht darum, die Augen für das grenzenlos Mögliche zu öffnen und diesem unkritisch zu begegnen. Vielmehr geht es um einen Blick dafür, was an den Rändern anerkannter Normen längst begegnet und darum, diese Realitäten als menschlich anzuerkennen, um Menschen ein lebenswertes Leben zu ermöglichen. Das bedeutet, mit sich und der eigenen Sozialität sowie den herrschenden Normen einen kritischen Umgang zu pflegen und um die Kraft der Normalisierung der Norm zu wissen.

Die Dekonstruktion der Geschlechternormen als Theorie im Vollzug

In dem letzten Aufsatz „Kann das ‚Andere‘ der Philosophie sprechen?“ schlägt Butler vor, Fragen der Übersetzung auch als Sachfragen zu behandeln. Denn während der Titel von „Geschlechternormen“ spricht, ist in den Beiträgen durchgehend von „Gender“ die Rede, wie der Band im Original ja auch „Undoing Gender“ heißt. Der Gebrauch von Gender stößt oft an seine Grenzen, was auch durch die neuerliche Zusammenstellung der einzelnen Beiträge bedingt sein mag. So heißt es beispielsweise: „Gender ist der Mechanismus, durch den Vorstellungen von Männlichkeit und Weiblichkeit produziert und naturalisiert werden. Gender könnte aber auch der Apparat sein, durch den solche Vorstellungen dekonstruiert und denaturalisiert werden.“ (74) Wenn Butler Geschlechtskonzeptionen analysiert, um die suggestive Verwendung sprachlicher Ausdrücke aufzuzeigen, wäre es sinnvoll, dass sie sich selbst möglichst präzise auszudrückt. Was soll gemeint sein, mit „Gender“ sei ein „Mechanismus“ oder ein „Apparat“? Es lässt sich einiges darunter vorstellen, und genau diese Vieldeutigkeit ist das Problem, obwohl sich Dekonstruktion und Präzision nicht ausschließen. Übersetzt heißen die beiden terminologisch verkomplizierten Sätze doch nicht mehr als: Geschlechtsidentitäten sind veränderbar, auch wenn wir das manchmal vergessen und einige es nicht wahr haben wollen. Der oft geäußerten Kritik, Butler hielte sich stets im Unkonkreten auf, für die diese Passagen ein Beleg sind, lässt sich dennoch widersprechen und eine alternative Interpretation dagegensetzen. Butler gibt sich nicht leichtfertig der Illusion hin, konkrete Lösungen vorschlagen zu können, bevor nicht alle Stimmen gehört wurden. Aus dem einfachen (guten) Grund, dass sich keine Vorstellung dessen gewinnen lässt, was genau gemeint ist, mit der Rede vom Menschlichen. Dabei ist ihr die Unmöglichkeit dieses Unterfangens natürlich bewusst.

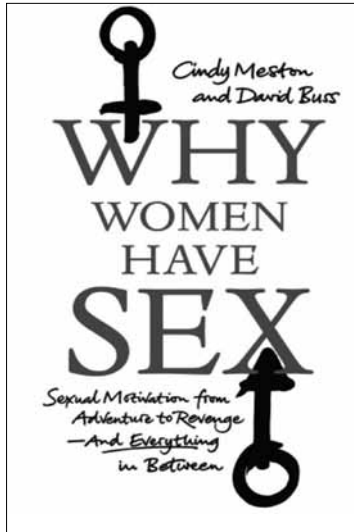
Dieses Eingeständnis scheint vielleicht entmutigend, aber immerhin ehrlich. Die gute Nachricht: Die Lösung ist im Beschreiten des Weges bereits enthalten. Butler liefert mit ihrem Band eine hervorragendes Beispiel,

lautlosen und marginalisierten Stimmen Gehör zu verschaffen, den Diskurs zu öffnen und damit zu verändern. Indem sie fordert, dass alle Stimmen gehört werden müssen, macht sie im Umkehrschluss auf die Schwierigkeit dieses Unterfangens aufmerksam. Dies müsste im Mindesten zu der Einsicht führen, dass wir kein Recht haben, Universelles auszusprechen, welches keiner ständigen Revision unterliegt. Wir können nicht mehr leichtfertig ‚so tun als ob‘ und zum Beispiel Menschen, die sich im ‚falschen‘ Geschlecht wissen eine ‚Störung‘ attestieren, die mitunter auf der Feststellung beruht, ob sie als Kind mit Puppen oder Autos gespielt haben. Bewusst widersprüchlich fordert Butler Unmögliches und provoziert so die Sichtbarkeit genau dieses Spannungsverhältnisses. Konsequenterweise zeigt sie den Leser_innen, wie kontingent und wenig universell die Grenzen des Menschlichen sind. Dies müsste, und hier kommt der ethische Aspekt mit ins Spiel, zu einer Öffnung der Grenzen führen, die in erster Linie darin besteht, Menschen gerecht zu werden. Der Rest ergäbe sich quasi von selbst. Butlers Vorgehen ließe sich *Theorie im Vollzug* nennen: Sie verbindet ihre Theorie mit ihren Forderungen derart, dass dadurch etwas anderes, viel Komplexeres sichtbar wird: „Es mag sein, dass das, was ‚richtig‘ ist und was ‚gut‘ ist, darin besteht, offenzubleiben für die Spannungen, denen die grundlegendsten Kategorien, die wir brauchen, ausgesetzt sind – sich klarzuwerden über die Unwissenheit im Kern dessen, was wir wissen und was wir brauchen, und das Zeichen des Lebens – und dessen Aussichten – zu erkennen.“ (359) Keine Politik der Menschlichkeit, keine Suche nach dem Menschlichen käme lange ohne ein solches theoretisches Fundament aus, das seine Abgehobenheit und seine Abstraktion verliert, wird es vollzogen und praktiziert.

Mit ihren verschiedenartigen Beiträgen weist Butler darauf hin, wie umfangreich und umkämpft der Schauplatz Geschlecht ist. Das Denken für das Mögliche zu öffnen, stellt damit die Grundforderung des Bandes dar. Er enthält keine Anweisungen, keine einfachen Instruktionen, wie dieses oder jenes zu erreichen wäre. Ziel ist es, auf die zu Grunde liegenden Normen und Ordnungen hinzuweisen, Diskurse anzustoßen und Vielstimmigkeit sichtbar werden zu lassen. Butlers Aufsätze sind also nur ein Schritt auf dem Weg zu einer alternativen Praxis des Menschlichen, aber kein beliebiger. Sie arbeitet anhand verschiedener Beispiele und Debatten die grundlegenden Fragen und Probleme heraus.

Ihrem Denken zu folgen, heißt, sich der Art und Weise, wie wir normalisieren, Wahrheiten aussprechen und universalisieren ein Stück weit zu stellen und dies zum Thema zu machen. Ein Weg, den es sich unseres Erachtens lohnt, mitzugehen und zu durchdenken.

Anna Fiehn (Berlin), Ruben Marc Hackler (Bielefeld)



Meston, Cindy & Buss, David: **Why Women have Sex. Sexual Motivation from Adventure to Revenge – And Everything in Between**, Random House UK 2009 (336 S., Paperback, ISBN-13: 978-1847921307, Preis: 11,95 €)

Warum haben Frauen Sex? Eigentlich eine einfache Frage. Aber schon der Untertitel dieses Buches der renommierten Sexualforscherin und -therapeutin Cindy Meston und des Evolutionspsychologen David Buss deutet an, dass es auf die Frage keine einfache Antwort geben kann. Die Autoren haben versucht, dieses komplexe Forschungsgebiet umfassend, anschaulich, amüsant und leicht verständlich auf einem populärwissenschaftlichen Niveau darzustellen. Dies ist ihnen auch größtenteils gelungen. Die Kombination aus Informationen von frühen und aktuellen Forschungsergebnissen der verschiedensten Forschungsbereiche, die durch zahlreiche (insgesamt 260) Literaturhinweise belegt werden, und vor allem die Ergebnisse ihrer aktuellen Interviewstudie mit 1006 Frauen unterschiedlichen Alters, Nationalität und Sexualorientierung gibt neue, manchmal überraschende oder auch erheiternde Einblicke in die weibliche Sexualität und ermöglicht vielleicht für den einen oder anderen ein anderes Verständnis für komplexe Zusammenhänge.

Auch wenn die meisten Frauen über weibliche Sexualität wohl deutlich mehr wissen als Männer, gibt es doch noch viele Infos, die entweder neu oder in neuem Zusammenhang bewertet, nicht nur zu einem besseren Verständnis der eigenen Sexualität, Motivation und des ablaufenden evolutionären Programms, verhilft, sondern auch konkrete Hilfestellung bietet, die weibliche Sexualität weiter zu entdecken, zu nutzen, zu genießen und auch zu schützen. Ein Kapitel des Buches behandelt sexuellen Missbrauch, Täuschung und Gewalt. Dieses Thema haben die Autoren trotz Bedenken aufgenommen, da es hier zwar nicht um die Motivation der Frauen geht, aber viele Frauen auf die Frage nach ihrer Motivation für Sex

geantwortet haben, dass Männer durch Nötigung, Gewalt, Drogen, Alkohol für sie entschieden haben. Die Autoren wollen betroffenen Frauen zeigen, dass sie mit ihren Erfahrungen bzgl. erzwungenem Sex nicht allein sind und Hilfen zur Prävention zeigen.

Für Männer könnte dieses Buch, wenn sie nicht gerade in der Forschung über weibliche Sexualität arbeiten, so einige Überraschungen bieten. Frauen haben laut Meston und Buss 237 verschiedene Gründe Sex zu haben. Außer der oft vermuteten Motivation Liebe, Lust und Kinderwunsch wurden von den befragten Frauen Motive von Tauschhandel bis Rache, von Selbstwerterhöhung bis Mitleid genannt und noch diverse Gründe dazwischen. Hinzu kommen noch die nicht immer bewussten physiologischen und hormonellen Zusammenhänge der sexuellen Motivation. Romantische Betrachtungen über Erotik oder Liebe wird man in diesem Buch nicht finden. Das macht aber auch nichts. Dafür gibt es ja genug andere Bücher. Eine interessante Lektüre, die für Sexualtherapeuten eher weniger praktischen Nutzen bietet, aber anregt zu kritischer Diskussion und weitergehender Recherche.

Die vielfältige und komplexe weibliche Motivation zum Sex stellen die Autoren systematisch vor und fragen als erstes: Was macht Frauen an? Gute Gene und gute Ressourcen! Und wie erkennen Frauen das möglichst schnell? Eine der wichtigsten Zutaten für Sexappeal ist der Geruch des Mannes, der über die sexuelle Erregung der Frau entscheidet. Am Geruch erkennt eine Frau besonders zur Zeit ihres Eisprungs den MHC-Genkomplex, der für die Immunabwehr wichtig ist. Die Wahl eines komplementären Sexualpartners mit unterschiedlichen MHC-Genen bietet zwei Vorteile: zum einen das Vermeiden von Inzucht, zum anderen eine bessere Immunabwehr der Nachkommen. Außerdem riechen Frauen die Symmetrie des männlichen Körpers, die für gute Gesundheit und gute Gene steht. Männlicher Geruch bestimmt nicht nur die Partnerwahl der Frau, sondern auch die Häufigkeit des Sex und die Wahrscheinlichkeit, dass sie schwanger wird, da männliche Pheromone die weibliche Fruchtbarkeit fördern. Körpergröße und einen V-förmiger Körperbau finden Frauen attraktiv. Größe bedeutet höherer Status und Schutz. (Große Männer verdienen in der Regel mehr, große Polizisten werden weniger angegriffen und große Männer haben mehr Sex.) Der V-förmige Körper steht für körperlich und sozial dominant (diese Männer haben früher und mehr Sex als kleinere Männer, mehr Seitensprünge, mehr Angebote von gebundenen Frauen). Durch ein hohes Testosteron-Level in der Pubertät entstehen die maskulinen Gesichtszüge. Da aber maskulinere Männer weniger treu sein sollen, wählen Frauen auch deswegen einen weniger maskulinen Mann. Sie bekommen dadurch zwar den besseren Vater und treueren Partner, aber weniger gute Gene für die Nachkommen. Daher entschei-

den sich laut DNA-Studien 12% der Frauen für eine duale Partnerwahl und werden schwanger von einem anderen als dem Langzeitpartner. Leider wird gerade diese überraschende Prozentangabe von den Autoren nicht durch einen Verweis auf die Quelle untermauert. Auch die Stimme des Mannes (Sound of Sexiness) trägt entscheidend zur Attraktivität bei. Frauen verbinden mit der durch Testosteron tiefen Stimme bessere Gesundheit, Maskulinität, soziale Dominanz, Alter und Respekt. Entsprechend haben diese Männer mehr Sex und mehr Kinder. Die sexy Stimme wird von Frauen ebenso wie der männliche Gang verstärkt um die Ovulation wahrgenommen. Außer den äußerlichen Merkmalen ist den Frauen eine sexy männliche Persönlichkeit wichtig. Frauen lieben Männer mit Humor und Selbstbewusstsein. Auch wenn viele Männer das nicht glauben, ist Humor die beste Taktik, um Frauen anzuziehen. Frauen mögen Männer, die Humor produzieren und Männer mögen Frauen, die über ihre Witze lachen. Auch Macht und Ruhm faszinieren viele Frauen. Nicht nur das Partizipieren an den Ressourcen der Mächtigen durch eine längere Beziehung wirkt anziehend, sondern auch flüchtige Sexualekontakte (kurze Kontakte mit Filmstars oder berühmten Athleten). Ein weiterer wichtiger Aspekt der Attraktivität ist die Nähe oder Ähnlichkeit zwischen Frau und potentiell Partner. Mit jedem Kontakt und mit jeder Feststellung von Ähnlichkeit, z.B. durch Nachbarschaft, den Sitzplatz in der Klasse und durch die Häufigkeit des Kontakts nimmt die Angst vor Fremden ab. Zu viel Ähnlichkeit ist allerdings auch wieder schlecht, „proximity can kill sex faster than fainting“ – etwas geheimnisvoll soll es ja auch noch sein.

Und was macht der Frau Spaß? Erogene Zonen der Frau können praktisch überall sein. Häufige sind Nacken, Ohrfläppchen, Mund, Lippen, Brust, Brustwarzen, Genital, Po, Innenschenkel, Anus, Kniekehlen, Finger, Zehen, wobei die Art der Berührung an den erogenen Zonen die Erregung bestimmt. Bei der Stimulation der Brust steigt bei 82% der Frauen die Erregung, bei 7% sinkt sie. Abhängig ist die Erregung auch von den Hormonen und der Größe der Brüste (je kleiner, desto sensibler). Die Genitalerregung entsteht oft schon durch genitale Mehrdurchblutung, die einige Frauen als sehr angenehm empfinden. Da das Gewebe von Männern und Frauen sehr ähnlich ist, wirkt Viagra u.ä. physiologisch auch bei Frauen. Allerdings empfinden Frauen dadurch weniger sexuelle Gedanken, Gefühle und Wünsche als Männer. Eine mögliche Hypothese ist, dass Männer eine engere Bindung an den Penis durch ständigen Gebrauch, ständiges Anfassen und häufigeres Masturbieren haben und dadurch sexuelle Gedanken nahe liegen. Für einige Frauen ist die angenehmste Stimulation außer an der Klitoris im vorderen Bereich der Vagina, nahe der Öffnung, da dort die Nervenenden liegen. Allerdings verlieren die Nervenenden durch Wie-

derholung der Reizung ihre Sensibilität und brauchen eine Pause. In der Vagina gibt es zwei Bereiche, die bei Druck einigen Frauen sexuellen Genuss bringen können: der G-Punkt (der abhängig ist von der Gewebedicke zwischen Vagina und Urethra, wie italienische Forscher herausgefunden haben) und der Cervix (Die Regel „size doesn't matter“, bzgl. der Penislänge stimmt also nicht immer. Bei einigen Frauen ist Druck auf die Cervix erregend und nötig für einen Orgasmus, bei anderen Frauen dagegen schmerzhaft). Orgasmusprobleme bei Frauen können außer durch medizinische Ursachen wie koronare Herzkrankheiten, Hypertonus, diabetische Neuropathie und einige Medikamente durch zwei Gründe entstehen: zuwenig angenehme Stimulation oder Ablenkung von der angenehmen Stimulation. Der Orgasmus-Killer Nr.1 scheint dabei die (religiöse) Überzeugung zu sein, dass Sex zur Zeugung da ist. Kulturelle Unterschiede können ebenso Einfluss auf das sexuelle Erleben haben: wo Frauen Spaß am Sex haben sollen, haben sie auch mehr Orgasmen. Die meisten Frauen müssen erst lernen, wie Orgasmus geht.

Auch wenn die Autoren die Liebe als ein wichtiger Prädiktor für Zufriedenheit und Glück (Top 12 von den über 200 Gründen Sex zu haben) nicht ganz außen vor lassen, betrachten sie sie unter rein wissenschaftlichen Gesichtspunkten als mentales Chaos (Studie über Hirnaktivität von Verliebten und Nicht-Verliebten des Neurowissenschaftlers Birbaumer), als natürlichen Rausch (fMRI-Studie von Bartels & Zeki bei Verliebten) und mentale Störung. Anhand der Studien an Prärie- vs. Rocky-Mountain-Wühlmäusen bzgl. ihrer Mono- bzw. Polygamie wird auch der Aspekt der Bindung thematisiert. Bindung entsteht durch Oxytocin und ist abhängig von der Rezeptoranzahl für Oxytocin und Vasopressin.

Und wie erobern Frauen? Im Gegensatz zur männlichen Konkurrenz, die offen zur Schau gestellt wird, ist weibliche Konkurrenz lange kaum beachtet worden. Dabei konkurrieren Frauen genauso wie Männer in der Sexualität, besonders mit der körperlichen Schönheit. Um die äußerlichen Vorteile besser hervorzuheben, konsumieren Frauen im Vergleich zu Männern ein vielfaches an Produkten für ihr Äußeres und verbringen viel mehr Zeit damit, um zu betonen wie jung, frei von Fehlern und gesund sie sind – also sexuell begehrenswert. Frauen brauchen i.d.R. viel Zeit, bevor sie ausgehen, um sich zurecht zu machen und damit eine größere Auswahl an Paarungsobjekten zu erhalten. Zusätzlich kommt dann noch das zu diesem Zweck übliche Verhalten (Brust raus, Vorbeugen des Dekolleté, längerer Blickkontakt, hüftbetonter Gang, Lippen befeuchten), was mehr Männer anspricht und somit die Auswahl erhöht. In Studien zeigte sich, dass Frauen zurzeit ihrer Ovulation aufreizendere und freizügigere Kleidung tragen als sonst. Auch das Kaufverhalten für

Kleidung und Accessoires ist um den Eisprung vermehrt (besonders in Anwesenheit von weiblichen Rivalinnen), die Attraktivität ihrer potentiellen Rivalinnen wird eher abgewertet, die Lust auf Partys und die Flirtbereitschaft (trotz Partner) steigt. Um die Ovulation hat die Paarungswahl für Frauen mehr Konsequenzen, Fehler kosten mehr und ein Sieg über Rivalinnen hat den größten Nutzen. Denn bei sexueller Rivalität geht es u.a. darum, den statushöheren Mann zu erobern. Laut einer Studie von Buss ist das Umwerben eines gebundenen Mannes keine Seltenheit. (Eine nicht unübliche Taktik ist es, die Rivalin des Seitensprungs zu bezichtigen, einen Fehler in der Beziehung oder der Rivalin zu betonen („Du bist zu gut für sie“), abzuwarten bis das Paar einen Konflikt hat, oder noch besser: einen heimlichen Seitensprung anbieten, der dann doch rauskommt und den Partner dann nach der Trennung übernehmen.) Diese Taktik birgt allerdings auch die Gefahr der Rache in sich.

Sexuelle Eifersucht entsteht entweder aus verletztem Stolz oder als Abwehr einer Bedrohung, wobei das Ausmaß der Eifersucht davon abhängig ist, ob in der jeweiligen Kultur Privatbesitz vorherrscht, Heirat als Status gilt und zum Überleben nötig ist, ob Sex außerhalb der Ehe schwer zu bekommen ist und ob Kinder einen hohen Wert haben. Männliche Eifersucht ist nicht nur das häufigste Mordmotiv in Beziehungen weltweit, sondern kann auch zu Formen der Kontrolle ausarten wie die Beschneidung der Frauen in einigen Ländern. 31% der Frauen (17% der Männer) berichten in der Studie von Meston und Buss davon, die Eifersucht ihres Partners schon provoziert zu haben, um das Verlangen des Partners zu erhöhen, seine Verbundenheit zu testen und seinen Einsatz zu fördern. Bei weiblicher Eifersucht geht es auch, aber anders als bei Männern um Kontrolle und Bewachung. Der Mann wird befriedigt, damit es keine andere macht, denn sonst ginge womöglich seine Unterstützung verloren. Es stellt außerdem den Schutz vor ansteckenden Krankheit und Ansehensverlust dar.

Sex wird von Frauen aber manchmal auch als Pflicht angesehen, um einen Konflikt zu beenden und um endlich Ruhe zu haben. Einige Frauen fühlen sich unfähig, Nein zu sagen oder willigen in Sex ein, obwohl sie keinen Sex wollen. Zu Beginn einer Beziehung werden die wahren sexuellen Bedürfnisse der Partner nicht deutlich, da sie i.d.R. bei beiden hoch sind. Später zeigen sich dann die echten Bedürfnisse – doch dann ist es oft zu spät; sie sind schon in einer Beziehung. Männer geben ein größeres sexuelles Verlangen an als Frauen, die hinsichtlich des Zeitpunktes und der männlichen Gene wählerischer sein müssen. Biologische Gründe für weibliche Unlust können zum einen Hormone sein, Schwangerschaft, Stillen, Menopause, Krankheiten, Medikamente, zum anderen psychologische Turn-offs wie Übergewicht oder fehlende

Hygiene des Partners, sinkender Status, Gesundheit, Ejaculatio praecox oder erektile Dysfunktion des Partners und die Länge der Beziehung (hier geben die Autoren auch Tipps für sexuelle Aktivität in langen Beziehungen). Die Gründe für ungewollten Sex können vielfältig sein: Erhalt der Partnerschaft, Pflicht, um Streit zu vermeiden, dem Partner einen Gefallen tun, wenn die Beziehung mehr Gewinn als Kosten bringt, wenn schon viel in die Beziehung investiert wurde, wenn Alternativen (neue Partner) nicht erreichbar sind, weil der Mann das Geld nach Hause bringt und die Frau Kinder und Haushalt versorgt und aus Mitleid mit dem Mann. Ob Frauen sich deswegen schlecht fühlen, hängt wohl eher vom Motiv ab, ob es sich dabei um Annäherung oder Vermeidung handelt.

Frauen handeln und tauschen Sex – wörtlich und symbolisch für Gehaltserhöhungen, einen neuen Job, Beförderung, Geld oder Drogen. Geschenke für Sex gibt es in allen Kulturen überwiegend von Männern an Frauen. Frauen gewähren Sex oder enthalten ihn vor; Männer wollen ihn und Frauen können dies nutzen, um Vorteile zu haben. Bei den knappen Ressourcen (die festgelegte Anzahl von Eiern und 9 Monate Schwangerschaft) konkurrieren die Männer um den Zugang. Und entsprechend können die Frauen wählerisch sein. Männer deuten oft Signale von Frauen irrtümlich als sexuell (Lächeln aus Freundlichkeit oder Höflichkeit); die meisten Männer finden die meisten Frauen attraktiv – aber die meisten Frauen finden die meisten Männer nicht attraktiv; Männer machen Abstriche bei wünschenswerten Eigenschaften um Sex zu haben – Frauen bleiben in der Regel bei ihren hohen Ansprüchen; und Männer sind durch Visuelles (Anblick einer attraktiven Frau) leicht zu erregen. Dies alles können Frauen nutzen, u.a. bei der Partnerwahl, zur Verbesserung ihrer sozialen und wirtschaftlichen Lage.

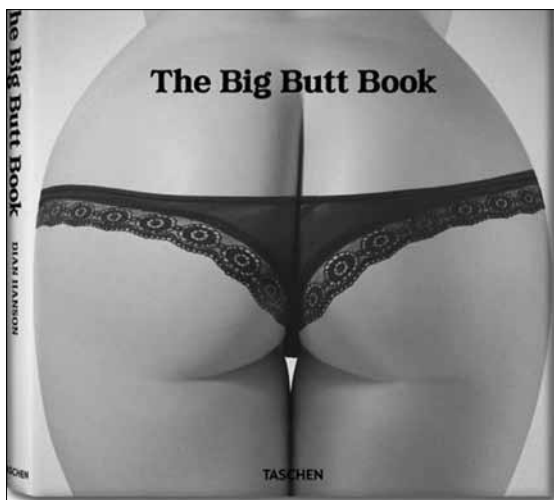
Sex hat Einfluss auf das weibliche Selbstbewusstsein und umgekehrt. Selbstsicherheit ist sexy. (Die Selbstachtung von Männern mit Erektionsproblemen oder Impotenz leidet dramatisch. Kaum etwas erhöht das männliche Selbstbewusstsein mehr als die frische sexuelle Eroberung einer attraktiven Frau). Die Standards weiblicher Schönheit variieren zwar kulturell; reine, glatte Haut, volle Lippen, strahlende große Augen, guter Muskeltonus, beschwingter Gang, Symmetrie und das richtige Taille-Hüfte-Verhältnis – alles assoziiert mit Fruchtbarkeit – hat universalen Sexappeal. Dies hat den Nachteil, dass Frauen ihr Körperbewusstsein mit ihrer sexuellen Attraktivität und mit speziellen Körperattributen wie Taille, Hüfte und Schenkel verbinden. Da Männer für die äußerlich offensichtlich vielfältigen Fruchtbarkeitshinweise der Frau Vorlieben entwickelt haben, erhält das weibliche Aussehen so eine immense Bedeutung. Es ist, wie es ist, Frauen werden manchmal als Sexobjekt gesehen und Männer manchmal als Statusobjekt. Es gibt aber auch Vorteile:

Sex kann das Selbstvertrauen enorm erhöhen (dies wird von einigen Frauen auch gezielt eingesetzt, um sozialen Status, soziale Akzeptanz, Ansehen oder Bestätigung zu bekommen – mit entsprechenden Männern, auf die Frau nicht unbedingt sexuell Lust haben muss).

Sex kann aber auch trösten bei Trennung und Liebeskummer („the best way to get over someone is to get under someone else!“, wie eine Teilnehmerin der Studie von Meston und Buss zu diesem Thema angab). Außer der Selbstwerterhöhung wird Sex von Frauen auch zur Machtausübung genutzt (Kontrolle und Einfluss über den Partner oder als Wohltat für unerfahrene Männer). Selbst eine Frau, die eine gewisse physische Gewalt beim Sex mag, kann durchaus sexuelle Macht über den Mann empfinden. In einer Studie von Hawley über Gewaltfantasien von Frauen konnte gezeigt werden, dass Frauen, die dies mögen, ein höheres Selbstbewusstsein haben. Die Autoren schließen daraus, dass die erotische Empfindung bei sexueller Gewalt durch Männer nicht die Schwäche sondern die Macht der Frauen zeigt, da der Mann wegen ihrer sexuellen Attraktivität, Faszination und Unwiderstehlichkeit seine Kontrolle verliert. Sexuelle Dominanz des Partners bevorzugen Frauen manchmal auch, um endlich einmal Verpflichtungen und Kontrolle abzugeben.

Und zu guter letzt ist Sex für viele Frauen auch Medizin. Sex ist ein hervorragendes Schmerzmittel, z.B. gegen Kopf- und Regelschmerzen, Einschlafhilfe, Prophylaxe gegen Endometriose, Stressbewältigung zum Abbau von Ärger und Streit, zur Gewichtsreduktion, Gesunderhaltung, Erhöhung der Lebenserwartung und vieles mehr.

Regina Marx (Kiel)



Dian Hanson: **The Big Butt Book. The Dawning of the Age of Ass.** Text englisch / deutsch / französisch. Köln / Berlin / Los Angeles, Taschen Verlag Klaus Wagenbach 2010 (372 S., geb., ISBN-13: 9783836511155, Preis: 39,90 €)

Der Taschen Verlag ist in seinen Marktsegmenten einer der erfolgreichsten Verlage nicht nur im Stammland Deutschland, sondern auch international. Das hängt wohl mit den aufwändig produzierten Büchern zusammen, bei denen der (mehrsprachige) Text sicher nicht unwichtig ist, aber gewiß nicht so bedeutend wie die oft farbigen Illustrationen. Das Verlagsprogramm umfasst u.a. Architektur, Design, Film, Fotografie, Kunst, Mode, Lifestyle. Und auch eine Sparte namens „Sexy Bücher“ mit Dauersellern wie „ Erotische Kunst des 20. Jahrhunderts“. Zunehmend finden sich im Verlagsprogramm neben preiswerten Klassikern des jeweiligen Genres auch manchmal sehr teure großformatige Bildbände, die sogenannten „Coffee Table Books“.

Das hat sich nicht dadurch geändert, dass Angelika Taschen sich inzwischen von ihrem Mann und Mitverleger Benedikt Taschen nicht nur privat, sondern auch beruflich getrennt hat und nunmehr mit dem Berliner Kunstbunker – Galeristen Christian Boros gemeinsam den vom Programm her nicht völlig unähnlichen „Distanz Verlag“ betreibt. Immerhin ist statt Frau Taschen mit Klaus Wagenbach ein renommierter Kleinverleger neuer Taschen-Partner geworden.

Zum Markterfolg haben die „Sexy Books“ vermutlich entscheidend beigetragen. Dazu gehört auch eine Serie über Körperteile mit bisher drei Titeln: „The Big Book of Breasts“, „The Big Book of Legs“ und „The Big Penis Book“. Jetzt kommt mit dem „Big Butt“ der Hintern dazu. Die Herausgeberin Dian Hanson beschäftigt sich seit Jahrzehnten mit Fetisch-Sex und sieht sich selbst als Kennerin männlicher (nicht unbedingt weiblicher) Sexualität. Ihr neuester Bildband beeindruckt zunächst quantitativ: über 400 oft farbige Abbildungen, Großformat 310 x 314 x 37 mm, 3130 Gramm Gewicht – „gefühlte 15 kg“, wie das Berliner Stadtmagazin „tip“ spottete. Und das bei einem Preis von 39,90 €.

Wie aber ist es qualitativ? Einer Einleitung folgen chronologisch strukturierte Kapitel. Obwohl Material aus dem gesamten zwanzigsten Jahrhundert ausgewertet wurde, stehen die vierziger / fünfziger Jahre am Anfang. Dann kommt ein eigener Abschnitt für die besonders ergiebigen sechziger Jahre. Anschließend geht es um die Zeit von 1970 bis 1990. Beendet wird das Buch mit einem Kapitel „2001. An Ass Odyssey“. Es sind viele der bekanntesten Erotik-Fotografen des vorigen Säkulums vertreten, darunter Elmer Batters, Ellen von Unwerth, Jean-Paul Goude, Ralph Gibson, Richard Kern, Jan Saudek, Ed Fox, Terry Richardson sowie Sante d’Orazio. Fotomodelle mit kleinem Po wie Pamela Anderson sind ebenso repräsentiert wie Serena Williams mit ihrem voluminösen Hinterteil. Dazu kommen Zeichnungen von Eric Stanton u.v.a.m. Es gibt Interviews mit Autoren wie dem aus einschlägigen Porno-Filmen bekannten John Stagliano

(„Buttman“), dem Filmemacher Tinto Brass oder dem Karikaturisten Robert Crumb. Auch Modelle sind Gesprächspartner, etwa Buffie the Body, Coco, Watermelon Woman aus Brasilien und Eve Howard, die als Spanking-Objekt zu (relativer) Prominenz kam. Der dreisprachige Text ist parallel angeordnet, die Übersetzungen aus dem amerikanischen Englisch sind ausgezeichnet (deutsch von Egbert Baqué, Berlin; Französisch von Alice Pétilot, Paris). Quasi – kultursoziologische und kulturgeschichtliche Themen sind zwar implizit meist präsent, werden aber explizit eher gestreift (wenn überhaupt).

So etwa die Frage, ob der von Busen dominierten (US-)Kultur der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts eine Renaissance des Popos folgte, wofür die Kehrseite der Schauspielerin Jennifer Lopez symbolisch stehen könnte (vgl. Untertitel).

Überlegungen zum Allerwertesten als „Proletariat der Körperteile“ im Kontext bürgerlicher Arbeitsethik (Hans-Jürgen Döpp) oder als Symbol politischer Passivität (so schon Paul Levi) lassen sich nicht finden. Exkurse in die Kunstgeschichte sind minimal. Zwar wird Man Rays berühmte Fotostudie des eiförmigen Hinterns reproduziert, aber Pablo Picasso oder George Grosz sind so wenig vertreten wie Max Ernst oder André Masson.

Die (gerade fürs männliche Publikum) oft real von Angst und Scham besetzte Thematik wird durch Scherz, Satire, Humor, Ironie u.ä. heiter, effektiv und vielleicht

sozial sanktionsfrei präsentierbar dargeboten. Eine wesentliche Funktion des Werks ist vermutlich, eine Masturbations – Vorlage von Format zu bieten. So sehen es jedenfalls Verleger und Herausgeberin. Und sicherlich ist das Niveau dieses auf vielen Couchtischen vorstellbaren Buches sehr viel höher als das schmutziger Porno-Hefte oder entsprechender Sex-Seiten im Internet.

Dennoch sollte angemerkt werden, dass die Konzentration auf prospektive männliche heterosexuelle Leser zu einer Dominanz des weiblichen Gesäßes führt, die zumindest Frauen und Homosexuelle nicht absolut goutieren dürften. Es gibt keine Diskussion über eine mögliche Androgynität des größten menschlichen Muskels. Nackte Männerhintern? Fehlanzeige.

Die Frauenärsche wirken ubiquitär und omnipräsent, eine „totalitäre“ Vision von „Big Brother“ (oder vielleicht besser „Big Sister“) wie sie George Orwell in seiner Dystopie des allgegenwärtigen Big Brother in „1984“ noch nicht vorgeschwebt haben dürfte. „Acknowledgements“ sind wohl aus rechtlichen Gründen vorhanden, aber recht knapp und kleingedruckt. Ein Sach- und ein Personenregister fehlen wie ein Quellenverzeichnis. Der Rezensent empfiehlt die konsekutive Lektüre in Intervallen oder auch die von Stichproben, um Ermüdungserscheinungen vorzubeugen.

Volker Gransow (Berlin)



Hannie van Rijsingen, Unsichtbare Affären, Per Mausclick zum Sexkick

Orlanda-Verlag 2010, 180 Seiten, Paperback, ISBN: 978-3-936937-76-1, € 14,50

Wer dauerhaft virtuell fremdgeht, hat Cybersex – oft auf Kosten des realen Sexlebens. Damit verändert er nicht nur sich selbst, sondern ebenso das Leben von Partner und Familie. Wie fast jeder Seitensprung findet auch der virtuelle im Verborgenen statt. Die „wirklichen“ Partner wissen in der Regel nichts davon, zumal die Nebenbuhler nur virtuell existieren. So bleibt die per Mausclick stattfindende Affäre gewissermaßen doppelt unsichtbar – und hat doch massive, sichtbare Folgen im realen Leben der Betroffenen, die nicht selten süchtig nach dem virtuellen Sexkick werden. Offenheit, Ehrlichkeit und Respekt machen in vielen Beziehungen Platz für Lügen und Betrug. In *Unsichtbare Affären* beschreibt die Sexologin und Therapeutin Hannie van Rijsingen welche Auswirkungen der regelmäßige Onlinekonsum von Sex auf die Partnerschaft hat und was man aktiv dagegen unternehmen kann. Hannie van Rijsingen ist keine Moralistin, die uns vorschreibt, was wir zu tun und zu lassen haben, sondern sie bricht eine Lanze für eine respektvolle Sexualität

Themenschwerpunkt		Thematic Focus	
<i>Ahlers, Christoph J.</i>		<i>Ahlers, Christoph J.</i>	
Porno, Dating, Beziehungswünsche: Sexualität und Partnerschaft im Internet	114	Porno, dating, relationships: Sexuality und partnership in the internet	114
<i>Beier, Klaus M.</i>		<i>Beier, Klaus M.</i>	
Sexuelle Präferenzstörungen und Bindungsprobleme	24	Disturbances in sexual preference and bonding	24
<i>Beier, Klaus M. u. Laura F. Kuhle</i>		<i>Beier, Klaus M. u. Laura F. Kuhle</i>	
Internet und neue Medien: Perspektiven für die Sexualmedizin	139	Internet and the new media: Perspectives for Sexual Medicine	139
<i>Brenk-Franz, Katja</i>		<i>Brenk-Franz, Katja</i>	
Sexuelle Verhaltensweisen in Abhängigkeit vom Bindungsstil	14	Sexual behavior in relation to the attachment style	14
<i>Brancalion, Martina u. Johann F. Kinzl, Verena Eisenmann</i>		<i>Brancalion, Martina u. Johann F. Kinzl, Verena Eisenmann</i>	
Prostitution bei Studentinnen – Resultate einer Online-Studie	119	Prostitution among female students – Results of an on-line study	119
<i>Döring, Nicola</i>		<i>Döring, Nicola</i>	
Internet-Sexualität: Spektrum und Chancen	91	Internet sexuality: Scope and opportunities	91
<i>Grossmann, Klaus E.</i>		<i>Grossmann, Klaus E.</i>	
Sichere und unsichere Bindungserfahrungen im Säuglingsalter und ihre Folgen für die Entwicklung der Persönlichkeit	5	Reliable and unreliable bonding experiences of infants and the consequences for personality development	5
<i>Imhorst, Elisabeth</i>		<i>Imhorst, Elisabeth</i>	
Bindungsverhalten bei Männern mit bisexueller Praxis	38	Men who practice bisexuality	38
<i>Leidlmaier, Karl</i>		<i>Leidlmaier, Karl</i>	
Virtuelle Nähe in Netzgemeinschaften – Chancen und Risiken	32	Virtual intimacy in social networks – chances and risks	32
<i>Rebensburg, Klaus</i>		<i>Rebensburg, Klaus</i>	
Internet 2010 – Informationsgesellschaft 2020	126	Internet 2010 – Information society 2020	126
<i>Taylor, Max u. Ethel Quayle</i>		<i>Taylor, Max u. Ethel Quayle</i>	
Die kriminogenen Qualitäten des Internets – Zur Sammlung und Verbreitung von Missbrauchsbildern von Kindern	106	Criminogenic qualities of the internet in the collection and distribution of abuse images of children	106
<i>Wolf, Karsten</i>		<i>Wolf, Karsten</i>	
Emotionale Kompetenz als Voraussetzung für sichere Bindungen und ihre Relevanz für psychiatrische Erkrankungen	45	Emotional competency as a prerequisite for reliable bonding and its relevance for psychiatric illnesses	45
Originalarbeiten		Originalia	
<i>Beier, Klaus M. u. Eva Rothermund, Doreen Sharav, Christoph J. Ahlers</i>		<i>Beier, Klaus M. u. Eva Rothermund, Doreen Sharav, Christoph J. Ahlers</i>	
Sexualität und Partnerschaft bei rheumatischen Erkrankungen	59	Sexuality, partnership and rheumatic diseases	59
<i>Bosinski, Hartmut A. u. Dagmar A. Cedzich</i>		<i>Bosinski, Hartmut A. u. Dagmar A. Cedzich</i>	
Sexualmedizin in der hausärztlichen Praxis: Gewachsenes Problembewusstsein bei nach wie vor unzureichenden Kenntnissen	147	Sexual Medicine in GP practice: Growing awareness but still insufficient knowledge	147
<i>Kentenich, Heribert u. Kathrin Wohlfarth,</i>		<i>Kentenich, Heribert u. Kathrin Wohlfarth,</i>	
Psychosomatische und psychosoziale Aspekte der heterologen Insemination	51	Psychosomatic and psychosocial aspects of donor insemination	51
Fortbildung		Advanced Education	
<i>Haselbacher, Gerhard</i>		<i>Haselbacher, Gerhard</i>	
Krebserkrankung und Sexualität	63	Cancer and sexuality	63
Historia		Historia	
<i>Schirren, Carl</i>		<i>Schirren, Carl</i>	
50 Jahre erlebte Andrologie	68	50 years of practiced andrology	68
Humboldt-Dialog (2010)		Humboldt-Dialogue (2010)	
Reden der Laudatoren und Preisträger anlässlich der Verleihung des Stiftungspreises der Wilhelm-von-Humboldt-Stiftung an Jürgen Trabant und Heino F. L. Meyer-Bahlburg	160	Addresses of the laudatores and prize winners on the the awarding of the foundation prize of the occasion of Wilhelm-von-Humboldt-Stiftung to Jürgen Trabant und Heino F. L. Meyer-Bahlburg	160

Die Beiträge für die Sexuologie gliedern sich in Originalarbeiten, Kasuistiken und Fallberichte, Historia, sowie Buchrezensionen. Eingerichtete Manuskripte werden anonymisiert beurteilt. Der Korrespondenzautor erhält einen Korrekturabzug (Fahnen). Die Redaktion bittet, folgende Hinweise zu beachten:

Manuskripte einschließlich Literaturverzeichnis, Abbildungen, Abbildungslegenden und Tabellen sind wie folgt einzureichen, per E-mail unter: sexuologie@sexualmedizin-akademie.de oder postalisch unter: **Redaktion Sexuologie, Institut für Sexualwissenschaft und Sexualmedizin, Luisenstr. 57, 10117 Berlin.**

Die Arbeiten sollten folgendem Aufbau entsprechen: Ein gesondertes Blatt enthält: 1. einen kurzen, klaren Titel der Arbeit, 2. die Namen, Vornamen aller Autoren, 3. die vollständige Anschrift mit Bezeichnung der Abteilung, Klinik bzw. Institut, 4. die Korrektur- und Korrespondenzadresse mit Telefonnummer und ggf. Faxnummer und e-mail Adresse.

Vor dem Text stehen: 1. der Titel in Deutsch und Englisch, 2. die Autorennamen, 3. eine deutsche und eine englische Zusammenfassung (jeweils ca. 250 Worte), die Hintergrund, Methodik und Ergebnisse der Arbeit darstellen. Unter den Zusammenfassungen stehen jeweils drei bis fünf „key words“ bzw. Schlüsselwörter, entsprechend dem Medical Subject Heading des Index Medicus. Der Beitrag ist zu gliedern, bei Originalarbeiten z.B. durch kurze, klare Zwischenüberschriften wie Methodik, Ergebnisse, Diskussion. Hervorhebungen sind kursiv möglich; die Wörter im Manuskript kursiv schreiben oder unterstreichen; Texte in Kleindruck (petit) bitte deutlich durch eine entsprechende Schriftgröße abheben.

Tabellen, Abbildungen sind zu numerieren und mit einer Überschrift zu versehen. Die Einschaltstelle ist im Text zu kennzeichnen. Abbildungen – falls sie nicht als Grafikdatei vorhanden sind – sind als reproduktionsfertige Vorlagen zu liefern: etwa als Strichzeichnungen, Graphiken, Computerausdrucke oder als schwarz/weiß Fotos. Der Abdruck von Farbabbildungen erfordert eine Rücksprache mit der Redaktion. Falls Abbildungen von Patienten verwendet werden, dürfen diese nicht erkennbar und identifizierbar sein.

Für Maßeinheiten wird das SI-System verwendet. Gebräuchliche ältere Maßangaben können in Klammern ergänzt werden. Weitere Abkürzungen sollten nach Möglichkeit vermieden werden. In jedem Fall sollte der ersten Verwendung der Abkürzung die ausgeschriebene Vollform vorangestellt werden. Bei Medikamenten werden die Generika angegeben. Präparatennamen (Handelsnamen) können in Klammern ergänzt werden. Bei Geräten oder Instrumenten sollten generell die allgemeinen Bezeichnungen verwendet werden. Herstellerbezeichnungen können in Klammern ergänzt werden.

Für die Literaturangaben und die Zitierweise im Text sind nachfolgende Vorgaben unbedingt einzuhalten:

- Im Text:** 1. *Single author:* the author's name (without initials, unless there is ambiguity) and the year of publication;
2. *Two authors:* both authors' names and the year of publication;
3. *Three or more authors:* first author's name followed by 'et al.' and the year of publication.

Citations may be made directly (or parenthetically). Groups of references should be listed first alphabetically, then chronologically.

Examples:

“as demonstrated (Allan, 1996a, 1996b, 1999; Allan and Jones, 1995). Kramer et al. (2000) have recently shown ...”

Literaturliste: References should be arranged first alphabetically and then further sorted chronologically if necessary. More than one reference from the same author(s) in the same year must be identified by the letters “a”, “b”, “c”, etc., placed after the year of publication.

Examples:

Reference to a journal publication:

Van der Geer, J., Hanraads, J.A.J., Lupton, R.A., 2000. The art of writing a scientific article. *J. Sci. Commun.* 163, 51–59.

Reference to a book:

Strunk Jr., W., White, E.B., 1979. *The Elements of Style*, third ed. Macmillan, New York.

Reference to a chapter in an edited book:

Mettam, G.R., Adams, L.B., 1999. How to prepare an electronic version of your article, in: Jones, B.S., Smith, R.Z. (Eds.), *Introduction to the Electronic Age*. E- Publishing Inc., New York, pp. 281–304.